CAVOUR

EIN GROSSER REALIST

VON

MAURICE PALEOLOGUE

GRAF VON CAVOUR

CAVOUR

EIN GROSSER REALIST

VON

MAURICE PALÉOLOGUE

1929
S. FISCHER VERLAG / BERLIN

Fünfte bis siebente Auflage / Mit zwölf Bildern
Titel der französischen Originalausgabe
CAVOUR · UN GRAND RÉALISTE
Deutsche Übertragung von Paul Baudisch
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

CAVOUR

EIN GROSSER REALIST

EINLEITUNG

Es war im Jahre 19... Ein ausländischer Prinz aus regierender Familie, eine kaiserliche Hoheit, hatte soeben am Hofe Viktor Emanuels III. einen Höflichkeitsbesuch abgestattet. Nachdem die üblichen Zeremonien erledigt waren, schlug der König seinem Gaste vor, mit ihm eine Spazierfahrt durch Rom zu unternehmen, um sich die berühmten Schönheiten der Hauptstadt oder, wie in alter Zeit die Pilger sagten, die Mirabilia urbis Romae zeigen zu lassen. Die Spazierfahrt nahm sogleich ihren Anfang in der göttlichen Sonne des römischen Frühlings.

Aber der ausländische Prinz, von geringem Verstande und noch geringerer Bildung, nahm keinerlei Interesse an den im übrigen sehr sachkundigen Erklärungen seines erhabenen Cicerones. Die stolze Pracht der Sieben Hügel, das Forum, das Colosseum, die majestätischen Ruinen, die Triumphbögen, die Basiliken, die Paläste, all die zauberhaften Erinnerungen an das antike und das christliche Rom ließen ihn völlig kalt; er dachte nur an die Vergnügungen anderer Art, die ihm der kommende Abend versprach.

Als indessen der Wagen durch die Prati di Castello fuhr, bemerkte der Fürst ein längliches Gebäude, über dessen Tor zu lesen stand: Caserna Cavour.

„Was bedeutet Cavour?“ fragte er.

Aber er fügte rasch hinzu:

„Ich kann es mir denken. Es wird wohl der Name des Architekten sein."

„Sehr richtig", erwiderte der König. „Es war ein Architekt — ein berühmter Architekt: der Mann, der Italien gebaut hat."

Nicht nur, daß der Enkel des ersten Re d'Italia durch diese Äußerung dem Premierminister seines Großvaters eine einfache Schuld der Dankbarkeit erstattete; er lieh noch außerdem einer großen historischen Wahrheit das klare Zeugnis seines königlichen Wortes. Der Gründer des einigen Italiens ist in der Tat einer jener Staatsmänner, die den Geschicken ihres Vaterlandes und ihres Zeitalters aufs schärfste ihren Stempel aufgedrückt haben, einer jener Menschen, die das berühmte Paradoxon Tolstois in der auffälligsten Weise Lügen strafen, indem sie all ihre Fähigkeiten auf dem Gebiete der Politik entfalten: einen klaren und raschen Verstand, eine feste Vernunft, einen tätigen und kühnen Willen.

Unter diesem Gesichtspunkte wollte man auf den folgenden Seiten die Physiognomie Cavours heraufbeschwören: übrigens nur in einer einfachen Skizze, wobei sich des Autors Augenmerk vornehmlich darauf richtet, die ursprünglichsten Akzente dieser mächtigen Gestalt hervorzuheben, sie zu schildern in ihrer innerlichen Wirklichkeit, in der Genesis ihrer Gedanken, im Mechanismus ihrer Entschlüsse und Handlungen.

I

DIE JUGEND

Cavours Abstammung. Frühzeitige Äußerungen einer kräftigen Persönlichkeit: „Unser Sohn ist ein sonderbares Original." – Militärakademie in Turin; Pagenkorps. – Garnisonleben in den Alpen. Genua; die erste Begeisterung in der schönen Herzogsstadt. – Die Revolution von 1830. Gefängnis in der Festung Bard. Cavour nimmt seinen Abschied als Offizier. – Leben eines Landedelmannes. Lebhafter und realistischer Verstand, kräftiger Wille, neuerungsfreudige Kühnheit: alle die hauptsächlichen Eigenschaften, die später den Staatsmann auszeichnen sollten. – Leidenschaftliche Vorliebe für die Politik. – Reise nach Paris und London im Jahre 1835. Freundschaftliche Beziehung zu Tocqueville; Gegensatz ihrer Geister. – Melancholische Rückkehr in das ländliche Leben; das Gut Léri. – Cavour und die Frauen. Das Übermaß seiner erotischen Triebe; sein scharfes Gefühl für seelische Stimmungen; seine Fähigkeit, die günstige Gelegenheit zu ergreifen. Der Roman der Incognita; Erinnerung an Mirabeau. – Leben Cavours in Léri; großartige Ergebnisse des landwirtschaftlichen Betriebes. – Bedeutsame Einsicht in große ökonomische Probleme. Die Frage der Eisenbahnen bringt Cavour auf den Gedanken der Einheit Italiens.

Camillo von Cavour, geboren in Turin am 10. August 1810, stammte aus einer alten piemontesischen Familie, der Familie Benso, die sich bereits im Dritten Kreuzzug, zu den heroischen Zeiten Friedrich Barbarossas, einen Namen gemacht hatte. Durch seine Ahnin von väterlicher Seite, Philippine von Sales, war er mit dem savoyischen Adel verschwägert, mit einem Bruder des charmanten, heiliggesprochenen Bischofs. Durch seine Mutter Adele von Sellon, eine Genfer Protestantin, gehörte er einer alten Hugenottenlinie aus dem Languedoc

an. Durch seine beiden Tanten von mütterlicher Seite, die Baronin d'Auzers und die Herzogin von Clermont-Tonnerre, die fast ständig in Turin im Palazzo Cavour lebten, verknüpfte sich gewissermaßen die Kette seiner Ahnenschaft mit der französischen Aristokratie.

Im Herzen Piemonts also stand seine Wiege, und in diesem selben Piemont, teils in der Hauptstadt, teils auf dem Lande, hat er sein ganzes Leben verbracht. Wenn er zufälligerweise die Grenzen des Königreiches überschritt, geschah es nur, um nach Genf, nach Paris, nach London und, ein einziges Mal, nach Florenz zu reisen. Es ist ein seltsames Paradoxon, daß dieser Schöpfer des einigen Italien niemals mit eigenen Augen Parma, Bologna, Venedig, Rom oder Neapel sehen sollte. So darf man sich auch nicht verwundern, daß eines Tages seine Gegner ihm seinen Piemontismus vorwarfen und ihn sogar beschuldigten, er wolle die ganze Halbinsel piemontisieren. Wir werden später sehen, was dieser Beschwerde zu entnehmen ist.

Kann man aber behaupten, daß seine zum Teil ausländische Herkunft, die seinen Stammbaum so vielfältig verzweigt, sein Italienertum mehr oder weniger durchkreuzt, verwässert und verfälscht habe? Sicherlich nicht; denn er war italienisch bis in die Knochen, bis in die tiefsten Gründe seines Wesens. Sie gestattete ihm vielmehr, sein italienisches Vaterland mit größerer Objektivität zu betrachten. Indem sie ihn über die Sphäre provinzieller Vorurteile hinaushob, verlieh sie ihm eine klarere Einsicht, ein durchdringenderes, höheres, umfassenderes Verständnis für die nationale Seele.

Seine frühe Kindheit birgt eine Fülle von Zügen, in denen man bereits seinen künftigen Charakter zu erkennen glaubt.

Nach den Schilderungen seiner Mutter ist er „ein lustiger Schlingel, kräftig, lärmend, stets in der Laune, sich zu amüsieren"; er kann keinen Augenblick stillsitzen. In dem großen Palazzo Cavour läuft er unermüdlich treppauf und treppab, schmeißt die Türen, stürzt zwanzigmal am Tage zu seinen Tanten d'Auzers und de Clermont-Tonnerre, die ihn vergöttern.

Auf dem Lande, auf dem riesigen Gut von Santena, tobt er umher mit der wilden und übermütigen Munterkeit eines jungen Füllens. Man spürt in ihm eine gesunde Konstitution, eine kraftvolle Beweglichkeit, eine überschäumende Energie und, wie die Engländer sagen, a gorgeous plenty of animal spirits.

Inzwischen unterrichten ihn seine Großmutter und seine Mutter, zwei Frauen von selten vornehmer Bildung, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Anfänge des Schülers sind entmutigend. Er verabscheut die Arbeit; er vertrödelt seine Zeit, er schläft über seinen Heften ein oder starrt in die Luft. Im Alter von fünf Jahren — und dies ist das erste Autogramm, das man von ihm besitzt — schreibt er: „Das Lernen langweilt mich. Was soll ich tun? Es ist nicht meine Schuld."

Wenn man bedenkt, daß er in späteren Jahren ein rücksichtsloser Arbeitsmensch wurde, der auf seinen Schultern die Last mehrerer Ministerien trug und alle seine Mitarbeiter müde hetzte, ist man erstaunt, daß er in seiner Kindheit so heftig gegen die Anfangsgründe des Studiums rebellierte. Aber die Erklärung ist rasch zu finden.

Für einen jungen Schüler sind das Alphabet, die Schrift, die Ziffern nichts weiter als Zeichen, hinter denen er noch keinerlei Wirklichkeit gewahrt.

Nun, Cavour hat sich immer nur für die Wirklichkeit oder, genauer gesagt, für die lebendige Wirklichkeit interessiert. Daher auch in seiner späteren Zukunft sein Abscheu vor der „bürokratischen Federfuchserei". Die Akten, die Bücher, die Berechnungen, die Statistiken waren für ihn nie etwas anderes als die vorgeschriebenen Werkzeuge schöpferischer Tätigkeit, ein Arsenal praktischer Argumente, eine ebenso langweilige wie unerläßliche Einleitung, die man folglich soviel wie möglich kürzen sollte.

Aber sehr bald, gegen das zwölfte Lebensjahr, geht mit dem jungen Camillo eine sichtliche Veränderung vor sich. Es ist wie eine Entfesselung seines geistigen Tätigkeitsdranges: eine plötzliche Arbeitsleidenschaft, ein Heißhunger nach Lektüre.

Im übrigen haben seine körperlichen Begierden und Gelüste darunter nicht zu leiden. Ein Brief des Marchese von Cavour an seine Frau schildert ihn ausgezeichnet in diesem ungestümen Aufschwung all seiner jugendlichen Fähigkeiten: „Unser Sohn ist ein sonderbares Originale Zuerst hat er ein sehr stattliches Diner verzehrt: eine volle Schüssel Suppe, zwei schöne und gute Koteletten, gekochtes Rindfleisch, eine Schnepfe, die ich ihm aus den Reisfeldern mitgebracht hatte, Reis von Léri, Kartoffeln, Bohnen, Trauben, Kaffee; es war unmöglich, ihm noch etwas anzubieten. Dann hat er mir mehrere Gesänge von Dante, Petrarcas Sonette, die Grammatik von Corticelli, Alfieri, Filicaia, Jacopo Ortis rezitiert, und dies alles,

während er mit großen Schritten auf und ab spazierte, die Hände in den Taschen seines Schlafrocks . . .“ Man glaubt, „von den Heldenstücken und Großtaten des jungen Pantagruel zu lesen, an denen sein Vater in natürlicher Liebe sich ergötzte“.

Nach seinem Eintritt in die Militärakademie von Turin, in der nur die Söhne des Adels Aufnahme finden, sieht er sich von nun an einer strengen Schuldisziplin unterworfen. Sein klarer Geist offenbart sogleich eine ausschließliche Vorliebe für die Mathematik und Geographie. Aber das Internatsleben und der Zwang, den dieses Leben mit sich bringt, sind nicht nach seinem Geschmack. Er sträubt sich gegen den blinden Gehorsam, nicht aus Übermut oder Rüpelhaftigkeit, sondern zufolge eines bereits sehr lebhaften Selbstbewußtseins. Wenn er einen Befehl erhält, mag er auch noch so wenig hochmütig klingen, wird er puterrot und gerät in Harnisch. Mehrere Male steckt man ihn in den Arrest „zur Strafe für unverschämte Antworten“.

Nichtsdestoweniger wird er durch den Einfluß seines Vaters, der die Gunst des Hofes genießt, zum Pagen des präsumptiven Thronerben ernannt, des Fürsten von Carignano, der bald darauf unter dem Namen Karl Albert zur Regierung gelangte. Und künftighin paradiert er bei den offiziellen Feierlichkeiten in einer schönen purpurroten, goldbestickten Uniform.

Aber auch dieses prunkhaft-förmliche Leben erregt sehr bald sein tiefes Mißfallen; es zwingt ihn vor allem zu einer Haltung, die ihm ein wenig servil erscheint. Zu mehreren Malen läßt er sich unehrerbietige Äußerungen

entschlüpfen, unschickliche Spöttereien und, was noch schlimmer ist, liberale Ansichten. Seine unverschämte Ausdrucksweise wird dem Prinzen von Carignano hinterbracht. Und das Gewitter bricht los. „Der kleine Camillo von Cavour", schreibt Seine Königliche Hoheit, „spielt den Jakobiner; ich habe ihm die Türe gewiesen." Tränen und Wehklagen der Familie.

Der junge Rebell betrachtet seine Ungnade als eine Befreiung. Schluß mit „diesem Lakaiendasein"! Nie wieder wird er „diese Hummerlivree tragen"!

Am 17. September 1826, im Alter von 16 Jahren, beendet er mit glänzendem Erfolg seine Abgangsprüfungen auf der Akademie und wird zum Leutnant im königlichen Ingenieurkorps ernannt, das in Turin stationiert ist.

So befindet er sich also wieder unter dem Dache des alten Palazzo Cavour, wo er gezwungen ist, seine liberalen Ansichten herabzudämpfen; denn in ganz Piemont gibt es keinen Menschen, der rückschrittlichere Ideen vertreten würde als sein Vater, keinen, der sich inniger der Partei des Thrones und des Altares, der Kamarilla des Vatikans verschworen hätte.

Aber was liegt daran! Seine Tanten, die Damen d'Auzers und de Clermont-Tonnerre, die keine Kinder haben, verwöhnen ihn um die Wette. Nun, sie sind beide prächtige Menschen in ihrer Zärtlichkeit und Lebendigkeit, in ihrer Klugheit und Heiterkeit; alles an ihnen ist schön, edel, anziehend, selbst ihre Frömmigkeit. In ihrer Nähe, in ihrer Gesellschaft erwirbt er sich jene lebhafte Art, jenen seelischen Geschmack, jene natürliche Ungezwungenheit, jene Kunst liebenswürdiger, schmeichelnder, gewandter

KARL ALBERT
KÖNIG VON SARDINIEN

und schlagfertiger Plauderei, Eigenschaften, die ihm später einmal von so großem Nutzen waren.

Ein anderer Einfluß, nicht weniger entscheidend in seiner geistigen und moralischen Wirkung: sein Aufenthalt in Genf bei seinem Onkel, dem Grafen von Sellon. Auch hier wird ihm alles zum Vorteil. An den Ufern des Genfer Sees, wo das Andenken Jean Jacques Rousseaus, Voltaires, Gibbons, der Madame Staël, Benjamin Constants, Schlegels, Sismondis sich gleichsam wie die Glieder einer herrlichen Kette entfaltete, waren die edlen Illusionen des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht völlig verflogen. Der Graf von Sellon hatte ihren besseren Teil bewahrt. Ökonomist und Philantrop, Schüler Turgots und Condorcets, hegte er den feurigsten Glauben an den unendlichen Fortschritt des Menschengeschlechts auf den Wegen der Vernunft und Freiheit. Cavour gewann aus jenen liebevollen Gesprächen eine gesteigerte, umfassendere Einsicht, liberale Lehren, angewandt auf das Verhalten der Völker. Und stets in künftigen Jahren, wenn er sich dankbar an diese Erweiterung seines seelischen Horizontes erinnert, spricht er in bewegten Worten von „der belebenden Atmosphäre, die man in der Schweiz atmet".

Inzwischen bringt das militärische Handwerk seine Pflichten und, nach dem Ausspruch Vignys, seine „Sklaverei" mit sich.

Die Friedensverträge von 1815 hatten dem Königreich Sardinien die Verpflichtung auferlegt, seine alten Grenzen ausgiebig zu befestigen, um neuen französischen Angriffen vorzubeugen. Denn die blendenden Feldzüge Bonapartes hinterließen in den Traditionen

des österreichischen Stabes einen derartigen Eindruck, daß er beständig seine Blicke auf den Paß von Tenda, das Tal von Susa, das Tal von Aosta richtete, als habe man stets die niederschmetternden Überraschungen eines Albenga, Montenotte und Marengo zu befürchten. Unter der scharfen und spitzfindigen Kontrolle Metternichs ließ folglich die Turiner Regierung längs der ganzen alpinen Grenzen ein riesiges Programm defensiver Arbeiten durchführen.

Im Monat August des Jahres 1828 wird der Leutnant Cavour nach Ventimiglia versetzt, wo das piemontesische Ingenieurkorps einen Festungsgürtel errichtet, um das Tal der Roya und die Rivierastraße zu sperren.

Die Gegend ist kläglich; keinerlei Gesellschaft. Wenn ihn seine berufliche Tätigkeit nicht beschäftigt, unternimmt der junge Offizier einsame Spaziergänge oder vergräbt sich in seine Bücher. Und zufolge dieser innerlichen Konzentration gewinnt er von Tag zu Tag ein schärferes Bewußtsein seiner selbst.

Ein Brief, den er am 30. November 1828 an seinen Bruder schreibt, zeigt ihn bereits im vollen Besitz der drei Eigenschaften, die in seiner politischen Laufbahn vorherrschten und alle anderen bedingten — Unabhängigkeit des Charakters, Macht der Überzeugung, zähe Energie: „Meine Familie beschuldigt mich, daß ich von der Sitte meiner Ahnen entartet sei, daß ich mein Land, meine Kaste verraten habe. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich lieber meine Tage im Gefängnis beenden würde, als eine Tat begehen, die meines Namens und meiner freien Menschenwürde unwürdig wäre. Gewiß, die persönlichen Rücksichten, die wahrscheinlichen Vorteile in

politischer und materieller Hinsicht haben mich dazu veranlaßt, unter dem Banner des Absolutismus zu dienen. Aber ein angeborenes Gefühl moralischer Würde hat mich stets von einem Wege abgehalten, auf dem ich von vornherein gezwungen gewesen wäre, meine Überzeugungen zu verleugnen, freiwillig nur noch mit den Augen und den Gedanken anderer Leute zu sehen und zu glauben."

Etliche Monate später, mitten im Winter, übersiedelt er aus der gemäßigten Zone der Riviera in das schneebedeckte Bergmassiv des Mont Cenis, wo man Exilles an den Ufern der Doire und l'Esseillon im Tale der Arc befestigt.

Die Gegend ist nicht weniger elend als das Gebiet der ligurischen Alpen, aber in ihrer strengen Größe von einer beredteren Kraft.

Cavours Instinkte, seine Neigungen, sein innerlicher Beruf, seine ganze Natur empfangen hier gleichsam einen elektrischen Schlag:

Es äußert sich anfangs als eine tolle Arbeitswut, die jedoch ausdauernd und diszipliniert ist, die sich eine Methode und ein Programm setzt, die sich niemals in die müßigen Vergnügungen eines Dilettanten verirrt. An seinen Onkel Sellon, der sein vertrautester Freund geworden ist, schreibt er: „Ich beschäftige mich hauptsächlich mit dem Studium der Mathematik und Mechanik; denn für diese Wissenschaften habe ich die beste Eignung. Ich halte ein gründliches Studium der Geschichte für sehr gut und glaube, daß die lebenden Sprachen außerordentlich nützlich sind. Aber mir scheint, man dürfe, wenn man sich einen Namen machen

und aus der Mittelmäßigkeit emporsteigen will, seine Fähigkeiten nicht dadurch zersplittern, daß man sie an allzuviel verschiedene Gegenstände wendet. Die Strahlen der Sonne, durch eine Linse vereinigt, stecken das Holz in Brand, während sie, verzettelt, keinerlei Wirkung üben . . ."

Eines der ersten Ergebnisse, die er zu verzeichnen hat, ist nichts Geringeres als die Befreiung seines religiösen Bewußtseins. Die Dogmen, die ihm in seiner Kindheit eingeprägt wurden und die bisher sein ganzes moralisches Dasein geleitet haben, brechen fast völlig zusammen, aber diese Entwicklung vollzieht sich ohne jede innerliche Tragödie, ohne das Gefühl eines Opfers, lediglich durch die ruhige Tätigkeit seiner kritischen Vernunft, durch ein gebieterisches Bedürfnis nach klarer Gewißheit und Aufrichtigkeit gegenüber dem eigenen Ich. Dennoch bewahrt er für den Katholizismus, vor allem für seine Riten, eine achtungsvolle Sympathie, wenn nicht sogar eine gewisse Vorliebe, ripae ulterioris amor . . . So hat auch eine der wichtigsten Taten seiner zukünftigen Laufbahn, seine große Kirchenreform von 1855, seine stolze Konzeption der „freien Kirche im freien Staat", während dieser alpinen Grübeleien in ihm zu keimen begonnen.

Die fruchtbare Lektüre, die Tag für Tag seine langen Mußestunden füllt, entfesselt sehr bald eine neue Seite seines Denkens, ein neues Streben seiner Persönlichkeit: die politische Berufung. Er hat gewissermaßen eine plötzliche Vorahnung von der Rolle, die seiner auf dem Schauplatz der Geschichte harrt: „Wenn ich glaubte," schreibt er an seinen Onkel Sellon am 16. Juni 1828, „wenn ich glaubte, daß ich mich eines Tages, sei es auch

in noch so ferner Zeit, in der öffentlichen Verwaltung nutzbringend betätigen könnte, ohne meine Denkungsart zu verleugnen, würde ich das trockene und ermüdende Studium der Arithmetik aufgeben, um mich mit vollem Eifer einer anderen Arbeit zu widmen."

Aber wie könnte er denn eigentlich eine öffentliche Rolle spielen, ohne seine Denkungsart zu verleugnen?

König Karl Felix, ein geistesschwacher Monarch, mit stumpfsinnigem Blick, mit ewig offenem und geiferndem Munde, steht völlig unter der Fuchtel der Jesuiten. In seinem engen Hirn gibt es nur eine einzige Idee: den theokratischen Absolutismus. Um dieses Dogma zu verteidigen, ist er der schlimmsten Grausamkeiten fähig; nichts scheucht ihn zurück, weder die Höhe sozialen Ranges noch der Glanz persönlichen Namens. Und nach den Unruhen von 1821 flüstert man in Turin von Mund zu Mund, daß „sehr bald jede adlige Familie ihren Gehenkten zählen werde".

Die Polizei ist allmächtig. An den Grenzen hält sie jede Zeitung, jedes Buch, jeden frischen Luftzug, jeden neuen Samen, der von draußen kommt, zurück. Im Innern des Landes unterdrückt sie die Ideen, zensuriert die Sitten, bespitzelt die Salons, schleicht sich bis an den häuslichen Herd, dringt sogar in die Schlafzimmer ein.

Unter einem solchen Regime kann offensichtlich Cavour, „der junge Jakobiner", keinerlei Möglichkeit öffentlichen Wirkens ersinnen. Und dieser Verzicht macht ihm Ehre. Er gehört nicht zu jenen vulgären Ehrgeizlingen, die nichts weiter verlangen, als die Karten in der Hand zu halten, einerlei, bei welchem Spiel; er ist nicht der Mann, der mit Julien Sorel in „Rot und Schwarz"

sich sagt: „Zur Zeit Napoleons mußte man Soldat sein; mit sechsunddreißig Jahren wurde man General. Heutzutage führt der Weg des Priesters zu Reichtum und Rang. Ich werde also den Priesterrock anziehen und den Gläubigen einen Platz im Himmel verkaufen . . .“ Nein, niemals wird Cavour seinen Ehrgeiz den herrschenden Mächten, den Götzen des Tages unterwerfen. In der Ausübung der Macht wird er immer nur ein Ziel verfolgen, wird er immer nur eine Befriedigung suchen: seine Ideen auf die Regierung seines Landes anzuwenden.

Während er so über die schneebedeckten Pfade des Mont Cenis spaziert und sich diesen Erwägungen hingibt, erhebt sich allmählich mit immer deutlicheren Umrissen ein Bild vor seinem Bewußtsein, ein großes, visionäres Bild, das von nun an nie mehr seinem inneren Blick entschwinden soll, das Bild des „unglücklichen Italien, geknechtet von staatlichem und religiösem Despotismus“. Er schreibt an einen jungen englischen Freund: „Oh, beklagen Sie jene Menschen, deren Seele für die edlen Grundsätze der modernen Zivilisation geschaffen ist und die ihr Land von den österreichischen Bajonetten unterdrückt sehen. Sagen Sie Ihren Landsleuten, daß das italienische Volk der Freiheit nicht unwürdig ist, ungeachtet einiger verrotteter Glieder. Und verzeihen Sie mir, wenn ich, zerrissen von Schmerz und Wut, mich dem süßen Trost hingebe, Ihnen mein Herz auszuschütten.“

Das unglückliche Italien . . . es ist das erste Mal, daß sich der Name Italien in einer schriftlichen Aufzeichnung Cavours vorfindet.

Im Mai des Jahres 1830 wird er von l'Esseillon nach Genua versetzt.

Nach dem rauhen Aufenthalt in den Alpen bewirkt das Leben in der schönen ligurischen Stadt ein plötzliches Aufblühen all seiner Fähigkeiten, ein freudiges Erwachen und gleichsam einen trunkenen Aufruhr all seiner Kräfte.

Sein treuer Vetter La Rive, der ihn so genau gekannt hat, schildert ihn vortrefflich in diesen glücklichen Tagen: „Mußte nicht dieses herrliche Genua, diese prächtige, so südliche Stadt, reich, gastfreundlich, sonngebadet, ganz Licht, Leben und Tätigkeit, geschwängert mit Ereignissen und Ideen, einen jungen Menschen verführen und bezaubern, der voll Schwung und Feuer ist, tatendurstig, bewegt von einem ungestümen Freiheitsdrang, und der bisher kaum etwas anderes gekannt hat als den rauhen Himmel und die bedrückende Atmosphäre von Turin? Andererseits wird man sich nicht wundern, daß der Geist Camillo von Cavours, seine Lebhaftigkeit, die Anmut und Natürlichkeit seiner Manieren ihm alle Türen geöffnet und viele Herzen erobert haben. Erst in Genua hielt er seinen richtigen Einzug in die Welt, und ich habe sagen hören, daß ihm in dieser großen Schule des Staatsmannes keine Lehre entgangen ist."

Die alte herzogliche Republik, die stolze Vaterstadt der Doria und Fieschi, der Spinola und Grimaldi, bewahrte eifersüchtig, sogar in den ältesten Familien, ihre Traditionen des Stolzes und der Freiheit.

So geriet sie auch völlig in Feuer und Flamme, als sie am 30. und 31. Juli 1830 Schlag auf Schlag von der

Pariser Revolution, der Flucht Karls X., der Verbannung der Bourbonen, der Errichtung der konstitutionellen Monarchie erfuhr. Unermeßliche Hoffnung durchschauerte plötzlich die Herzen: da sich Frankreich wieder an die Spitze der liberalen Bewegung stellte, mußte doch endlich die Stunde der Befreiung für die Völker schlagen!

Cavours Jubel und Begeisterung kennen keine Grenzen. Er sieht bereits „Italien dem schändlichen Regime der österreichischen Bajonette und päpstlichen Bannflüche entrissen"; von nun an wird das Denken nicht mehr unterjocht sein; „man wird frei von der Leber reden dürfen"; die stolzen Gedanken und die edlen Gefühle werden nicht mehr unterdrückt sein „wie ein Staatsverbrechen oder ein Sakrileg"!

Aber seine Freude ist kurz; noch ist die Zeit nicht gekommen, um „frei von der Leber zu reden".

Die Kühnheit seiner Sprache wurde der militärischen Behörde hinterbracht; man beschuldigt ihn, aufrührerische Äußerungen getan zu haben, gerufen zu haben: „Es lebe Louis-Philippe!" Man verdächtigt ihn sogar einer näheren Verbindung mit dem Bund der Carbonari. Nun, König Karl Felix scherzt nicht mit solchen Dingen. Der Leutnant Cavour erfährt folglich eines schönen Morgens, daß er in die Festung Bard im Tal von Aosta versetzt sei, um dort die Arbeiten der Maurer zu leiten und seine Sünden zu bereuen.

Die Festung Bard erhebt sich auf einem schroffen Felsen in einer tiefen Schlucht, die so wild und schmal ist, daß sich die Wasser der Doire nur mit Mühe hindurchzwängen. Hier an dieser Stelle war im Mai 1800 ein österreichisches Bataillon imstande gewesen, acht

Stunden lang die französische Armee aufzuhalten, die vom Sankt Bernhard herunterkam; das Glück Napoleons wollte nicht an diesem Felsen zerschellen: das Schicksal Marengos wurde hier entschieden.

In der Laufbahn Cavours sollte dieser Ort nicht weniger entscheidend sein.

Allein, ohne einen Freund, ohne einen Kameraden, völlig von der Welt abgeschnitten, ohne andere Zerstreuung als eine abendliche Kartenpartie mit dem Bauunternehmer, erträgt er fast neun Monate lang seine rauhe Buße. Aber weit entfernt davon, sich zu demütigen, faßt er unter dem Eindruck dieser Prüfung einen jener radikalen, einschneidenden, unwiderruflichen Entschlüsse, zu denen sich nur die großen Charaktere erheben: am 12. November 1831 nimmt er seinen Abschied als Offizier.

2

Es ist eine ziemliche Leistung, wenn er so jählings mit seinem militärischen Berufe bricht; denn als jüngerer Sohn besitzt er keinerlei Vermögen. Und andererseits verschließt ihm „sein abscheulicher Ruf eines Liberalisten" alle Verwaltungsposten. Aber sein Vater und seine Mutter, sein älterer Bruder Gustav, seine Tanten d'Auzers und de Clermont-Tonnerre lieben ihn allzu zärtlich, um ihn in seiner Not im Stiche zu lassen. Seine ganze Familie, wenn sie auch zugleich „seine politischen Ketzereien" tadelt, zerbricht sich den Kopf, um ihm Hilfe zu bringen. Nun, der Marchese von Cavour ist Eigentümer der riesigen Erbgüter, die über ganz Piemont verstreut liegen, in Grinzano, an den nördlichen

Hängen des Apennin, in Santena, in den Weinbergen von Montferrat, schließlich in Léri, bei Vercelli, zwischen dem Po und der Sesia. Der junge verabschiedete Leutnant beschäftigt sich nun mit der Verwaltung des Gutes von Grinzano, wo er seinen ständigen Wohnsitz nimmt.

Anfangs kostet ihn diese jähe Veränderung seiner Lebensweise und der unverzügliche Verzicht auf vielerlei gewohnte Dinge selbstverständlich große Überwindung. Finstere Gedanken belästigen ihn; er gibt sich Rechenschaft von all den Hoffnungen, die er soeben geopfert hat; er mißt die ganze Höhe seines Sturzes. In einem Brief an eine Freundin seiner Eltern, für die er von Kindheit auf eine lebhafte Zuneigung hegt, die Marchesa Giulia de Barolo, schüttet er rückhaltlos sein Herz aus: „Wenn man sich als junger Mensch in die große Welt und die Politik wirft, wenn man ein frisches Herz und einen stolzen Geist mitbringt, ist es nicht erstaunlich, daß man sich trügerischen Illusionen der Eitelkeit, des Ehrgeizes, des Erfolges, des Ruhmes hingibt. Ich habe darin Reichliches geleistet; ich muß Ihnen sogar gestehen, daß es eine Zeit gab, da ich es für völlig natürlich gehalten hätte, wenn ich eines schönen Tages als leitender Minister des Königreichs Italien erwacht wäre!“

Als Cavour diesen letzten Satz schrieb, dieses seltsame Bekenntnis, das an eine unbewußte Vorahnung gemahnt, war er nicht älter als zweiundzwanzig Jahre.

Aber seine mutige Natur hat bald die Oberhand gewonnen, und nach kurzer Zeit erlischt das nutzlose Bedauern. Nun sehen wir eine seiner charakteristischsten

Gaben in Erscheinung treten: die Fähigkeit, sich mit allem, was er unternimmt, in intensivster Weise zu beschäftigen, ein eigentümliches Talent, sich für jegliche Berührung mit der Wirklichkeit zu begeistern.

Nach einer raschen Eingewöhnung entdeckt er in der Monotonie ländlicher Arbeit „einen Reiz, den er nicht vermutet hätte". Ein Kartoffelfeld bestellen, Weinreben pflanzen, eine Weide entwässern, schöne Färsen züchten, ja selbst „die Düngerhaufen analysieren", was könnte interessanter, was fesselnder sein!

Sein Vetter La Rive schildert ihn abermals sehr anschaulich in dieser Rolle des Landedelmannes: „Man muß ihn bei der Arbeit gesehen haben, mit dem ersten Sonnenstrahl auf den Beinen, wie er die Ställe besichtigt, bei dem Aufbruch seiner Arbeitsleute zugegen ist, wie er ihr Tagewerk unter der sengenden Sonne der Hundstage überwacht, wie er sich nicht begnügt, allgemeine Anweisungen zu erteilen, sondern auch für die geringeren Einzelheiten sorgt, mit einem offenen Auge für alle neuen Entdeckungen der Chemie, alle Erfindungen der Mechanik, wie er unablässig seine Erfahrungen vergrößert, die Ergebnisse mit unfehlbarer Klugheit wägend und messend, wobei er die einen verwirft und die andern unzählige Male erprobt, in größtem Maßstabe und mit einer Kühnheit, die die guten Nachbarn in Schrecken versetzt, wenn sie ihn zitternd um Rat bitten; ihn, der immer lächelt, immer fröhlich und liebenswürdig ist, für jeden einen klaren, bündigen Ratschlag, eine scherzhaft verbrämte Ermunterung hat."

Hinter den Zügen dieses gentleman farmer tritt bereits der Staatsmann hervor mit seiner wachsamen

Klugheit, seinem gerechten Blick, seiner klaren Entscheidungskraft und seiner Lust zur Initiative, seiner neuerungssüchtigen Kühnheit, die zuweilen an Verwegenheit gemahnt, sich aber stets in den Grenzen des Möglichen hält, und — schließlich — mit seiner heiteren Gemütsart, seiner Gastfreundschaft und jener Gabe bestechender Sympathie, die bei der Behandlung von Menschen so nützlich ist.

Die Politik bleibt nichtsdestoweniger seine herrschende und geheime Leidenschaft.

Eine unglücklichere Leidenschaft denn je; alles, was sich seinen Blicken bietet, ist so unendlich traurig! Von den schönen Hoffnungen, die sich auf die Juli-Revolution gründeten, blieb nichts bestehen; der Aufschwung der liberalen Ideen hat an den Grenzen Frankreichs haltgemacht; Metternichs Faust hat das elende Italien „in seinen hundertjährigen Schlamm zurückgeschleudert". Und der neue König von Piemont, Karl Albert, kündigt sich nicht weniger unheilvoll an als sein Vorgänger, der schwachsinnige Karl Felix.

Es mischt sich sogar eine Art körperlichen Abscheus, ein unüberwindlicher Widerwille in die Gefühle, die Cavour für den Monarchen hegt, dessen Page er früher einmal gewesen war. Der Gegensatz ihrer Naturen ist in der Tat so unversöhnlich, daß zwischen den beiden Menschen keinerlei Beziehung möglich erscheint.

Überdies ist Karl Albert ein Mensch, aus dem man nicht klug wird. Selbst seine vertrautesten Freunde verstehen ihn nicht. Von dicklicher Figur, mit allzu hoher Stirn und flackernden Augen, ewig mürrisch, unzugäng-

lich und schweigsam, scheint er zuweilen von Traurigkeit überwältigt, von Gewissensbissen gequält, von Ängsten verfolgt, von traurigen Vorgefühlen geplagt. Trotz seiner asketischen und abergläubischen Frömmigkeit kann er auf die Frauen nicht verzichten, und er liebt sie mit einer seltsam mystischen Glut, „in der sich der Duft des Puders à la maréchale mit dem der Myrrhe und des Weihrauchs mischt". Derselbe Gegensatz, dieselbe Wunderlichkeit in seinen politischen Ideen. Bis in die Knochen von den Grundsätzen des Gottesgnadentums durchdrungen, hat er sich dennoch im Jahre 1821 mit einem unbesonnenen liberalistischen Abenteuer aufs Glatteis gewagt. Sogleich aber erfüllte ihn sein Fehltritt mit einem tiefen Abscheu, und um sich zu entsühnen, begab er sich unter dem Kommando des Herzogs von Angoulême nach Cadix, um die spanischen Konstitutionalisten zu bekämpfen. Dieser büßerische Kreuzzug hat nicht genügt, ihn völlig zu reinigen. Wenn er auch nur ein einziges Mal die revolutionären Miasmen geatmet hat, in seinen Adern blieb gleichsam ein Fieberkeim zurück, ein schleichendes Gift, das ihn an manchen Abenden erschauern läßt. Daher seine ständigen, innerlichen Schwankungen; daher diese zweideutige, paradoxe, verwirrende Physiognomie; daher diese Gestalt, halb Hamlet, halb Sphinx, die einen ihrer nächsten Mitarbeiter zu folgendem Ausspruch veranlaßt hat: „Sein Blick widerspricht unablässig seinen Worten; seine Worte verleugnen sein Lächeln; sein Lächeln maskiert seine Gedanken." Eines Tages ließ er sogar von seinen bleichen Lippen ein erschreckendes Geständnis fallen: „Ich bin meiner nicht sicher, weder in der Liebe noch in der Politik."

Nein, gewiß, keinerlei Bündnis war möglich zwischen diesem grillenhaften, neurasthenischen, von seelischer Krankheit gezeichneten Monarchen und dem gesunden, robusten Landwirt von Grinzano.

Aber um diese Zeit tritt ein neues Element in das Leben Cavours.

Seit der Thronbesteigung Louis-Philippes ruht die Vertretung Frankreichs in Turin in den Händen des Barons Prosper de Barante. Der ehemalige Freund der Frau von Staël, der bevorzugte Vertraute der Herzogin von Dino, ein eleganter, gewitzter und gepflegter Geist, ein Mann von erfahrenem Geschmack, hat als Sekretäre zwei junge Leute bei sich, die voll Eifer die Sache freiheitlicher Reformen vertreten, den Grafen von Sesmaisons und den Grafen d'Haussonville.

Das Haus der Botschaft wird sehr rasch zum Stelldichein und gleichsam Generalquartier der piemontesischen Liberalen. Sooft Cavour sich in Léri freimachen kann, verfehlt er nie, die Botschaft aufzusuchen; dort begegnet er dem ritterlichen und verführerischen Marquis d'Azeglio, dem sanften Dichter Silvio Pellico, dem edlen Grafen Balbo. Aber vor allem der Gesandte muß seine Neugier befriedigen, und er wird nicht müde, ihn auszufragen. Nach dem Chef kommt die Reihe an die Sekretäre. Der Graf d'Haussonville hat uns die Erinnerung an ihre endlosen Plaudereien aufbewahrt: „Es war durchaus keine kleine Arbeit, diesem künftigen Minister des Italien von 1859 all das zu erklären, was er über die Menschen und Dinge im Frankreich von 1830 zu wissen verlangte. Sowie das Gespräch auf dieses Kapitel kam, nahm es kein Ende mehr. Wie oft haben wir so mit dem leb-

haften Eifer und der freimütigen Zutraulichkeit unseres Alters die Nächte gemeinsam verbracht, ich ein Loblied auf unsere parlamentarischen Einrichtungen singend, er in der visionären Hoffnung, sie eines Tages seinem Vaterland schenken zu dürfen!"

Um „die Menschen und die Dinge im Frankreich von 1830" richtig kennenzulernen, ist es wohl am allerbesten, sie an Ort und Stelle zu besichtigen.

Im Februar des Jahres 1835 begibt sich Cavour nach Paris und bleibt dort bis Anfang Mai.

Dieselbe Begeisterung, die er fünf Jahre früher in Genua empfunden hat, fühlt er nun, und noch viel stärker, in der Atmosphäre von Paris!

Er hat gleich von Anfang an Gelegenheit, einer großen ministeriellen Krise beizuwohnen. Das Kabinett, geführt von dem Marschall Mortier, Herzog von Treviso, ist zurückgetreten. Die Geburt des neuen Ministeriums ist äußerst schwierig und dauert nicht weniger als drei Wochen. Schließlich gelingt es dem Herzog von Broglie, ein Kabinett zu bilden, dank der Hilfe Thiers' und Guizots.

Diese lange parlamentarische Episode mit ihren verwickelten Peripetien, mit ihrem geheimen Spiel der Kombinationen und Intrigen, der persönlichen Rivalitäten und egoistischen Berechnungen erscheint Cavour als das lehrreichste und anziehendste aller Schauspiele, als der natürliche und normale Mechanismus einer freien Regierung. Überdies hat er einen vortrefflichen Platz, um die Dinge genau zu verfolgen. Die Empfehlung Barantes öffnet ihm selbst die unzugänglichsten Salons. Ra-

schen Auges, stets auf der Lauer, mit wachen Instinkten, besucht er fleißig die Gesellschaften Frau von Castellanes, Frau von Boignes, der Herzogin von Rohan, der Frau von Circourt, der Fürstin Belgiojoso, der Frau Swetchine; dort hört er die Hauptspieler des Tages große Reden halten, den Herzog von Broglie, den Kanzler Pasquier, den Marschall Soult, Molé, Guizot, Thiers, Duchâtel usw. . . . Aus all diesen glänzenden Kontroversen, die er zu hören bekommt, kristallisiert sich vor allem ein Gedanke, der sich so scharf seinem Geiste einprägt, daß er zu einem seiner politischen Axiome wird: die Unvermeidlichkeit der modernen Demokratie. Er schreibt am 31. März 1835 an seinen Vetter La Rive: „Wir können uns nichts mehr vormachen; die Gesellschaft marschiert mit großen Schritten auf die Demokratie zu. Es ist unmöglich, die Formen vorherzusehen, die sie annehmen wird; aber im Grunde genommen läßt sich nicht bezweifeln, daß die Erneuerung irgendeiner aristokratischen Herrschaft unmöglich ist. Der Adel geht überall zugrunde; die Fürsten wie die Völker arbeiten gleichermaßen auf seine Zerstörung hin; das Patriziat hat in der heutigen Organisation keinen Platz mehr. Was bleibt also noch als Kampfwehr gegen die heranflutenden Volksmassen? Nichts Festes, nichts Wirksames, nichts Dauerhaftes. Gut, schlimm? Ich weiß es nicht. Aber es ist meiner Ansicht nach die unvermeidliche Zukunft der Menschen. Bereiten wir uns darauf vor, oder bereiten wir zumindest unsere Nachkommen vor, die es noch näher angeht als uns."

Er findet bald eine unverhoffte Gelegenheit, dieses ernste Thema gründlich zu behandeln. Am 3. Mai 1835,

begierig, das Feld seiner politischen und sozialen Beobachtungen auszudehnen, hat er Paris verlassen, um nach London zu reisen: der glückliche Zufall führt ihn dort mit Alexis von Tocqueville zusammen, der soeben die ersten Kapitel seiner „Demokratie in Amerika" veröffentlicht hat.

Die beiden jungen Leute, nahezu von gleichem Alter (Cavour ist fünf Jahre jünger), vertragen sich aufs beste. Da sich einer wie der andere gleichermaßen für das lebhafte Schauspiel der englischen Gesellschaft interessiert, unterhalten sie sich über die Reform-Bill, über die Kirchengesetze, über die irischen Meetings, über den Pauperismus, die Schulen, die Gefängnisse, die Arbeiterfrage usw...., vor allem aber über die großen Akteure, die damals die parlamentarischen Dinge beherrschten, den Herzog von Wellington, Lord Grey, Lord Melbourne, Lord Palmerston, Robert Peel, O'Connel. Und diese zufällige Begegnung errichtet zwischen ihnen die Grundlage einer edlen Freundschaft.

Sicherlich waren Cavour und Tocqueville dazu geschaffen, einander zu verstehen und zu gefallen. Außer daß sie fast von gleichem Alter sind, daß sie derselben sozialen Schicht angehören und dieselbe Sprache sprechen, besitzen sie auch beide eine gleiche Großmut der Vernunft und des Herzens, eine gleich ehrliche Vaterlandsliebe, die gleiche Besorgnis um die Größe und Würde der Nation, das gleiche Verlangen, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen, den gleichen Glauben an die belebende Kraft freiheitlicher Institutionen. Damit aber hört ihre Ähnlichkeit auf. Und vielleicht läßt nichts uns die geniale Ursprünglichkeit Cavours bes-

ser begreifen als gerade das, was ihn von Tocqueville unterscheidet.

Der Autor der „Demokratie in Amerika" ist in höchstem Grade doktrinär; er glaubt folglich, daß im Verhalten der menschlichen Gesellschaft die Vernunft vorherrschen könne und müsse. Für ihn läßt sich die ganze Politik auf vernunftmäßige Begriffe zurückführen, auf eine Art philosophischen Systems, in dem die unberechenbaren Möglichkeiten, die unerklärlichen Zwischenfälle, die blinden Mächte des souveränen Schicksals und, wie Friedrich der Große sagte, „die Launen Seiner Majestät des Zufalles", ferner das ganze unlogische Getriebe der individuellen und kollektiven Leidenschaften, die ehrgeizigen Bestrebungen, die Ruhmesträume, die Lügen, die Gehässigkeiten, die Torheiten, die Gefühlswerte, die blinden Wallungen, kurz alles, was es in der Geschichte der Völker an Inkonsequenz und Verirrungen gibt, als nebensächlich und bedeutungslos betrachtet wird. Der Papst und Meister des Doktrinalismus, Royer-Collard, hat es feierlich verkündet: „Ich kenne nichts Verächtlicheres als eine Tatsache."

Nun, für Cavour zählen nur die Tatsachen. Sein Hirn, sein Auge, sein visueller und geistiger Organismus arbeiten so, daß er in dem verwickelten Gewebe der Ereignisse nur die wirksamen Realitäten erfaßt. Tocqueville räsoniert über die politischen und sozialen Erscheinungen ohne einen anderen Zweck als den des Räsonierens; für die Tatsachen interessiert er sich nur, soweit er aus ihnen eine Idee ableiten oder sie in eine theoretische Darlegung, in eine vorgefaßte Synthese einfügen kann. Bei Cavour ist die Arbeit der Beobachtung und Analyse nur

ein einleitender Schritt; seine dialektischen Schlußfolgerungen würden ihn keinen Augenblick beschäftigen, wenn er nicht hoffte, in ihnen ein Tatmotiv, ein Element der Berechnung, eine grundsätzliche Verhaltungsregel zu finden. In jeder politischen Krise sieht er ein Regierungsproblem, das zu lösen ist, und nicht eine Ideologie, die man zu konstruieren hätte. Tocqueville ist ein Forscher, Cavour ein Praktiker.

3

Nach fünfmonatiger Abwesenheit kehrt Cavour nach Piemont zurück und nimmt wieder seine ländliche Tätigkeit auf.

Diese Reise hinterläßt in seinem Leben tiefe Spuren. Die zahlreichen Beziehungen, die er soeben zu den neuen Formen der modernen Gesellschaft gewonnen hat, haben ihn unwiderruflich in seinem Beschluß bestärkt, sich eines Tages der Politik zu widmen.

Nun, dieser Tag scheint noch lange nicht dämmern zu wollen; es ist vielmehr, als verschwinde er an einem immer ferneren, immer dunstigeren Horizont; denn noch nie hat das österreichische Joch so schwer auf Italien gelastet. Im Königreich Piemont wie im lombardisch-venetischen Königreich, in den Herzogtümern Parma, Modena und Toskana, in den Kirchenstaaten, im Königreich Neapel, überall die gleiche Tyrannei, das gleiche, willkürliche Polizeiregime, die gleiche Unterdrückung der Geister und Seelen.

Cavour begibt sich folglich wieder an seine ländliche Arbeit. Und um sich noch tiefer in sie zu versenken, setzt er durch, daß ihm sein Vater außer den Besitzungen, die

er zuvor schon in Grinzano und Santena verwaltete, den Betrieb eines riesigen Gutes in der Gegend von Léri, in der Provinz Vercelli, zwischen dem Po und der Sesia, anvertraut. Das Land ist von großer Fruchtbarkeit, aber sehr flach und monoton, ein einförmiges Netz von Reisfeldern und Weideplätzen, bar jeder malerischen Anmut. Hier soll er von nun an leben, in einem einfachen Pächterhaus mit drei Dienstboten. Ein rauher Wohnsitz, an den er sich nicht ohne Mühe gewöhnen kann, trotzdem er häufig in Turin erscheint.

Zuweilen sogar, an den langweiligen Wintertagen, wenn die Nebel über die Ufer des Po treiben, packt ihn eine bittere Traurigkeit: „Ich tauge zu nichts mehr", sagt er sich. „Für mich ist alles zu Ende, politisch gesprochen; alle Straßen der Zukunft sind mir verschlossen. Wäre es nicht lächerlich, wenn ich mich noch einmal von den Illusionen der Macht und des Ruhmes betrügen ließe, die meine Jugend umnebelt haben! Was für eine Torheit ist das alles gewesen! . . . Künftighin muß ich aus der Not eine Tugend machen und muß mich darauf beschränken, mein ganzes Leben lang weiter nichts zu sein als ein friedlicher Landwirt von Piemont, ein ehrenhafter Bürger von Turin!"

Eines Abends, da sich plötzlich seine Melancholie verschlimmert, gerät er in eine furchtbare Herzensangst; nicht die träge Angst passiver Seelen, die unter den Schlägen des Geschickes niedersinken, sondern die wilde und rebellische Angst stolzer Seelen, die jählings das Leben verachten, wenn es ihnen nicht länger würdig erscheint, gelebt zu werden. Er vergießt „Tränen der Wut"; er denkt an Selbstmord: „Mein Tod", schreibt

er in sein Tagebuch, „würde auf viele Leute eine vortreffliche Wirkung üben. Man würde zuweilen mit meinen Neffen darüber sprechen, um sie zu schützen vor geistigem Hochmut, vor einer übermäßigen Liebe zur Unabhängigkeit und den verderblichen Lockungen der Eitelkeit."

Dicht in der Nähe von Léri, in einem Kloster von Vercelli, wurde im dreizehnten Jahrhundert die „Nachfolge Jesu Christi" verfaßt. Der unbekannte und von den Irrtümern der Welt geheilte Mönch, der dieses mystische Brevier, dieses vollkommene Handbuch der Askese und Entsagung aufzeichnete, warnt uns gleichfalls vor geistigem Dünkel, vor den Lockungen der Unabhängigkeit und den Fallstricken der Eitelkeit. Aber er denunziert uns noch überdies die große Gefahr der fleischlichen Anfechtungen und, wie der Prediger Salomo sagt, die schreckliche Gefahr, „daß man den Weibern sein Innerstes gebe". Ne dederis mulieribus substantiam tuam!

Wenn Cavour diesen letzteren Rat befolgt hätte, würde er wohl niemals, auch nur vorübergehend, den rasenden Lebensüberdruß gekannt haben, die bittere Verlockung, im Tode Zuflucht zu suchen.

Aber seit seiner frühesten Jugend, von Kindheit an, war er dem Zauber der Frauen unterlegen.

Im Alter von sechs Jahren, am 11. Mai 1816, schrieb er an eine bambina, mit der er befreundet war:

„Meine Liebe Francesca, es tut mir sehr leid, daß ich Dir nicht geschrieben habe; ich gestehe meine Faulheit ein. Warum auch hast Du mich verlassen? Welches Verbrechen begehst Du damit? Ich liebe

Dich immer noch und ich nenne Dich meine Francesca. Jetzt aber habe ich die Bekanntschaft einer reizenden, jungen und rührenden Dame gemacht; ihr Name ist Giulía von Barolo; meine Freundin hat mich zweimal in ihrem wunderschönen, vergoldeten Wagen zu einer Spazierfahrt abgeholt.

Adieu! Auf Wiedersehen! Gute Nacht!
Guten Abend!
Dein kleiner Freund
Camillo."

Diese empfindsame Frühreife ist durchaus nichts Ungewöhnliches; sie pflegt sogar in der Regel die Mission der großen Liebenden anzukündigen. Man könnte hier zahllose Beispiele anführen. Dante war neun Jahre alt, als er Beatrice begegnete: „Sowie sie vor meinen Blicken erschien, begann mein Herz so heftig zu klopfen, daß ich bis in meine kleinsten Äderchen erbebte. Und von Stund an war für ewig die Liebe meine Gebieterin . . ." Auch Rousseau, Alfieri, Novalis und Heinrich Heine fühlen ihre erste Liebesregung vor weiblicher Schönheit um das zehnte Lebensjahr. Byron schließlich war nicht älter als acht Jahre, als er für ein Mädchen namens Mary Duff eine so heftige Liebe faßte, „daß ich nicht glaube", sagte er später, „jemals etwas Ähnliches empfunden zu haben".

Cavours verliebte Triebe in ihrem vorzeitigen Erwachen hatten ihn nicht getrogen. Die „junge und rührende Dame", die ihn Francesca vergessen ließ, die Marchesa von Barolo, geborene Colberg, verdiente in jeder Hinsicht diese naive Huldigung. Von dieser ebenso eleganten und harmonischen wie geistvollen und vorneh-

men Frau ging ein seltsamer Zauber aus, der ihren Salon an Geschmack, höflicher Konversation und heiterer Geselligkeit zu dem ersten in Turin machte. Sie ahnte zweifellos, was sich in der verwirrten Seele ihres neuen Bewunderers vorbereitete, denn von diesem Tage an begann sie sich für ihn zu interessieren. Sehr bald sogar empfand sie für das Kind eine mütterliche Zärtlichkeit ... und vielleicht das undefinierbare Gefühl der Gräfin Almaviva für den Pagen Cherubin. In späteren Jahren wird sie seine beste Freundin, seine bevorzugte Vertraute; sie empfängt 1832 den ahnungsvollen Brief, in dem er seine geheimsten Gedanken enthüllt und naiverweise gesteht, daß er es völlig natürlich gefunden hätte, „eines schönen Tages als leitender Minister des Königreichs Italien zu erwachen". Welche Liebeserklärung konnte in den intimen Erinnerungen dieses schönen, so viel geliebten, so viel umschmeichelten Geschöpfes ein solches Geständnis aufwiegen?

Von dem Tage an, da er die Militärakademie in Turin verlassen hat, sind die galanten Streiche und wollüstigen Launen Cavours nicht mehr zu zählen; unaufhörlich schwebt ihm das Bild einer Frau vor Augen; immer wieder entflammen sich seine jungen Begierden, verzehren sich und erwachen neu belebt.

Nach den amoretti die große Leidenschaft. In Genua ereilt ihn das Schicksal in Gestalt der Marchesa Giustiniani.

Sie brauchten einander nur zu begegnen, um zu erkennen, daß sie beide füreinander bestimmt waren.

Die Marchesa Anna Giustiniani, aus altem genuesischen Blut, durch ihre Heirat mit einer Familie des her-

zoglichen Patriziats verschwägert, fünfundzwanzig Jahre alt, übte auf ihre Umgebung einen starken Zauber, weniger durch die Schönheit ihrer Züge, die nicht sehr regelmäßig waren, als durch den lebhaften Akzent ihrer Haltung und Anmut, durch die tiefe Verträumtheit ihrer Augen, durch die strahlende Lebendigkeit des Antlitzes, durch die unerschrockene Tapferkeit ihres Charakters, durch den freien und strahlenden Reichtum ihrer Gefühle. In der Politik bekannte sie sich als eifrige Liberalistin, und von ganzer Seele, mit aller Ungeduld, ersehnte, forderte sie die Befreiung des italienischen Volkes.

Dieser edle Gegenstand begründete von Anfang an ein Gefühl der Einigkeit zwischen ihr und Cavour; hier lag, wie Francesca da Rimini sagte, „die erste Wurzel ihrer Liebe", la prima radice del nostro amore; vor dem Bild des gekreuzigten Vaterlandes drängen sich „die ersten Seufzer" auf ihre Lippen, und sie werden sich „ungewisser Begierden" bewußt:

Al tempo de' dolci sospiri,
A che, e comme concedette amore,
Che conosceste i dubbiosi desiri.

Aber ihre Freude dauert nicht lange. Kaum haben sie Zeit gehabt, sie richtig auszukosten, als das Geschick sie jählings trennt. Cavour wird zur Strafe in die Festung Bard geschickt; dann nimmt er seinen Abschied als Offizier; schließlich beginnt er sein Leben als gentleman farmer in Grinzano und Santena. So vergehen vier Jahre, ohne daß sie einander sehen!

Nach und nach verstummen sogar ihre Briefe. Bald wissen sie überhaupt nichts mehr voneinander.

Indessen erfährt er eines Tages durch Zufall, daß sie soeben in Mailand eine schwere Krankheit durchgemacht hat, und er ist tief erschüttert, obgleich er für sie „keinerlei Leidenschaft" mehr empfindet. Aus ihrer früheren Beziehung bewahrte er nur noch „das Verlangen, dieser edlen Frau eine aufrichtige und uneigennützige Freundschaft zu widmen". Ist also zwischen ihnen alles zu Ende? Nein, ihr wahrer Roman soll erst beginnen.

Am 5. Juli 1834 befindet sich Cavour in Grinzano, wo er ohne sonderlichen Anlaß seit einiger Zeit unter einer Krise trauriger Niedergeschlagenheit leidet. Eines Tages nun bringt man ihm einen Brief; sogleich erkennt er die Handschrift und fühlt sich wie von einem jähen Schlag getroffen: die Marchesa Giustiniani teilt ihm mit, daß sie in Turin angekommen sei und ihn zu sehen wünsche.

Zu der Episode, die nun folgte, muß man Cavour selbst das Wort erteilen: Er hat die kleinsten Einzelheiten in seinem Tagebuch niedergelegt; aber mit einer rührend gewissenhaften Diskretion vermeidet er, den Namen der Marquise zu nennen, und bezeichnet sie nicht anders als mit dem Pseudonym: l'Incognita.

Kaum also hat er einen Blick auf das Billett geworfen, das man ihm soeben überbracht hat, als er in seiner Brust einen scharfen Schmerz empfindet und glaubt, er müsse in Ohnmacht fallen: „Ich kann die Gefühle nicht schildern, die damals mein Herz bewegten. Die Ungewißheit der Motive, die l'Incognita zu diesem Schritt bestimmt hatten, erfüllte mich mit einer grausamen Verwirrung. Hatte sie nur die Absicht, mir ihr vergangenes Betragen zu erklären und eine freundschaftliche Beziehung herzu-

stellen? Oder stand sie von neuem unter dem Banne jener Leidenschaft, gegen die sie so lange Zeit hindurch tapfer angekämpft hatte? Ich glaubte, in ihrem kurzen Brief eine kaum verhohlene Zärtlichkeit zu entdecken; aber es konnte wohl nur eine Täuschung meines Herzens oder meiner Eitelkeit sein; denn ihre Zeilen enthielten kein einziges Wort, das eine Veränderung zu meinen Gunsten verkündet hätte. Ich konnte mich nicht halten. Ich ließ fünfzig Angelegenheiten im Stich, die ich noch zu erledigen hatte, trotzte der unerträglichen Sonnenglut und begab mich binnen einer Stunde auf den Weg. Nachdem ich in Brà das Pferd gewechselt hatte, ohne mich aufzuhalten, erreichte ich nach Verlauf von acht Stunden Turin. Ich laufe in meine Wohnung, kleide mich um, und ohne einen Augenblick zu verlieren, eile ich in den Gasthof, wo l'Incognita wohnt. Man sagt mir, sie sei soeben in die Oper gegangen; ohne Zögern eile ich nach; ich stürze mich ins Parterre; in der sechsten Loge auf der linken Seite des ersten Ranges erblicke ich eine Dame in tiefer Trauer, die in dem lieblichsten Antlitz der Welt die Spuren langen, grausamen Leidens trägt: das ist s i e! . . . Augenblicklich hat sie mich erkannt und folgt mir mit den Blicken, bis ich das Parterre verlasse, um mich zu ihr zu begeben. Lieber Gott, welch Zauber in diesen Blicken! Welche Zärtlichkeit und Liebe! Was ich auch in Zukunft für sie tun werde, ah, nie kann ich sie für all das Glück belohnen, das sie mir in dieser Minute gespendet hat! Ihre Loge war voll von Leuten, die meine arme Freundin mit dem langweiligsten Geschwätz belästigten. Umsonst bemühten sich unsere Augen, die Empfindungen unserer Herzen auszudrücken. Wir ver-

gehen vor Ungeduld; schließlich bleiben wir einen Augenblick allein. Ach, die Fülle der Dinge, die wir einander zu sagen hätten, lähmt die Worte in unserer Kehle. Nach einem langen Schweigen sagt sie: „Was haben Sie von mir gedacht?“ — „Was ich von Ihnen gedacht habe?“ erwidere ich. „Wie können Sie danach fragen?“ — „Sie haben gelitten!“ — „O, ja, ich habe sehr gelitten! . . .“ Dies sind die einzigen Worte, an die ich mich erinnere. An jenem Abend verließ ich sie voller Hoffnung, Liebe, Reue und Gewissensqualen. Ich glaubte an die Dauer der Leidenschaft; ich war stolz, ich war berauscht von einer so reinen, uneigennützigen Liebe; wenn ich aber auf der anderen Seite an die schrecklichen Leiden dachte, die sie um meinetwillen erduldet hatte und deren tiefe Spuren auf ihrem schönen Antlitz sichtbar waren, geriet ich in Wut gegen mich selbst; ich beschuldigte mich der Fühllosigkeit, der Grausamkeit, der Niedertracht . . .“

Beim Verlassen der Oper verabreden die beiden Liebenden ein Rendezvous unter vier Augen für den Abend des nächsten Tages. Als jedoch Cavour in seine Wohnung kommt, erfährt er unvermuteterweise, daß sein Vater, der von seiner Anwesenheit in Turin nichts weiß, die Absicht hat, am nächsten Tag frühmorgens sein Schloß in Santena zu verlassen, um sich nach Grinzano zu begeben. „Da ich ihm diese unnütze Reise ersparen wollte, brach ich unverzüglich nach dem Lande auf. Und da ich keinen Wagen mehr finden konnte, begab ich mich zu Fuß auf den Weg. Es war Mitternacht; der Mond schien mit hellem und lieblichem Schein; die Ufer des Po, der Hügel von Turin, beglänzt von dem blassen und traurigen Himmelslicht, boten ein Schauspiel, das mit dem

Gefühl meines Herzens harmonierte. Was für eine entzückende Wanderung! Wann werde ich jemals wieder so erhabene Gefühle finden! . . . In Moncalieri konnte ich ein Kabriolett mieten; um drei Uhr morgens kam ich in Santena an."

Am Abend desselben Tages ist er bereits wieder nach Turin zurückgekehrt: Er begibt sich sogleich in das Hotel, in dem l'Incognita abgestiegen ist: „Ich eile die Treppe hinauf, trete ein und finde sie allein an ihrem Tische sitzen. Ihre Miene tiefer Niedergeschlagenheit, ihre düstere Kleidung machen auf mich den schmerzlichsten Eindruck; sie ist das leibhaftige Bild des Leides. Und wer hat dieses Leid verursacht? . . . Sie empfängt mich zuerst etwas gezwungen, ohne einen einzigen Vorwurf zu äußern. Ich stammle einige entschuldigende Worte. Schließlich, ermutigt durch die Milde ihres Blickes, nehme ich ihre Hand, führe sie an meine Lippen und rufe: ‚Verzeihen Sie mir? . . .' Sie kann nicht länger widerstehen. Ihre Stirne neigt sich zu mir; ihr klagender Mund sucht meine Lippen, um sie mit einem Kuß der Liebe und des Friedens zu begrüßen."

Er verläßt sie in einem Taumel der Glückseligkeit, in einem lyrischen Überschwang dankbarer Freude: „Bin ich einer solchen Liebe würdig? Ah, ich schwöre, niemals, nein, niemals werde ich diese himmlische Frau verlassen. Ich weihe ihr mein Dasein. Sie wird von nun an das einzige Ziel meiner Bestrebungen sein. Möge der Fluch des Himmels auf mein Haupt fallen, wenn es mir je widerfährt, auch nur das geringste Gefühl dieses vollendeten und anbetungswürdigen Herzens zu verletzen!"

Vier Tage später trennt sie das Leben, das grausame

Leben, von neuem. Die arme Incognita, die in diesem Abenteuer den geringen Rest ihrer Kräfte vergeudet hat, ist gezwungen, sich zu ihrer Erholung für längere Zeit in die Alpenberge, nach Vinadio, zu begeben. Von dort, immer noch in fiebernder, bebender Erregung, schreibt sie an ihren Geliebten: „Diese drei Tage, die ich mit Dir verbrachte, haben die Erinnerung an manches grausame Jahr ausgelöscht. Ich habe es Dir gesagt, Camillo: Meine Seele ist nur der Abglanz der Deinen; ohne Dich bin ich nichts, höre ich auf, zu sein. Man hoffe also nicht, mich von Dir losreißen zu können! Eltern, Freunde, lieber will ich auf alles verzichten, als Dich nicht mehr zu sehen; ich werde vielleicht viele Kämpfe durchzumachen haben; aber ich sehe ihnen ohne Furcht entgegen; ich weiß, daß nichts mich besiegen kann, solange ich Deiner Liebe sicher bin, und ich bin es! ... Wenn ich mich täusche, will ich lieber zugrunde gehen als meinen Irrtum einsehen! Aber nein, Camillo weiß zu lieben; Camillo will mich nicht hintergehen; er ist zu groß, zu edel. Bald werde ich die Entfernung durcheilt haben, die uns trennt; bald werde ich in Deinen Armen sein!"

Allein mit ihren verzehrenden Träumen fühlt sie von Stunde zu Stunde ihre Leidenschaft wachsen. Am 22. Juni schreibt sie an Cavour: „Gestern habe ich Dich sehr betrübt, und ich mache mir Vorwürfe. Du hast gesehen, wie schwach ich bin und allen Ängsten preisgegeben. Meine unnützen Befürchtungen sind jetzt zerstreut, und ich sehe der Zukunft mit Ruhe entgegen. Ich werde auf mein Leben achten, ich werde es immer behüten und schonen, da Du's zufrieden bist, ihm irgendeinen Wert beizulegen. Aber halte mich keineswegs der Hingabe für würdig, die

Du mir entgegenbringst. Unsere Lage ist so verschieden! Das Schicksal hat Dich als meine letzte Stütze erwählt, Dich, einen Mann voller Kraft, voller Begabung, der vielleicht zu der glänzendsten Laufbahn berufen ist. Mein eigenes Leben ist verbraucht: Das Deine beginnt erst. Ich nehme Deine Hilfe an; der Himmel hat sie mir gesandt. Dennoch ist es meine Pflicht, Dir zu sagen, daß, was von meiner Seite einem Opfer ähnlich sehen könnte, ganz im Gegenteil eine Handlung reiner Selbstsucht ist, während bei Dir dieselbe Tat ihren Ursprung in einer Ergebenheit hat, die ich nicht verdiene. Nun genug: Du mußt mich verstehen. Ich bin müde; ich gehe wieder zu Bett. Leb' wohl. Ich bete Dich an!"

Von nun an ist sie mit dem Siegel des Verhängnisses gezeichnet; die heilige, unheilbare und verzehrende Krankheit hat sie gepackt; sie trägt auf ihrer zarten Brust das rauhe Büßerhemd, das man nie mehr ablegt; sie ist aufgenommen in die tragische Heerschar der großen Liebenden, die nur für die Liebe leben und an ihr sterben — die ewige Heerschar, deren Heldinnen im Lauf der Jahrhunderte Medea, Ariadne, Dido heißen, Isolde, Heloise, Prinzessin von Kleve, die portugiesische Nonne, Julie de Lespinasse, Elvira . . .

Wie alle sensitiven Wesen, deren moralische Fähigkeiten durch ein beherrschendes Interesse übersteigert werden, hat auch die Einsiedlerin von Vinadio prophetische Eingebungen. An jenem Julitage 1834 ist Cavour nichts weiter als ein junger Mensch von vierundzwanzig Jahren, ein verabschiedeter Leutnant, ein einfacher „zweiter Sohn", völlig unbekannt, und er verdient sich seinen Lebensunterhalt schlecht und recht als Verwalter

der väterlichen Güter. Dennoch ahnt sie, daß ihm eine große Zukunft bevorsteht, und in der Erleuchtung ihres Herzens prophezeit sie ihm „die glänzendste Laufbahn".

Aber aus dieser Voraussage folgert sie eine zweite, die wie ihr Todesurteil klingt: „Unsere Lage ist so verschieden! . . . Mein Leben ist verbraucht, das Deine beginnt erst . . . ." Sie sieht bereits die unvermeidlichen Hindernisse, die verhängnisvollen Gegensätze, die sie bald entzweien werden. Eine ihrer Vorgängerinnen in der Liebe, Sophie de Monnier, schreibt, von derselben Vorahnung gepackt, an Mirabeau: „Sie sind erst sechsundzwanzig Jahre alt, bald wird die Liebe nicht mehr die wesentliche Beschäftigung Ihres Lebens sein. Der Ehrgeiz ruft Sie und wird Sie verführen."

Sie täuschten sich nicht, weder die eine noch die andere. Überdies hat Cavour, wenn man ihn unter einem intimeren Gesichtspunkt betrachten will, verschiedene Ähnlichkeiten mit Mirabeau: Denselben Körperbau, dieselbe großmütige Glut männlicher Instinkte, dieselbe Art sinnlicher Phantasie, dieselben erotischen Neigungen. Der Geliebte der Marchesa Giustiniani hätte jenen Aphorismus, der in die Lettres de Vincennes eingefügt ist, wohl unterschreiben können: „Warum nehmen alle Liebschaften, selbst die zartesten, ein Ende? Weil uns die Einbildungskraft Freuden verspricht, die wir niemals finden. Und dies, weil bei allen Sterblichen die Phantasie tätiger, als das Herz vernünftig ist."

Das Glück der Incognita ist noch viel stärker bedroht, als sie ahnt. Nach einigen Wochen idealer Zärtlichkeit und überschwenglicher Romantik geschieht es ganz plötzlich, daß Cavour ihr entgleitet. Er ist in die Schlingen

einer piemontesischen Circe gefallen, einer verschlagenen und verdorbenen Kokotte, una consumata e sensuale civettona, die sich aus dünkelhafter Laune, aus perverser Bosheit, um des grausamen Vergnügens willen, die Giustiniani zu quälen, dem leicht entflammbaren Camillo an den Hals geworfen, sich ihm auf der Stelle und rückhaltlos hingegeben, ihn sogleich mit ihren wissenden Begierden entflammt hat und sich, stolz auf ihren Triumph, öffentlich als seine legitime Mätresse bezeichnet.

Von nun an ist das Leben der Incognita nur mehr ein langsames Dahinsiechen, das bis zu ihrem Tode noch fünf Jahre dauert. Untröstlich flieht sie sogar ihre eigene Familie, verschwindet in den Schatten, in das Schweigen, in die Einsamkeit. Als sie sich dem Tode nahe fühlt, rafft sie sich zu einer letzten Anstrengung auf, um an ihren treulosen Freund ein erhabenes Lebewohl zu richten: „Die Frau, die Dich liebte, ist tot; sie war nicht schön, denn sie hatte zuviel gelitten. Was ihr mangelte, wußte sie selber viel besser als Du. Sie ist tot, sage ich Dir. Und in diesen Gefilden des Todes ist sie alten Rivalinnen begegnet. Wenn sie ihnen auch in der Welt, wo die Sinne verführt sein wollen, die Palme der Schönheit abgetreten hat, hier überragt sie alle . . . Und jetzt lebe wohl, Camillo! In dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, bin ich fest entschlossen, Dich nie mehr wiederzusehen. Du wirst sie, wie ich hoffe, lesen, aber nicht eher, als bis eine unübersteigliche Schranke sich zwischen uns erhoben hat, bis mir die Geheimnisse des Grabes enthüllt sind, bis ich Dich, vielleicht (ich zittere bei diesem Gedanken!), vergessen habe."

VIKTOR EMANUEL II.
KÖNIG VON ITALIEN

4

So zahlreich auch die empfindsamen Abenteuer Cavours sind, in seiner Biographie haben sie nur episodischen Wert; dennoch täte man Unrecht, sie stillschweigend zu übergehen; denn sie zeugen nicht allein für den überschwenglichen Reichtum seiner physischen Natur: sie bezeugen überdies verschiedene geistige und seelische Eigentümlichkeiten des Mannes, verschiedene Anlagen und Tendenzen des Charakters, denen er späterhin seine größten politischen Erfolge zu verdanken hatte, — zum Beispiel die Vorliebe für starke Empfindungen, die ruhige Verachtung jeder Gefahr, den klaren Blick für das erstrebte Ziel, die Zähigkeit in der Bestrebung, die Virtuosität seiner Winkelzüge, die rasche Sammlung nach der Niederlage, die scharfe Einsicht in psychologische Zustände, das Talent, die Gelegenheit beim Schopf zu packen, den Instinkt und den Mut der entschlossenen Geste.

Um jedoch die Entstehung seiner Ideen, um seine wirkliche Vorschule für die politische Laufbahn kennenzulernen, muß man ihn in Léri, in der Ausübung seines ländlichen Berufes beobachtet haben.

Bemühen wir uns, ihn so zu betrachten, um das Jahr 1843, da seine landwirtschaftliche Betriebsweise, in voller Wirksamkeit begriffen, große Ergebnisse zu zeitigen beginnt; betrachten wir ihn von seiner vertraulicheren Seite, wie ihn so häufig seine gelegentlichen Besucher oder seine Jagdgefährten gesehen haben.

Anfangs ist es im wesentlichen ein sehr üppiges, sehr behagliches Leben, trotz seiner ländlichen Einfachheit. „Das Leben eines Pächters und nicht eines Schloßherrn“,

erzählt uns einer seiner Freunde, ein eifriger Jäger. „Aufbruch beim Morgengrau, späte Heimkehr, kurze Tage reichliche Mahlzeiten, bereitet von der alten Haushälterin, die persönlich die großen Schüsseln mit Wildbret und dampfendem Risotto auf den schweren Eichentisch bringt, um dessen Runde nach dem Dessert eine fröhliche Partie Landsknecht kreist. Nun denken wir nicht daran, der Gegend vorzuwerfen, sie sei flach und düster, den Reisfeldern, sie hauchten üble Miasmen aus. Denn auf diesen Reisfeldern, welche Ernte! Auf diesen Ebenen welche Herden! In den Scheunen, welch knirschender Maschinenlärm! Auf den Höfen, welches Leben! Auf den Speichern, welche Fülle! Und überall Reichtum und Wohlstand! . . .“

Diese prächtigen Ergebnisse repräsentieren zehn Jahre Mühsal, zehn Jahre zähen Kampfes mit der Natur und den Menschen, mit der Erde, mit dem Wasser, mit den Miasmen der Sümpfe, mit all den Widerständen, die seit Triptolemos die Erde jedem entgegensetzt, der sie durch neue Mittel zwingen will, Früchte zu tragen, und schließlich mit der Unwissenheit, der Tölpelei und den Vorurteilen der Bauern.

Cavour ist ebenso glücklich wie stolz durch den Erfolg seines Werkes. „Wenn Sie wüßten,“ schreibt er an einen Freund, „welch stille, aber lebendige Befriedigung ein gut bebautes Feld oder eine mit dichtem Gras bewachsene Weide gewähren kann! . . .“ Ein andermal schreibt er: „Jeden Tag fühle ich immer mehr die beruhigenden Kräfte des Landlebens; es entspricht völlig meiner praktischen Vernunft; die Landwirtschaft hat für mich den Reiz einer Wissenschaft.“

Man könnte versucht sein, aus diesen Geständnissen und einigen anderen, ähnlichen Äußerungen den Schluß zu ziehen, daß Cavour nun seinen Weg gefunden und auf alle politischen Bestrebungen verzichtet habe. Weit entfernt! Aber um seinen seelischen Zustand in jener Zeit besser zu erfassen, bietet sich ganz von selbst ein literarischer Vergleich.

In dem schönen analytischen Roman, der den Titel Dominique trägt, hat uns Fromentin einen Menschen von zartem Geist und edlen Gefühlen gezeigt, der eines Tages, gegen das dreißigste Lebensjahr, seine Unzulänglichkeit gegenüber den ehrgeizigen Wünschen seiner Jugend erkennt; er zieht sich folglich auf seine Güter zurück, um vom Landleben zu verlangen, was es niemals verweigert — das innere Gleichgewicht, die Gelassenheit, die ruhige Unterwerfung unter die unvermeidlichen Bedingungen des Geschicks.

Aber was für ein Unterschied zwischen der Entsagung, die Dominique nach Trembles führt, und dem Entschluß, der Cavour in Leri festhält!

Dominique hat sich nicht nur vom tätigen Leben zurückgezogen. Nachdem er seine Kräfte gemessen und sich in jeder Hinsicht für unnütz befunden hat, zerschneidet er unwiderruflich die Fäden zwischen sich und der Welt; er trägt Trauer um seine verstorbenen Träume; er hat aus freien Stücken alles preisgegeben, und er empfindet es als eine letzte, stolze Wollust, von nun an in der namenlosen Menge der „negativen Quantitäten" unterzutauchen. Sein Verzicht ist eine völlige Abdankung.

Bei Cavour ist die Resignation nur ein vorübergehen-

der Zustand, „auf Zeit“: Sie wird ihm durch die Macht der Dinge aufgezwungen. Während er gezwungen ist, die Verwirklichung seiner Träume zu vertagen, gibt er keinen von ihnen preis. Daher seine häufigen Anfälle von Ungeduld; daher seine vorübergehenden Depressionskrisen. Nichts Ähnliches finden wir bei Dominique; nicht die leisesten Symptome der Empörung; eine völlige Passivität. Und schließlich, während sich der Schloßherr von Trembles in melancholischen Erinnerungen an die Vergangenheit gefällt, sind Cavours Blicke stets auf die Zukunft gerichtet.

Wie aber stellt er sich diese Zukunft vor? Welche Art von Tätigkeit erwartet er für sich?

Zwei Reisen, die er um diese Zeit nach London und Paris unternimmt, scheinen die Entwicklung und Festigung seiner Ideen sehr beschleunigt zu haben.

Das Schauspiel, das ihm Frankreich und England vor Augen führte, zeigte ihm, daß die moderne Gesellschaft „eine schicksalsbedingte Entwicklung zur Demokratie“ vollführt, und „den Verlauf der Ereignisse hemmen zu wollen, heiße Stürme entfesseln, ohne die Möglichkeit, das Schiff in den Hafen zu steuern“. Aber die demokratische Schimäre betrügt ihn nicht: Er sieht die kollektive Tyrannei nicht weniger klar als den individuellen Despotismus; er hat keinerlei Glauben an das „politische Genie der Massen“; mit besonderem Mißtrauen betrachtete er ihr ewiges Bedürfnis nach Neuerungen, und er verurteilt im vorhinein jeden Fortschritt, der sich nicht in völliger Ordnung und durch das Gesetz vollzieht, „unter der Kontrolle einer legitimen Macht, die ihre tiefen Wurzeln in der Geschichte des Landes hat“.

Was er hier definiert, ist gerade das Ideal des liberalen Staates.

Und eine zweite Erwägung hat sich, vielleicht mit noch größerer Wucht, seines Geistes bemächtigt. Seine Reise nach Frankreich und England, wo er besonders den Umgang mit Finanzleuten, Industriellen, Reedern und Kaufleuten suchte, hat ihm wie in einer prophetischen Vision die überragende Rolle offenbart, die die ökonomischen Erscheinungen künftighin im Leben der Völker spielen werden. Als er folglich nach seiner Rückkehr das Bedürfnis empfindet, seine Gedanken zu klären, greift er zur Feder und verfaßt eine Denkschrift über „den Getreidehandel in der britischen Gesetzgebung"; in ihr nagelt er mit erstaunlicher Schärfe die Irrtümer und Fehler des Schutzzollsystemes fest: Sir Robert Steel hat in der feierlichen Debatte, die zwei Jahre später vor dem Hause der Gemeinen eröffnet wurde, keine überzeugenderen Argumente vorgebracht.

Sein Impuls ist damit nicht erschöpft: Cavour besitzt einen allzu praktischen Geist, um sich mit theoretischen Erwägungen zu begnügen. Er macht sich folglich ohne Zögern an die Arbeit. Und im Zeitraum von wenigen Monaten sehen wir ihn landwirtschaftliche Vereine und Konferenzen organisieren, eine Mehlhandelsstelle, eine Düngerfabrik, eine Wechselbank und eine Manufaktur für chemische Produkte.

Vor allem aber beschäftigt ihn ein Problem — die Eisenbahn.

Erst im November 1845 erhält ein Syndikat von Geldleuten das Recht, zwischen Genua und Turin die ersten Geleise zu legen, die die piemontesische Erde durch-

schneiden sollten. Cavour wendet natürlich der Sache sein lebhaftestes Interesse zu; er ist überdies einer der Hauptaktionäre der Gesellschaft. Bald aber entdeckt seine klare Phantasie in dem Werk, das langsam festere Umrisse gewinnt, eine Unzahl weittragender und unübersehbarer Konsequenzen. Wenn er seinen Blick über die schmalen Grenzen des Cisalpinischen Königreiches richtet, sieht er ein riesiges Schienennetz, das sich allmählich bis an die äußersten Ränder der Halbinsel verzweigt; daher die Notwendigkeit, den Bau und die Führung jeder Linie einem allgemeinen Plan zu unterwerfen im Hinblick auf die Verbindung nach dem jetzigen Ausland. Das genügt noch nicht: es kommt sehr darauf an, für das zukünftige Italien eine aktive Beteiligung am europäischen Verkehr in die Wege zu leiten; man muß folglich schon jetzt die Durchstechung der Alpen an mehreren Stellen und, notgedrungen, einen Tunnel durch den Mont Cenis ins Auge fassen.

Dieses große technische Programm ist offenbar von dem Gedanken der italienischen Einheit inspiriert; er gibt sich übrigens in der Schlußfolgerung rückhaltlos zu erkennen. So wichtig auch die materiellen Wohltaten sein mochten, mit denen die Eisenbahnen Italien überschütteten, Cavour schätzte sie weit geringer als die moralischen Vorteile, die sich notwendigerweise daraus entwickeln mußten. Woher rühren denn eigentlich die Mißgeschicke, die seit Jahrhunderten das italienische Volk verfolgen und es immer noch unter die Fremdherrschaft pressen? Etwa nicht aus den inneren Zwistigkeiten, aus den provinziellen Gegensätzen, aus all den brudermörderischen Spaltungen, die seine Annalen so wild-

bewegt und erschütternd machen? Nun, wenn ein System von Eisenbahnen die Halbinsel bedeckt, von Turin bis Venedig und von Mailand bis Neapel, werden diese verschiedenen Völkerschaften, die heute einander verabscheuen oder einander fremd sind, gezwungen sein, einander kennenzulernen, sich zu vertragen, zu verschmelzen und gemeinsam zu arbeiten. So werden sie rasch ihre provinziellen Rivalitäten vergessen, um sich in freiem Schwung zu einem gemeinsamen Bewußtsein zu erheben. Dieser Tag wird die endgültige Ära der nationalen Befreiung eröffnen. Dann kann nichts mehr Italien auf dem Wege des Fortschritts hemmen; denn die Geschichte aller Zeiten beweist, daß die ökonomische, geistige und moralische Erneuerung eines Volkes die volle Entfaltung seiner Nationalität zur notwendigen Vorbedingung hat.

Im Mai 1846 macht sich Cavour zum Verteidiger dieser edlen These, die die offiziellen Turiner Kreise in Schrecken versetzt.

Karl Albert denkt sogar einen Augenblick daran, seinen ehemaligen Pagen, den er für den „gefährlichsten Menschen im Königreich" erklärt, zu verbannen.

Die Beschuldigung ist berechtigt: Cavour ist gefährlich geworden. Das maßlos tätige Leben, das er seit einigen Jahren führt, diese intensive und methodische Beschäftigung mit den unterschiedlichsten Dingen der Wirklichkeit haben ihn in der Tat zu einer großen Reife gefördert.

Die Idee der italienischen Unabhängigkeit hat sich nach und nach in ihm herausgebildet. Gewiß, er hat sie nicht erfunden; sie gehört nicht ausschließlich ihm. Viele

einer Mitbürger, unter ihnen d'Azeglio, Gioberti, Balbo und Mazzini, bekennen sich schon seit langem zu ihr; aber keiner von ihnen hat sie bisher in eine so klare, so objektive Form gefaßt, mit einer so klaren Einsicht in die zukünftigen Möglichkeiten und praktischen Notwendigkeiten.

Von nun an, da sie zur unumschränkten Herrin seines Geistes geworden ist, wird sie alle Kräfte seiner Vernunft und seines Willens hartnäckig auf die Tat hinlenken. Ebenso wird sie den ganzen Ablauf seiner vitalen Kräfte regeln; sie wird die bewußte und geheime Arbeit seiner Gedanken leiten; sie wird schließlich alle Horizonte seiner Seele beherrschen, als eine unzerstörbare und gewisse Hoffnung, als eine unbezwingliche und ragende Festung: Arx animae.

II

DIE POLITISCHEN ANFÄNGE

Die nationale Krise von 1848. Cavour Abgeordneter. – Der Krieg mit Österreich. Der Zusammenbruch von Novarra; die Abdankung Karl Alberts; die Thronbesteigung Viktor Emanuels. – Cavour Minister. Die Schnelligkeit, mit der er sich zum Führer des Kabinetts und des Parlaments aufschwingt. Erstaunliche Tatkraft, mit der er auf alle lebendigen Kräfte des Landes Eindruck macht. Am 3. November 1852 wird er zum Ministerpräsidenten ernannt.

„Wird denn der Ball niemals zu dem Spieler kommen? . . .“ schrieb Mirabeau in seiner wütenden Ungeduld. Länger als fünfzehn Jahre hindurch hat der Landwirt von Léri dieses seelische Fieber gekannt.

Am 26. Juni 1848 öffnet sich endlich für ihn die politische Laufbahn. Indem er sich eine Teilwahl zunutze macht, stellt er seine Kandidatur zu gleicher Zeit in vier verschiedenen Wahlbezirken auf, darunter auch in Turin. Da er in allen vieren gewählt wird — ein schönes Vorzeichen —, entscheidet er sich für seine Vaterstadt. Kurze Zeit später aber wird die Kammer aufgelöst, und er verliert seinen Sitz, den er am 19. September 1849 in heißem Kampfe zurückerobert. Von nun an bis zu seinem letzten Tage vertritt er ohne Unterbrechung die Stadt Turin im Palazzo Carignano.

Es ist eine tragische Stunde.

Die piemontesische Armee wurde soeben bei Novarra vernichtet. Niedergeschmettert von seinem Geschick,

nachdem er vergeblich den Tod gesucht, hat Karl Albert noch am Abend der Schlacht seine Krone abgelegt, heimlich sein Königreich verlassen und stirbt etliche Monate später als Asket und Heiliger in der Gegend von Oporto. Die Österreicher, Sieger auf der ganzen Linie, Herren des Tanaro und der Sesia, die nichts mehr vor sich haben als panisch fliehende Truppen, diktieren einen drakonischen Frieden. Zur selben Zeit entbrennen in Turin die demagogischen Leidenschaften; der Führer der „Roten", Brofferio, will den allgemeinen Aufstand verkünden. In Genua, dieser volkreichen und unruhigen Stadt, steht es noch schlimmer: Hier drohen die Revolution, der Separatismus, die Anarchie. In diesen unheilvollen Tagen scheint Piemont die tiefsten Tiefen des Abgrunds erreicht zu haben; das darf man nie vergessen, wenn man die historische Gestalt Cavours heraufbeschwört. Sein Ausgangspunkt im öffentlichen Leben, der Boden, den die Umstände ihm bieten, damit er die Fundamente seines großen nationalen Gebäudes errichte, ist ein kleines, geschlagenes Königreich, vom Feinde besetzt, zerrissen, ruiniert, beschämt und noch überdies lächerlich gemacht durch die verwegene Torheit seines jüngsten Abenteuers.

An diesem Tage nach der Katastrophe, in dieser allgemeinen Verwirrung beschränkt sich das ganze Programm Cavours auf einen einzigen Artikel: Das Kabinett d'Azeglio stützen, das die schmerzliche Aufgabe auf sich genommen hat, den Frieden mit Österreich zu schließen, und das sich tapfer bemüht, die öffentliche Ordnung wieder herzustellen, ohne etwas von den verfassungsmäßigen Garantien zu opfern.

Dieser letzte Punkt ist in seinen Augen von wesent-

licher Bedeutung: „Solange", sagt er, „die Freiheit auch nur in einem Winkel der Halbinsel am Leben bleibt, werde ich nicht an der Zukunft verzweifeln. Solange Piemont seine Institutionen gegen den Despotismus und die Anarchie zu schützen weiß, können wir an der nationalen Wiedergeburt arbeiten." Bis an das Ende seiner Laufbahn, einerlei, welche Wechselfälle sich ergeben, sieht er die Wiederaufrichtung seines Vaterlandes immer nur im Spiele der liberalen Institutionen ermöglicht. Und nicht allein deshalb, weil seine persönlichen Neigungen den liberalen Lehren verschwistert sind, sondern auch, und vor allem, weil er in den Grundsätzen der parlamentarischen Regierung das beste Mittel sieht, all die zerstreuten Kräfte des italienischen Nationalismus rings um Piemont zu sammeln, herbeizulocken; denn schließlich, wenn nicht die anderen Fürsten der Halbinsel dem reaktionären Österreich sklavisch ergeben gewesen wären, hätte jeder beliebige von ihnen sich der Rolle bemächtigen können, die Viktor Emanuel binnen kurzem verkörpern sollte; jeder beliebige von ihnen hätte für seine Dynastie die Ehre beanspruchen können, Italien aus der Erniedrigung und Knechtschaft zu befreien.

Dieser hohe politische Gesichtspunkt hindert den neuen Abgeordneten nicht, sich näherliegenden Problemen zu widmen, dringenden und schrecklichen Problemen, die die finanzielle Lage des Königreichs auf die Tagesordnung stellt. Auf diesem Gebiete gelingt es ihm schnell, sich auszuzeichnen und als der große „Debatter" der Kammer zu erscheinen; sooft er in eine Diskussion eingreift, behauptet er das Feld. Als nun folglich am 11. Oktober 1850 der Handelsminister Graf Santa-Rosa plötz-

lich stirbt, wird Cavour einmütig dazu bestimmt, seinen Platz zu besetzen. D'Azeglio begibt sich mit dem Vorschlag zum König, und Viktor Emanuel sieht ihn mit seinen großen, schlauen Augen an: „Sie wollen, daß ich Cavour ernenne? Ich habe nichts dagegen . . . Aber seien Sie überzeugt, daß er Ihnen binnen kurzem sämtliche Portefeuilles abnimmt!" Und er sollte wirklich sehr bald die Portefeuilles des Handels, der Landwirtschaft, der Marine und der Finanzen in seiner Hand vereinigen.

All diese Lasten, weit davon entfernt, seine Kräfte zu erschöpfen, dienen nur dazu, ihn zu fördern. Durch sein meisterhaftes Verständnis für die ökonomischen Vorgänge, durch den Reichtum seiner positiven Kenntnisse, durch die Größe seiner reformatorischen Gedanken, durch seine kräftige, nervöse und rasche Beredsamkeit, durch die ätzende Schärfe seines Geistes, durch den belebenden Magnetismus seiner ganzen Persönlichkeit ist er recht eigentlich der erste Minister Piemonts.

Ende 1852, nach einer Parlamentskrise, die zu der Bildung einer großen konservativ-liberalen Partei führt, ersetzt Cavour d'Azeglio in der Ministerpräsidentschaft. Die Ernennung ist vom 4. November 1852 datiert. Am selben Tag wird der französische Senat einberufen, um über die Wiederherstellung des Kaisertums zu beraten. So treten also zufolge eines synchronistischen Zufalls, der prophetisch erscheint, die beiden Hauptakteure des italienischen Dramas zu gleicher Zeit in den Vordergrund der Bühne.

III

CAVOUR UND DIE SPHINX

Der Krimkrieg; Cavour faßt den kühnen Plan, Piemont daran teilnehmen zu lassen. – Am 10. Januar 1855 schließt sich das Turiner Kabinett dem französisch-englischen Bündnis an. Glänzende Haltung des piemontesischen Korps vor Sebastopol. – Reise Viktor Emanuels nach Frankreich und England. Cavour begleitet ihn; sein Gespräch mit dem Kaiser in Compiègne: „Schreiben Sie vertraulich an Walewski, was ich für Italien tun kann." – Der Pariser Kongreß. Geschickte Manöver Cavours; seine Kunst der Andeutung und Überlistung; das Geheimnis Mazarins. Die Bombe vom 8. April 1856: Die Sache der italienischen Unabhängigkeit wird nun vor das Forum Europas gebracht. – Letztes Wort Napoleons III. an Cavour: „Ich habe das Gefühl, daß der jetzige Friede nicht lange mehr dauern wird." – Kritisches Datum in der Geschichte des zweiten Kaiserreichs. Napoleon III. und die Nationalitätenpolitik; seine Rolle bei dem Aufstand in der Romagna 1831; seine Versprechungen an die italienischen Revolutionäre während seiner Verbannung in New York 1837. – Entscheidender Einfluß der französischen Katholikenpartei auf die Wiedererrichtung des Kaiserreichs; die Wandlung des napoleonischen Traumes. Der Kaiser fordert Pius IX. heimlich auf, nach Paris zu kommen und ihm die päpstliche Salbung zu erteilen; gleichzeitige Verhandlungen in Wien über den Abschluß eines Bündnisses mit Österreich. Jäher Stellungswechsel Napoleons III.; Rücktritt Drouyn de Lhuys': „Eure Majestät leiten eine verhängnisvolle Politik ein." – Cavour hat das Rätsel der Sphinx erraten.

„Die Weisheit fordert, daß man bei gewissen Gelegenheiten vieles dem Zufall überlasse; die Vernunft selbst rät uns ferner, allerlei erdenklichen, blinden Regungen oder Instinkten zu folgen, die sich unserer Vernunft entziehen und vom Himmel zu kommen scheinen. Niemand kann sagen, wann man sich wehren, wann man nachgeben muß; weder Bücher, noch Regeln, noch Erfahrun-

gen lehren es uns; eine gewisse Schärfe und eine gewisse Kühnheit des Geistes werden uns stets das Richtige finden lassen."

Ludwig XIV. äußert sich so in seinen Memoiren, und man könnte sich die Nennung seines Namens ersparen, denn man wüßte nicht, wer sonst imstande gewesen wäre, eine solche Regierungsmaxime mit dieser überlegenen Meisterschaft zu formulieren.

Alle die Ausdrücke, die sich in diesem königlichen Aphorismus finden, passen vortrefflich auf Cavour, sobald ihm das Schicksal die erste Gelegenheit bietet, seinen großen patriotischen Traum in die Tat umzusetzen, das heißt, sobald im Frühling 1854 der Krimkrieg plötzlich das europäische Gleichgewicht erschüttert. Die Rolle, die er unter diesen Umständen spielte, enthüllt einen seiner einschneidendsten Charakterzüge, der einen großen Teil seiner künftigen Erfolge bestimmt: Kühnheit.

Seit seiner frühesten Jugend besaß er eine Leidenschaft für das Spiel, die ihm nur allzu oft teuer zu stehen gekommen war. Er beschäftigte sich recht viel mit den Karten und der Börse, sicherlich nicht aus Gewinnsucht, denn niemand konnte freigebiger und verschwenderischer sein als er, sondern um des prickelnden Vergnügens willen, das Glück zu versuchen und die Launen des Schicksals herauszufordern. Überdies mußte er, der geborene Tatenmensch, schlechterdings Spieler sein, da jede ernstliche Initiative nicht nur einen prophetischen Einblick in die Zukunft voraussetzt, sondern auch den stolzen Anspruch, die Ereignisse herauszufordern, sie zu lenken und sie zu beherrschen; — was Lukrez zu dem

Satze veranlaßt, daß jede Bemühung menschlicher Energie „ein heftiger Eingriff in das Schicksal sei“: Fatis avulsa potestas.

Nichtsdestoweniger — und das hat Ludwig XIV. sehr meisterhaft ausgedrückt — hat die Kühnheit, die den großen Staatsmann macht, nichts gemein mit den törichten Impulsen eines waghalsigen Geistes: sie muß „von der Weisheit gefordert“ und „von der Vernunft beraten“ sein; sie besteht folglich vor allem in einer vollendeten Zusammenarbeit zwischen Klugheit und Willen, zwischen den Phantasiekräften und dem praktischen Verstand, zwischen Mut und Überlegung. Nicht Napoleon verkörpert am besten diese Fähigkeiten, denn sein übermäßiges Genie, seine Vorliebe für das Gigantische und seine Leidenschaft für den Krieg führen ihn allzu oft in das schreckliche Spiel der Schlachten: weit eher Cromwell, der sich in seinen kühnsten Entschlüssen stets so scharfsinnig und berechnend zeigt, der in den lebhaftesten Ausbrüchen seines Stolzes oder seines Ehrgeizes nie die Herrschaft über seine Handlungen verliert. Neben Cromwell hat man das Recht, Cavour anzuführen.

Selbst heute, nach so vielen Jahren, und obgleich der Erfolg bestätigt wurde, wirkt der Gedanke, das kleine, noch von Novarra her völlig gelähmte Piemont an dem blutigen Krimkrieg teilnehmen zu lassen, ein wenig verblüffend. Ist es folglich ein Wunder, daß die Zeitgenossen ihn von Anfang an für toll und närrisch gehalten haben?

Seit seinem Aufstieg zur Macht hatte sich Cavour vor allem durch seine soliden Eigenschaften ausgezeichnet,

durch seine Arbeitskraft, seine Charakterstärke, seinen kräftigen Positivismus, seine starke und gesunde Vernunft. Diesmal aber begriff man ihn nicht. Sein Vetter La Rive hat sehr gut resümiert, was alle klugen Köpfe dachten, als man erfuhr, daß die piemontesische Armee sich mit dem riesigen und fernen Rußland schlagen sollte. „In tiefstem Frieden, ohne das Drängen der Volksleidenschaften, ohne jeden fühlbaren Druck von außen, kalten Blutes, in geheimer, einsamer Erwägung sich entschließen, sein Land in einen Krieg zu stürzen, bei dem man weder die Folgen noch das Ende voraussehen kann, bei dem die Interessen dieses Landes nur so entfernt berührt sind, daß sie kaum einen Vorwand für die Beteiligung zu bieten scheinen, ferner diese getroffene Entscheidung widerspenstigen Kollegen, einem ängstlichen Parlament, einer erregten, feindseligen, öffentlichen Meinung aufdrängen — das ist einer jener kühnen Streiche, den nur Menschen wagen, welche fühlen, daß ihr Nachen Cäsar und sein Glück trägt."

Diesen kühnen Streich hat Cavour schon seit langem erwogen.

1851, als er noch ein schlichter Handelsminister war, versuchte er die Sympathien Frankreichs unter dem Schleier wirtschaftlicher Beziehungen zu gewinnen. Als er vor dem Turiner Parlament die Senkung der Zollsätze begründen mußte, die er soeben den Bedürfnissen des französischen Schutzzollsystems angepaßt hatte, entwickelte er vor seinen verblüfften Zuhörern folgende sibyllinische Beweisführung: „Der Horizont rings um uns ist düster. Wohl möglich, daß der Zufall Ereignisse bringt, die uns veranlassen, Frankreichs Bei-

stand zu wünschen. Und deshalb habe ich in dem Handelsvertrag, den ich Ihnen vorlege, die wirtschaftlichen Erwägungen zwar nicht geopfert, aber in den Hintergrund geschoben; ich ließ mich vor allem von politischen Gesichtspunkten leiten . . .", und er schließt mit der erstaunlichen Voraussage: „Könnte sich nicht eine europäische Verwicklung ergeben, die den Orient und das Abendland in zwei Lager scheidet? Wie wichtig würde es dann für uns sein, mit Frankreich in guten Beziehungen zu stehen!"

Drei Jahre später wird die „Verwicklung" zur Tatsache: Europa zerfällt in zwei Teile; die Frage des heiligen Landes oder, mehr der Wahrheit gemäß, das ewige Problem Konstantinopels ruft von neuem das Abendland gegen den Orient ins Feld.

Seit dem März des Jahres 1854 also, seit der Überreichung des französisch-englischen Ultimatums an den russischen Zaren, ist Cavour gleichsam hypnotisiert von den Ereignissen, die sich an den Ufern des Schwarzen Meeres entwickeln und die zuerst den alliierten Armeen so demütigende Enttäuschungen, so schreckliche Prüfungen bringen. Bevor noch das Expeditionskorps, dem Zusammenbruch in der Dobrudscha entronnen, die Belagerung Sebastopols begonnen hat, sieht er, welche Möglichkeiten sich, von einem Tag auf den anderen, Piemont bieten würden.

Seine Lieblingsnichte, die lebhafte und geistreiche Marchesa Alfieri, bei der er sich jeden Abend von seiner Tagesarbeit erholt, fragt ihn rundheraus: „Onkel, warum schicken Sie nicht zehntausend Mann in die Krim?" Sie hat richtig geraten. Cavour fährt auf; ein Schimmer

leuchtet aus seinen Augen; dann erwidert er mit einem Seufzer: „Ah, wenn alle Welt Ihren Mut besäße, wäre das, was Sie hier vorschlagen, längst geschehen!“

Im Laufe des folgenden Herbstes, als die schrecklichen Hekatomben von Balaklawa und Inkerman den Alliierten bewiesen haben, wie weit sie noch von dem endgültigen Siege entfernt sind und wie teuer er sie zu stehen kommen wird, interpelliert die lebhafte Marchesa von neuem ihren Onkel, der an diesem Abend ein hartnäckiges Schweigen bewahrt: „Nun, wann gehen wir in die Krim?“ — „Wer kann es wissen?“ erwidert er. „England und Frankreich drängen mich, einen Vertrag zu schließen, der unseren Truppen Gelegenheit bieten würde, dort unten die Schlappe von Novarra zu tilgen. Aber was wollen Sie? Mein ganzes Kabinett steht diesem Plan feindlich gegenüber. Rattazzi selbst und sogar mein Freund La Marmora sprechen von ihrem Rücktritt ... Glücklicherweise ist der König auf meiner Seite, und wir beide werden die Sache durchsetzen!“

Es ist ihm tatsächlich gelungen, den König für seine Idee zu gewinnen. Viktor Emanuel, Soldat bis in die Knochen, voller Ungeduld, den Makel von 1849 aus dem Wappen Savoyens zu tilgen, hat auf der Stelle den Gedanken seines Ministers aufgegriffen und seine ganze Energie entfaltet, um ihm zum Siege zu verhelfen. In einem Gespräch mit dem Herzog von Gramont, dem französischen Gesandten, ging er sogar so weit, zu sagen: „Ja, ich will meine Truppen nach Sebastopol schicken. Meine Minister wollen nicht; aber ich habe Cavour auf meiner Seite, und wenn es nötig wird, wechsle ich meine Minister. Folglich werden meine Regimenter mitkämp-

fen, und sowie sie sich einmal mit Ihren Truppen vereinigt haben, pfeife ich auf Österreich."

Vor der öffentlichen Meinung aber und vor dem Parlament hat Cavour große Mühe, seine Sache durchzufechten. Von sämtlichen Parteien wird die Entsendung eines piemontesischen Korps nach der Krim als eine Verirrung betrachtet: „Warum sollen wir uns in diesen Krieg einmischen? Wir werden weder Ruhm noch Macht noch Vorteile gewinnen. Wir werden im Solde unserer Alliierten stehen und auf ihre Gnade angewiesen sein . . . Was man uns da aufdrängen will, ist noch mehr als eine ungereimte Tollheit: es ist ein Verbrechen gegen das Vaterland; seit Novarra hat Piemont nicht mehr das Recht, auch nur einen Blutstropfen zu vergießen, der nicht der nationalen Verteidigung gilt." Und Cavour erwidert: „Mich leitet gerade nur unser nationales Interesse. Wir müssen Europa zeigen, daß wir uns noch zu schlagen verstehen und daß wir, was die militärische Tüchtigkeit betrifft, noch nicht entartet sind. Glauben Sie mir: die Lorbeeren, die unsere Truppen aus dem Orient nach Hause bringen, werden der Zukunft Italiens mehr nützen als sämtliche Reden der Welt."

Bei seinen Unterhandlungen mit Paris und London begegnet er keinen geringen Schwierigkeiten; denn er will sein Land nicht in den Krieg verwickeln, ohne von seinen künftigen Verbündeten irgendein Zeugnis — sei es auch noch so verklausuliert — für die Sympathie erhalten zu haben, die ihnen die italienischen Forderungen einflößen. Es gelingt ihm schließlich durch ein Wunder an Geschmeidigkeit, Hartnäckigkeit und Scharfsinn, sein Ziel zu erreichen.

Am 10. Januar 1855 unterzeichnet er die Protokolle, die Piemont künftighin zum Verbündeten Frankreichs und Großbritanniens machen: das Kontingent der piemontesischen Truppen wird auf achtzehntausend Mann bestimmt. Mit seiner Unterschrift unter dieses Dokument hat Cavour seine ganze politische Laufbahn aufs Spiel gesetzt. Er fühlt es übrigens selbst. Am nächsten Tage schreibt er an den Grafen Oldofredi: „Ich habe soeben eine schreckliche Verantwortung auf mich genommen. Einerlei. Komme, was da wolle! Mein Gewissen sagt mir, daß ich eine heilige Pflicht erfüllt habe."

Gleichsam als Bestätigung dieser Verantwortlichkeit hat er von vornherein alle seine persönlichen Interessen geopfert. Wenn seine Politik mißlingt, wenn durch seine Schuld das Blut seiner Landsleute umsonst vergossen wird, verschwindet er von der öffentlichen Bühne und geht in die Verbannung. Seine enge Pariser Freundin, Frau von Circourt, erhält darüber eine vertrauliche Mitteilung: „Vielleicht wird man nach einiger Zeit meine Politik für verrückt und romanhaft halten. Wenn ich unterliege, werden Sie mir ein Asyl in Ihrem Hause nicht verweigern."

Aber nach einigen Schwierigkeiten gehen alle Berechnungen, alle Hoffnungen Cavours in Erfüllung. Befehligt von einem wirklichen Kriegsmann, La Marmora, spielt die kleine piemontesische Armee in der Krim eine glänzende Rolle. Am 16. August 1855 bedeckt sie sich an der Tschernaia mit Ruhm; die englischen und französischen Verbündeten überhäufen sie mit Lobsprüchen: Novarra ist ausgetilgt, vergessen. Bald darauf, am 8. Sep-

tember, folgt die Einnahme des Malakoffturmes und der Fall Sebastopols.

Bevor noch die Friedensverhandlungen offiziell eröffnet sind und während man noch zweifelt, ob man nicht die Feindseligkeiten wieder aufnehmen müsse, begibt sich Viktor Emanuel auf eine Einladung Napoleons III. nach Paris, um die Weltausstellung zu besuchen; die Königin Viktoria und Prinz Albert sind schon vor ihm angekommen. Cavour begleitet ihn. Am 23. November betritt das königliche Gefolge die Tuilerien.

Sechs Tage lang eine ununterbrochene Folge von Empfängen, Festen und Gastmählern in dem prunkhaften Flitterstil des napoleonischen Hofes.

Viktor Emanuel lenkt alle Blicke auf sich. Gewiß, man findet ihn unelegant mit seinem breiten Gesicht und den kleinen grauen Augen, seinem riesigen, aufgezwirbelten Schnurrbart, seinen stämmigen Schultern, seiner kräftigen Korpulenz, seiner ganzen Erscheinung, die an einen wilden Eber gemahnt. Dennoch gefällt er durch seine Freimütigkeit, durch seine offene Freundlichkeit, durch die echte Güte, die sich unter der Maske seiner Rauheit verrät. Man weiß ferner, wie heldenhaft er sich bei Novarra gehalten und mit welcher Unerschrockenheit er in der Bestürzung des Zusammenbruchs das Szepter ergriffen hat. Schließlich vergißt man nicht, daß er dem ältesten Herrscherhaus Europas angehört und daß ihn dieser Vorzug nicht nur mit einem lebhaften Stolz erfüllt, sondern ihm auch ein ritterliches Ehrgefühl verleiht, einen hohen Begriff von seinen königlichen Pflichten. Indessen ist man gegen das Ende seines Aufenthalts der Ansicht, daß er sich ein wenig allzusehr mit den

Damen einlasse und daß er mit ihnen sogar recht ungehobelte Reden führe. Die alte Gräfin Damrémont, Witwe des Generals, der in der Bresche von Constantine getötet wurde, schreibt an unseren Gesandten in der Türkei, Thouvenel: „Sie wissen ohne Zweifel, meine liebe Exzellenz, welcher Art die Erfolge waren, die König Viktor Emanuel hier errungen hat. Für den Fall aber, daß man Ihnen nicht alles geschrieben hat, will ich Ihnen folgende kleine Chronik berichten, die Sie in Ihrer Verbannung zerstreuen wird. Der König scheint mehr im Feldlager als bei Hofe gelebt zu haben. Was geschmackvolle Galanterien betrifft, so sagte er zur Kaiserin, sie ‚lasse ihn Tantalusqualen erleiden'; zu der Prinzessin Mathilde, ‚sie entflamme sein Herz', er wünsche, von ihr ‚bei geschlossenen Türen' empfangen zu werden; und daß ihn ‚die offenen Vorhänge unendlich genierten'. Eines Tages, im Cercle der Kaiserin, geht der König geradenwegs auf Frau von Malaret, die Palastdame, zu und sagt: ‚Guten Tag, Madame. Ich liebe die Französinnen sehr, und seit meinem Aufenthalt in Paris habe ich mich überzeugt, daß sie nicht wie die Turinerinnen Hosen tragen. Das ist das offene Paradies!' Sie werden begreifen, daß die arme Frau am liebsten in die Erde versunken wäre und daß der ganze Salon zu lachen anfing. Am letzten Tage der Ausstellung nähert sich der König dem Herrn von Morny: ‚Ich sehe,' sagt er, ‚daß der Kaiser sehr populär ist und vor allem bei seiner Geistlichkeit. Das ist nicht so wie bei mir; aber' (und er schnipst mit den Fingern), ‚ich pfeife darauf!...' Herr von Morny erwidert: ‚Ich auch!' Dann, seinerseits mit den Fingern schnipsend, sagt er zu

seinen Nachbarn: ‚Wenigstens einer, der französisch versteht! . . .‘ Es wäre noch so viel von dieser Sorte zu erzählen, daß mein Brief vierzig Seiten überschreiten würde. Ich will daher mit folgendem schließen. Neulich abends, in der Oper, saß Viktor Emanuel neben dem Kaiser und fixierte längere Zeit hindurch eine kleine Tänzerin. Dann beugte er sich zu dem Kaiser und fragte ihn: ‚Sire, wieviel würde dieses kleine Mädchen kosten?‘ — ‚Ich weiß es nicht,‘ erwiderte der Kaiser; ‚fragen Sie Bacciochi.‘ Der König dreht sich um: ‚Wieviel kostet dieses Kind?‘ Bacciochi erwidert: ‚Sire, für Eure Majestät würden es fünftausend Franken sein.‘ — ‚Ah, zum Teufel! Das ist sehr teuer!‘ antwortet der König. Nun wendet sich der Kaiser an Bacciochi: ‚Setzen Sie die Summe auf meine Rechnung!‘“

Während so Viktor Emanuel seinen ausgelassenen Launen und ausschweifenden Instinkten die Zügel schießen läßt, benützt Cavour die spärlichen Mußestunden, die ihm die offiziellen Zeremonien gewähren, um sich zu unterrichten, zu lernen, zu forschen und umherzuspüren. „Ich bin ständig unterwegs,“ schreibt er an den Minister Rattazzi. „Noch nie habe ich ein so bewegtes Leben geführt.“ Er unterhält sich vor allem mit dem Prinzen Napoleon, der bereits völlig für die italienische Sache gewonnen ist, dann mit Thiers, Lord Cowley, Walewski, den Bankiers Péreire und Laffitte. Aber seine Enquete hat nur wenig Erfolg. In diesem Augenblick interessiert sich niemand für das Unglück Italiens. Alle Neugier richtet sich auf eine einzige Frage: Wird der Krieg in der Krim wieder aufflackern, wie Palmerston verlangt, oder wird Napoleon III. seine Friedensideen durchsetzen können?

Am 29. September begibt sich Viktor Emanuel nach London, wo der Empfang, der ihn erwartet, nicht minder glänzend und herzlich ist als in Paris. Klugerweise überwacht der König seine Sprache gegenüber den Damen des königlichen Hofes, und es gelingt ihm, sie nicht allzusehr zu erschrecken. Die Königin Viktoria schreibt an ihren Onkel Leopold, König von Belgien: „Mein Gast ist ein sonderbarer Mensch. Seine Manieren und seine Erscheinung wirken zuerst verblüffend. Er ist freimütig, offen, ganz aus einem Stück, liberal und tolerant. Von gesundem Menschenverstand, treu seinem Wort, aber barbarisch, brüsk, bizarr, verliebt in Abenteuer und Gefahren. In Gesellschaft ist er schüchtern, was ihn nur um so brüsker macht; wenn man ihm jemand vorstellt, weiß er nichts zu sagen. Er hat viel eher das Benehmen eines mittelalterlichen Ritters oder Königs als eines Menschen aus unserer Zeit." So ausdrucksvoll und richtig dieses letztere Bild erscheint, der Minister Greville definiert noch viel besser die von den Ahnen ererbten Charakterzüge Viktor Emanuels, indem er bis auf die Urbilder seiner Rasse zurückgeht, bis in die Zeit der germanischen Invasion, und ihn mit einem Herzog der Langobarden oder einem Häuptling der Heruler vergleicht, mit einem Hildebrand oder einem Odoaker.

Inzwischen setzt Cavour mit derselben Aktivität wie in Paris auch hier in der englischen Umgebung seine Forschungen und Beobachtungen fort. Er fragt vor allem Palmerston, Malmesbury, Clarendon und sämtliche großen, politischen Führer aus. Aber auch diesmal ist seine Beute äußerst mager: ein paar liebenswürdige Worte; weiter nichts.

Am 6. Dezember, auf der Rückreise, macht Viktor Emanuel mit seinem Gefolge in Paris Halt.

Am nächsten Tage Jagd in Compiègne. Am Abend, in einem Gespräch mit Cavour, sagt Napoleon III. unvermittelt und gerade heraus: „Schreiben Sie vertraulich an Walewski, was ich Ihrer Ansicht nach für Piemont und Italien tun könnte."

Nach diesem gewinnenden Wort beschäftigt sich das Gespräch einige Minuten lang mit unbestimmten Hypothesen, die übrigens die Möglichkeit eines Krieges mit Österreich ausdrücklich beiseite schieben. Und das ist alles.

2

Woran dachte eigentlich der Kaiser an diesem Abend in Compiègne; welche positiven Gedanken verbargen sich hinter dem Schleier seiner schmeichlerischen Worte; welche nahen oder fernen Visionen zeichneten sich vor seinen dunklen Blicken ab? Cavour war sich darüber immer noch völlig im unklaren, als er zweieinhalb Monate später seinen Sitz auf dem Pariser Kongreß einnahm.

An dem Tage seiner Abreise von Turin, am 15. Februar 1856, ist er sehr düster gelaunt; denn nicht nur, daß er nicht weiß, welche Unterstützung oder welche Hindernisse er bei der kaiserlichen Regierung finden wird; er hat noch überdies einen besonderen Grund zur Besorgnis und Ängstlichkeit. Eingebildet auf ihre uralten Privilegien, bestreiten die Großmächte dem kleinen Piemont das Recht, auf gleichem Fuße mit ihnen an einem Kongreß teilzunehmen; ihre Würde erlaubt ihnen nicht, ein klägliches Königreich von vier Millionen Einwohnern

zu ihren Beratungen hinzuzuziehen. Was liegt daran, daß es einige Bataillone nach der Krim geschickt hat. Es war nur Wichtigtuerei gewesen. Wenn sie ihm dennoch herablassenderweise ihren Konferenzsaal öffnen, muß es sich abseits halten, in einer zweitklassigen, minderwertigen, demütigenden Position. Und auch seine beiden Verbündeten von Sebastopol, Frankreich und England, auch sie wollen ihm diese Beschämung zufügen!

Daß er eine solche Beschimpfung seines Landes hinnehmen könnte, zieht Cavour keine Sekunde lang in Betracht: das wäre das Ende all seiner nationalen Träume. Auch schreiben die Instruktionen, die er mit sich führt und die er übrigens selbst verfaßt hat, ausdrücklich vor, den Konferenzsaal zu verlassen und nach Turin zurückzukehren, wenn Piemont nicht in der gleichen Weise behandelt wird wie die anderen Mächte. Er gelangt folglich an einen entscheidenden Wendepunkt seiner Politik, „zu einer Schicksalsstunde". Noch nie ist ihm seine Verantwortung so schwer und seine Aufgabe so gewichtig erschienen, und er bedarf wohl seines ganzen, unbeugsamen Willens, um nicht den Mut zu verlieren. Sein klarer Geist erlaubt ihm dennoch keinerlei Illusionen: „Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß meine jetzige Mission der letzte Akt meines politischen Lebens sein wird."

Binnen drei Wochen ist er berechtigt, das gerade Gegenteil zu denken und sich fröhlichen Herzens zu sagen, daß sein politisches Leben sich in vollem Aufschwung befindet.

In erster Linie hat er erreicht, daß das kleine Piemont

auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit dem hohen Patriziat der Mächte am Kongreß teilnimmt. Und dies ist das erste Mal, daß der heilige Grundsatz der souveränen Rangordnung in einem diplomatischen Areopag verletzt wird: Metternich verhüllt sein Haupt.

Ermuntert durch dieses glückliche Vorspiel, beginnt Cavour sogleich seinen Feldzug.

Nun, die Dinge liegen nicht mehr so wie bei seiner letzten Reise, da er nichts Besseres zu tun hatte, als die Leute auszufragen, das Terrain zu studieren und den Horizont zu beobachten. Jetzt ist die Zeit gekommen, zu handeln und zu manövrieren.

Sein Programm ist einfach. Man stößt hier von neuem auf die überragenden Vorzüge seines realistischen Geistes: den objektiven Blick für Situationen und Tatsachen, die klare Einsicht in die bestehenden Kräfte und vielfach gekreuzten Strömungen, die scharfsinnige Erkenntnis der Mittel, die sich bieten, die genaue Schätzung praktischer Möglichkeiten. Vor allem versucht er, rings um die piemontesische Delegation eine wohlwollende Atmosphäre zu schaffen. Während der ersten Tage des Kongresses, solange man noch den allgemeinen Plan der Friedensverträge und die großen orientalischen Probleme erörtert, hält er sich ein wenig im Hintergrund, in einer reservierten Haltung, was ihn nicht hindert, gelegentlich seine Ansicht zu äußern, doch ohne sonderlichen Nachdruck, in leichtem Gesprächston, stets die Bevollmächtigten Frankreichs und Englands im Auge behaltend. In den Pausen zwischen den Sitzungen geht er etwas mehr aus sich heraus. Er benützt jeden Vorwand, um die Beschwerden Italiens darzulegen, die

Missetaten Österreichs anzuprangern und so die Sache der italienischen Nation vor das Tribunal der öffentlichen Meinung zu bringen.

Er führt dieses Doppelspiel mit erstaunlicher Geschicklichkeit durch. Wenn er am grünen Tische sitzt, verblüfft und bezaubert er seine Kollegen durch die Richtigkeit seiner Bemerkungen, durch die Ungezwungenheit seiner Worte, durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Aperçus, durch die boshafte Feinheit seines Lächelns, seines Schweigens, seiner Anspielungen. Es gelingt ihm sogar, zumindest nach außen hin, die liebenswürdigsten Beziehungen mit seinem scharfzüngigen österreichischen Kollegen, dem Grafen von Buol, zu unterhalten.

Außerhalb der offiziellen Sitzungen, wenn er die Freiheit seiner Sprache wieder gewinnt, verficht er bei jeder Gelegenheit und in jeder Weise die Sache, die ihm so sehr am Herzen liegt; unermüdlich wiederholt er seine Schritte und Unterredungen; vor allem bemüht er sich, Lord Clarendon, Lord Cowley, den Grafen Orlow, den Prinzen Napoleon, Morny zu überzeugen. Schließlich, durch die Vermittlung Dr. Conneaus, der von Geburt Lombarde ist, gewinnt er Zutritt zum Kaiser selbst.

In den Salons und unter den Leuten von Welt ist sein apostolischer Eifer nicht weniger tätig; hier entfaltet er seine seltenen, geselligen Gaben, jene überzeugende, der Eingebung des Augenblicks folgende Beredsamkeit, jene Kunst der Schmeichelei und Überlistung, die nach der Ansicht Frau von Mottevilles das große Geheimnis Mazarins waren.

Er ist natürlich viel zu klug, um die weiblichen Ein-

flüsse zu vernachlässigen, und er verschwendet seine Galanterien an die Prinzessin Mathilde, an die Herzogin von Bassano, an die Marquise de la Bédoyère, an die Gräfin Walewska, ohne seine treue Freundin, Frau von Circourt, zu vergessen. Er findet sogar Gelegenheit, ein verliebtes Abenteuer auf sein politisches Spiel zu pfropfen.

Eines Abends, in den Tuilerien, stellt man ihn einer jungen englischen Witwe vor, der Marquise von Ely, Ehrendame der Königin Viktoria. Sie ist groß, schlank, reine Linien, ein zartes Gesicht, zärtliche, feuchte Augen, herrliches, goldblondes Haar. Sie besitzt überdies einen lebhaften Verstand, einen feinen und bezaubernden Esprit. Vor dieser Blume der Schönheit, diesem strahlenden Bild des „ewig Weiblichen" ist Cavour sogleich Feuer und Flamme, und zwar dermaßen, daß er, um die Sprödigkeit des verführerischen Geschöpfes zu besiegen, so weit geht, ihr die Heirat anzutragen.

In dieser verliebten Episode hat ihm sein diplomatischer Spürsinn gute Dienste geleistet. Die Königin Viktoria, die für die Marquise von Ely die innigste Freundschaft bezeigt, hat sie beauftragt, ihr täglich alles zu berichten, was hinter den Kulissen des Kongresses vorgeht. Außer ihren geistigen Gaben hat die junge Lady noch ein besonderes Anrecht auf diese Mission: sie unterhält seit ihrer Kindheit intime Beziehungen zu der Familie Montijo und steht in ständiger Verbindung mit der Kaiserin Eugenie. Konnte sich der piemontesische Vertreter eine bessere Mittlerin wünschen, um in vertraulicher Weise seine Gedanken den Herrschern von Frankreich und England zu übermitteln?

Durch diese Zugänge und Spürwege wird ihm sehr rasch die Erkenntnis zuteil, daß ein persönlicher Schritt Napoleons III. die einzige Form, die einzige Möglichkeit ist, um die italienische Frage auf die Tagesordnung des versammelten Europas zu setzen. Er läßt folglich an den Kaiser eine Denkschrift gelangen „Über die Mittel des Wiederaufbaus Italiens" und „Über den dauernden Kurs, den Frankreich im gemeinsamen Interesse der beiden Länder seiner Politik geben müßte". In einem knappen und klaren Stil verfaßt, ist diese Denkschrift gleichsam das Brevier des Risorgimento: die Ereignisse, die Europa während der folgenden fünfzehn Jahre bewegen sollten, hier sind sie alle im Keime enthalten.

Das Dokument übte einen sehr starken Eindruck auf Napoleon aus. Für einen so abenteuerlichen, so sehr in Schimären verliebten Geist konnte es keine verfänglichere These geben. Aber unter welchem Gesichtspunkt er auch die Folgerungen untersucht, sie erscheinen ihm keiner Verwirklichung fähig. Nach der praktischen Seite keinerlei Ausweg. Bald ist es Österreich, das den Weg versperrt, bald ist es der Papst. Wollte man Piemont die Herzogtümer Parma und Modena einverleiben, würde Österreich daraus ohne Zweifel einen Casus belli machen. Wollte man eine andere territoriale Kombination auf Kosten des Kirchenstaates versuchen und zum Beispiel die Herzöge von Parma und Modena nach Bologna und Ferrara versetzen, wie sollte derartiges möglich sein, wenn Napoleon soeben erst die Patenschaft Pius IX. für das Kind, dessen bevorstehende Geburt man erwartet, erbeten hat?

Inzwischen erhält Cavour eine Nachricht, die einigen

Aufschluß über die Gedanken des rätselhaften Herrschers gibt. Am 16. März, während die Kaiserin in den Schmerzen des Kindbettes liegt und die Schwierigkeiten der Entbindung die Ärzte zu beunruhigen beginnen, geht der Kaiser auf und ab, verstört durch die Schreie seiner Frau, voller Angst um die Zukunft seiner Dynastie. Und nun fällt ein Satz von seinen Lippen, ein sonderbarer Satz: „Ganz entschieden, man muß etwas für Italien tun!"

Und drei Tage später, noch völlig berauscht von der Freude, die ihm die Geburt des kaiserlichen Prinzen bereitet hat, läßt er Cavour heimlich in die Tuilerien rufen; Lord Clarendon ist gleichfalls zugegen; ihre Unterredung dauert nicht weniger als zweieinhalb Stunden.

Was im Verlauf dieser geheimen Zusammenkunft gesprochen wurde, weiß man nur in sehr unvollständiger Fassung. Cavour jedoch muß sich besonders geschickt, hartnäckig, scharfsinnig bewiesen haben; denn er erzielt ein ungeheures Ergebnis: der Kaiser erklärt sich bereit, die italienische Frage in die Beratungen des Kongresses einzugliedern, und Clarendon wird ihn dabei unterstützen!

Am 8. April platzt die Bombe.

Der Friede ist seit dem 30. März unterzeichnet; die Bevollmächtigten stehen vor dem Abschluß ihrer Arbeiten. Plötzlich stellt Walewski, der kluge, gemessene Walewski, an den Kongreß den Antrag, bevor er sich auflöst, „verschiedene Probleme, mit denen man sich beschäftigen muß, um neuen Verwicklungen vorzubeugen", zu untersuchen.

Und kalten Blutes bringt er das ganze italienische Pro-

blem aufs Tapet, von „der anormalen Situation in den Kirchenstaaten“ bis zu dem unerträglichen Despotismus, der im Königreich Neapel wütet; er fügt hinzu, daß Frankreich bereit sei, Rom zu räumen, sowie Österreich Truppen aus den Legationen abberuft. Gemäß dem vereinbarten Programm unterstützt Clarendon den Antrag des französischen Bevollmächtigten. Er tut noch mehr: in bitterem und verächtlichem Tone tadelt er die Laster der römischen Theokratie; er beschimpft den König von Neapel; er brandmarkt die unfähige und korrupte Herrschaft der kleinen italienischen Fürsten. Noch nie hat man eine solche Sprache, eine so heftige und beleidigende Sprache in einer diplomatischen Versammlung vernommen. Inmitten der allgemeinen Bestürzung mischt sich nun auch Cavour in die Debatte und wiederholt, wenn auch in ruhigerem Tone, die schreckliche Anklagerede. Aber es sind nicht mehr nur Rom oder Neapel, Modena oder Parma, um die es sich handelt: es ist das Prinzip selbst, das Prinzip der anmaßenden Vorherrschaft, die Österreich der ganzen Halbinsel aufzwingt und die für Piemont zu einer tödlichen Gefahr geworden ist. Umsonst versucht der Graf von Buol mehrere Male, diese skandalöse Debatte abzuwürgen, indem er mit stolzem Hochmut die Unzuständigkeit des Kongresses betont; bald hat er nur mehr eine Zuflucht: das Schweigen, ein eisiges und zorniges Schweigen.

Indessen muß man zu Ende kommen; aber die Haltung, in die sich der österreichische Bevollmächtigte hartnäckig verschließt, gestattet keinerlei praktische Lösung. Man beschränkt sich folglich darauf, die Diskussion in unbestimmten Formulierungen zusammenzu-

fassen, die durch die Schönrednerei des offiziellen Protokolls noch stärker verdünnt werden. Wenn man die stürmische Sitzung vom 8. April 1856 in den Ablauf der Geschichte einreiht und im Zusammenhang mit den späteren Ereignissen betrachtet, erscheint sie von wesentlicher Bedeutung, da sie durch eine logische Verkettung Solferino, Sadowa, Sedan hervorgebracht hat. Wenn man sie aber in ihren unmittelbaren Ergebnissen betrachtet, schrumpft sie auf ein geringes Maß zusammen: Zum ersten Male wurden die Beschwerden Italiens auf einem europäischen Kongreß erörtert, der sie in einem farblosen Protokoll registriert hat. Weiter nichts.

Auch in Turin wird die Enttäuschung sehr lebhaft sein, wenn man den Bevollmächtigten des Königreichs ohne jede Belohnung zurückkehren sieht, „ohne den kleinsten Fetzen Landes in der Tasche", ohne die geringste Entschädigung für die große, in der Krim geleistete Arbeit. Und die Zeitungen der Opposition verdolmetschen recht genau die allgemeine Ansicht, wenn sie schreiben: „Italien darf keinerlei Hoffnungen auf die europäischen Mächte setzen ... Die italienische Freiheit wird niemals aus diplomatischen Synoden hervorgehen."

3

Cavour indessen darf glücklich und stolz sein, nicht nur, weil er auf dem Pariser Kongreß ein persönliches Prestige und einen persönlichen Einfluß errungen hat, die ihm in den Augen von ganz Europa den Titel eines Staatsmannes erwerben, sondern weil er von nun an einen klaren Weg vor sich sieht, weil er die nebel-

haften Grübeleien Napoleons III. durchschaut, weil er die schweigsame Sphinx enträtselt hat. Und es ist nicht zuviel gesagt, daß er sie enträtselt habe; denn der Kaiser hat ihm keinen seiner Gedanken eröffnet. Cavour war nicht imstande, ein Versprechen der Unterstützung, ein Wort der Ermunterung zu erhalten. Höchstens hat ihm beim Abschied der Herrscher zu verstehen gegeben, daß er für die nahe Zukunft schwere Verwicklungen prophezeie: „Ich habe das Gefühl, daß der gegenwärtige Friede nicht lange dauern wird."

Dagegen hat sich der piemontesische Bevollmächtigte rasch überzeugt, daß sämtliche gewohnten Ratgeber des Kaisers die Nationalitätenpolitik mißbilligen, in der sie für Frankreich nur ein törichtes Abenteuer sehen. Ohne von Walewski zu sprechen, dessen Opposition sich während des Kongresses so manches Mal gezeigt hat und der in der erregten Sitzung vom 8. April nur den gebieterischen Vorschriften seines Herrn gehorchte; ohne auch von Drouyn de Lhuys zu sprechen, der sich offen für das Bündnis mit Österreich erklärt; alle, die ein Wort mitzureden haben, sind „jeder Umwälzung in Europa" abhold. Der treue und mürrische Persigny, Gesandter in London, ist einer der Hartnäckigsten, die den Kaiser von gefährlichen und macchiavellistischen Kombinationen abhalten wollen. Er äußert sehr richtige Ideen, die von großer Tragweite sind: „Ein herrischer oder ungeduldiger Geist, der seine Blicke auf die Rheinprovinzen, auf Italien, auf Polen, auf Ungarn richtet, könnte den Gedanken fassen, das Antlitz Europas zu verändern. Ich würde es im Interesse der kaiserlichen Dynastie beklagen, wenn ein derartiger Gedanke im Kopf des Kaisers entstünde; denn unsere Dyna-

stie braucht nicht Ruhm, sondern Zeit, und die Zeit läßt sich durch nichts ersetzen. Wenn ich folglich annehmen müßte, man wolle Frankreich in ein System großer Aktionen hetzen, würde ich es tief bedauern, da die schönste Aktion der Welt dem napoleonischen Ruhme nichts hinzufügen und noch weniger dem Erben des Kaiserreichs zwanzig Jahre schenken kann." Seinen vertrauten Freunden gegenüber drückt er sich noch freimütiger aus: „Der Kaiser möge sich hüten, den großen Degen anzurühren; denn er versteht nicht, mit ihm umzugehen, und er wird sich in die Finger schneiden! . . . Die kaiserliche Dynastie hat nur eine einzige Möglichkeit, zugrunde zu gehen: den Krieg."

Cavour hat nichtsdestoweniger die Gedanken Napoleons III. klar durchschaut und mit äußerstem Scharfsinn alles begriffen, was jenes Abschiedswort stillschweigend bedeutete: „Ich habe das Gefühl, daß der gegenwärtige Friede nicht lange dauern wird."

Es ist der 16. April 1856, an dem der Kaiser diese Worte spricht. Dies Datum wird man sich merken: Es bezeichnet eigentlich einen neuen Kurs der napoleonischen Ideen, das Ende eines Traumes und den Beginn eines andern. In der Geschichte des zweiten Kaiserreiches ist es der entscheidende Wendepunkt; die Tatsache ist so schwerwiegend, daß man länger bei ihr verweilen muß.

4

Als Louis Napoleon zu Beginn seiner Präsidentschaft begonnen hatte, in der Tiefe seines Herzens die Mittel zur Restauration des Kaiserreiches zu konzipieren, erschien ihm keine moralische Unterstützung so wirksam,

ja, so notwendig wie die der französischen Katholiken. Seit den Wahlen zur gesetzgebenden Versammlung am 13. Mai 1849 war das Spiel zwischen ihnen abgekartet, und die Zeichen ihres Bündnisses zögerten nicht, in Erscheinung zu treten. Unverzüglich änderte die römische Expedition ihren Charakter. Nachdem sie im vergangenen Monat der römischen Freiheit zu Hilfe geeilt war, hatte sie jetzt keinen anderen Zweck mehr, als die Republik des Triumvirats zu stürzen und die päpstliche Theokratie wieder einzusetzen. Am 19. Mai erhielt General Oudinot Befehl, die Offensive zu ergreifen, und Graf Falloux, „der Mann der Kirche", wurde allmächtig in den Ministerratssitzungen des Élysée.

Man darf annehmen, daß sich der Prinz-Präsident nicht so ganz mühelos in diese brüske Kursänderung der französischen Politik gefügt hat. Der berühmte Zwischenfall des Briefes an Edgard Ney genügt, um zu beweisen, wie sehr ihm die Sache der italienischen Liberalisten sympathisch blieb und was es ihn kostete, sie dem großen Plane zu opfern, der bald darauf sein Glück krönen sollte.

Zu allererst hatte sein Schwabenstreich von 1831, in der Romagna, auf dem Grunde seiner Seele eine berauschende Erinnerung hinterlassen.

Gegen das Ende des Jahres 1830, als er mit seiner Mutter in Rom lebte, hatte er sich unter dem Einfluß eines jungen Mailänders, des Grafen Arese, der Carbonari-Bewegung angeschlossen. Als kurze Zeit später in Bologna die Revolution ausbrach, eilte er sogleich hin, um sich in eine Insurgententruppe einzureihen, die nichts Geringeres vorhatte, als die weltliche Macht des

Papstes zu stürzen und das römische Volk zu befreien; sein älterer Bruder, Karl Napoleon, begleitete ihn. In wilder Unordnung begibt man sich auf den Marsch nach Rom. An der ersten Etappe, in Forli, wird Karl Napoleon binnen zwei Tagen von einem plötzlichen Fieber hingerafft. Inzwischen setzt die revolutionäre Kolonne ihren Weg fort, überschreitet die Apenninen und dringt nach Umbrien ein. Als sie jedoch vor Spoleto ankommt, erfährt sie, daß die Österreicher sie in Gewaltmärschen verfolgen; man signalisiert bereits die Vorhut. Nun heißt es, rette sich, wer kann: allgemeine Auflösung. Erschreckt durch den Gedanken, wie sein Cousin, der Herzog von Reichstadt, in die Klauen Metternichs zu geraten, entschließt sich Louis Napoleon zu einem sonderbaren Schritt. Er sucht den Erzbischof von Spoleto auf und erbittet seinen Beistand. Der Prälat läßt sich durch den jungen Rebellen erweichen; er gibt ihm fünftausend Franken, packt ihn in seinen Reisewagen und bringt ihn an einen sicheren Ort, fern von den österreichischen Bajonetten. Der Erzbischof heißt Mastai-Ferretti; er ist der künftige Pius IX.

Louis Napoleon bewahrt für seinen Wohltäter von Spoleto stets eine tiefe Dankbarkeit. Aber der Zusammenbruch seines Unternehmens ändert nichts an der Richtung seiner Gedanken: er bleibt der geschworene Feind der weltlichen Macht und des Papsttums. Übrigens ist er zu jener Zeit mehr als irreligiös, nämlich antireligiös: „Nicht nur, daß der Prinz keine Religion hat," sagt sein Erzieher Vieillard, „er haßt die Religion und ihre Diener, wie der Sklave seine Fesseln und seine Tyrannen verabscheut."

Fünf Jahre später, in New York, wohin er nach dem verunglückten Straßburger Aufstand geflohen ist, begegnet er einer zahlreichen Gruppe italienischer Revolutionäre, die, gehetzt von allen europäischen Polizeien, im freien Amerika ein Asyl gesucht haben; unter ihnen befindet sich auch Graf Arese. Sie bilden eine eifrige Brüderschaft, eine kleine Kirche, die sich wie alle Kirchen an dem Gefühl des Verfolgtseins begeistert und stärkt. Mit offenen Armen empfangen, wählt der neue Ankömmling diese Leute zu seinem einzigen Umgang. In ihren täglichen Gesprächen erörtern sie unermüdlich dasselbe Thema: die Auferstehung Italiens durch den Sturz der österreichischen Herrschaft und die Beseitigung der päpstlichen Souveränität. Louis Napoleon billigt diese Ideen um so mehr, als sie sich aufs beste mit seinem Traum eines demokratischen Cäsarismus vertragen, und er verspricht seinen Unglücksgefährten, „daß er an dem Tage, da er die Geschicke Frankreichs leitet, mit allen Kräften die Ansprüche des italienischen Nationalismus unterstützen werde".

Als nun die allgemeinen Wahlen von 1848 stattfinden, versäumt er auch nicht, in seinen Maueranschlägen zu erinnern, daß er „1831 ein Soldat der römischen Unabhängigkeit" gewesen war.

Am 25. Dezember desselben Jahres, fünfzehn Tage nach seiner Erhebung auf den Präsidentenstuhl der Republik, sieht er im Élysée den Grafen Arese erscheinen, den ihm der berühmte Patriot Gioberti und die demokratischen Minister Karl Alberts geschickt haben, um ihm zu seinem Wahlsieg zu gratulieren. Aber das ist nur der äußere Vorwand; der ehemalige Geächtete ist außer-

dem mit einer sehr geheimen Mission betraut: Er soll von Frankreich energischen Beistand für Piemont erbitten, das sich bereit hält, die Feindseligkeiten gegen Österreich wieder zu eröffnen, um seine kürzliche Niederlage bei Custozza zu rächen.

Der Graf Arese, herzlich empfangen, legt sein Gesuch dem neuen Oberhaupt des französischen Staates vor, erinnert an ihre Gespräche im Exil, beruft sich auf die feierlichen Versicherungen in New York.

Der Prinz-Präsident zeigt sich in der Betonung seiner Sympathien für das italienische Volk nicht weniger entschlossen als damals, aber er schildert seinem Besucher die Peinlichkeit seiner persönlichen Lage, die außerordentliche Zurückhaltung, die ihm die Schwierigkeiten seiner Innenpolitik und vor allem die reaktionären Neigungen der konstituierenden Versammlung gebieten: kurz, er erklärt sich für „außerstande, irgend etwas für Piemont zu tun".

Der Graf Arese war der treueste und edelste Mensch von der Welt: Aber er besaß einen trägen Geist und einen engen Blick. Er scheint folglich die Veränderung nicht bemerkt zu haben, die in den Zügen, den Manieren, den Gesten, der Sprache seines Freundes seit ihrem Abschied an den Ufern des Hudson vor sich gegangen war. So sehr Louis Napoleon zu jener Zeit mitteilsam, eifrig, jeder Eingebung folgend, ja, sogar schrecklicher Aufwallungen fähig gewesen, so sehr hatte er sich nun in einen phlegmatischen, schweigsamen, verschlossenen, ausweichenden Menschen verwandelt. Die Erfahrungen des Lebens und die Prüfungen des Unglücks hatten ihn gelehrt, seine Natur zu überwinden, alle Impulse seiner

Seele zu bezähmen und sich immer zu beherrschen. Seine Kindheitsgefährtin, Frau Cornu, bringt uns davon ein ergreifendes Zeugnis. Sie besucht ihn im Dezember 1848 im Élysée; sie hat ihn seit vielen Jahren nicht gesehen; sie sieht ein Gesicht, das sie nie gekannt hat, ein bizarres Gesicht: „Ich fragte ihn, was er an den Augen habe. — Nichts, sagte er. — Am nächsten Tag sehe ich ihn wieder, und seine Augen erscheinen mir noch sonderbarer. Schließlich komme ich darauf, daß er sich angewöhnt hat, seine Lider halb geschlossen zu halten, um seinen Blicken einen leeren, träumerischen Ausdruck zu verleihen."

Bestürzt über seinen diplomatischen Mißerfolg, enttäuscht in all seinen Hoffnungen, kehrt der Graf Arese nach Turin zurück; er nimmt jedoch „die innere Überzeugung mit, daß Louis Napoleon an dem Tage, da er der Herr Frankreichs ist und nicht mehr mit einer konservativen Versammlung zu rechnen hat, seine Zusagen von 1837 nicht vergessen wird".

Diese Überzeugung sollte sich erst zehn Jahre später rechtfertigen, als Orsini dem ehemaligen Verschwörer aus der Romagna seine New Yorker Versprechungen brutal ins Gedächtnis rief. Unterdessen, drei Monate nach Areses Mission in Paris, hatte Feldmarschall Radetzky volle Freiheit, die piemontesische Armee bei Novarra zu vernichten.

Ohne die Gunst der Katholiken hätte Louis Napoleon nie das Kaiserreich wiederherstellen können; ohne ihre Hilfe wäre er nie imstande gewesen, die neuen Einrichtungen zu organisieren und im Lande zu verwurzeln.

LOUIS NAPOLEON BONAPARTE

Wie im Jahre 1849, zur Zeit der römischen Expedition, treten die Wirkungen dieser engen Allianz sehr bald in Erscheinung.

Unablässig regnet es Wohltaten und Gnaden für die Kirche: Rückgabe des Pantheons an den Gottesdienst; Richtlinien an die Präfekten über die Beobachtung der Sonntagsruhe in den Staatswerkstätten; Teilnahme der Armee an Prozessionen; Beihilfen an kranke Priester; Geschenke an die Pfarrgemeinden; Vergünstigungen für die religiösen Orden; Genehmigung der Provinzialkonzile, die seit 1624 verboten waren; Rücksichten und Gefälligkeiten jeglicher Art gegenüber dem Episkopat; Tag für Tag ein neues Zeugnis für die kaiserliche Fürsorge. Aber auch der Klerus spart nicht mit seinen Lobhudeleien für den „Konstantin des christlichen Frankreich, für den Karl den Großen der Neuzeit". Zuweilen sogar ergeht er sich in niedrigen Speichelleckereien, was natürlich viele der Gläubigen empören muß, besonders unter den Gegnern des Regimes. General de la Moricière, nach Belgien verbannt, hält mit seiner Entrüstung nicht zurück: „Der Klerus glaubt, daß ein Charlatan, ein gekrönter Meineidiger ihn der Verpflichtung entheben könne, die Seelen zu bekehren. Irrtum! Der Klerus glaubt, daß der Carbonaro von gestern sich zum aufrichtigen Beschützer Pius IX. machen wolle. Irrtum! Beklagenswerter Irrtum! . . . Dieser Mensch schmeichelt der ganzen Welt, um vorwärts zu kommen; aber seine doppelzüngige Natur ist unverträglich mit der katholischen Politik, die außerordentlich einfach ist. Die Verkuppelung des Glaubens mit der Freimaurerei, der Kirche mit der Revolution ist schlimmer als offene Gott-

losigkeit." Graf Falloux, der das öffentliche Leben verlassen und sich auf sein Schloß in Anjou zurückgezogen hat, zeigt sich nicht weniger entrüstet als Moricière über „diese Unterjochung des Katholizismus unter das Kaiserreich", und er betont die große Gefahr: „Glauben Sie mir," sagt er eines Tages zu Veuillot, „ich kenne Louis Napoleon besser als Sie. Erwarten Sie nie von ihm eine aufrichtig katholische Politik. Er hegt bezüglich des Papsttums immer noch die Ideen seiner Jugend. Sobald ihr ihn von allen Hemmungen befreit habt, werdet ihr sehen, wohin er euch führt. Warum wollt ihr eurem Gewissen eine schwere Reue und eurer Klugheit eine tiefe Demütigung bereiten! Bleibt neutral; das ist das wenigste, was ihr machen könnt." Aber man konnte von dem ungestümen und heftigen Polemiker des „Univers" alles verlangen, nur nicht, daß er neutral bleibe. Und Tag für Tag ließ er seinen Lobgesang auf Cäsar-Konstantin erschallen.

Wenn Napoleon III. die Mitarbeit der Katholiken reichlich belohnte, so erwartete er zugleich, aus ihr einen gewaltigen Profit zu ziehen; denn er hatte die Taktik des ersten Konsuls zur Zeit des Konkordats wohl durchdacht.

Und nun entsteht in ihm ein seltsamer Plan, der gleichfalls von dem Gründer der Dynastie entlehnt ist: Sich in Notre-Dame von Paris durch den Pontifex Maximus persönlich salben zu lassen.

Die Unterhandlungen werden in ein tiefes Geheimnis gehüllt, eines jener konfusen, dunklen Geheimnisse, die seiner Verschwörerphantasie so sehr gefielen.

Eingeleitet am Tage nach dem 2. Dezember durch eine Geheimmission General von Cottes nach Rom, gewinnen sie erst im Oktober 1852 feste Gestalt, während des Triumphzuges von Marseille nach Bordeaux, da in jedem Dorf und auf allen Straßen Tausende von Fahnen das Kaiserreich verkünden: „Ave Caesar Imperator! . . . Vox populi, vox Dei!"

Am 3. Oktober hat der Prinz-Präsident in Carcassonne eine lange Unterredung mit dem Bischof Mgr. de Bonnechose (der einige Zeit später als Erzbischof von Rouen den Kardinalspurpur erhalten sollte), und berichtet ihm von seiner Absicht, den rechtlichen Zustand der katholischen Kirche in Frankreich zu bessern. Er erörtert das Problem in allen praktischen Einzelheiten und erklärt sich bereit, die „organischen Artikel" zu revidieren, diesen Anhang an das Konkordat, den Bonaparte der Kirche aufgezwungen und den der Heilige Stuhl niemals bestätigt hat; er versichert sogar, daß er gerne „einer Veränderung der Eheparagraphen des Code civil zustimmen würde, um sie mit den kanonischen Gesetzen der Kirche und den Vorschriften des Konzils von Trient in Einklang zu bringen"; er schließt mit der Bitte an den Bischof, Pius IX. seine Erklärungen vorzutragen.

Zwei Monate später, nach der Proklamation des Kaiserreichs, wählt er zu seinem geheimen und ständigen Unterhändler in Rom einen jungen Priester von vornehmen Manieren und durchdringendem Verstand, den er soeben zum Richter der Rota am vatikanischen Hofe ernannt hat: Mgr. de Ségur. Das Thema, das dieser Priester vor dem Papst zu entwickeln hat, läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: „Napoleon III. kennt kei-

nen höheren Gedanken, keinen heißeren Wunsch, als eine innige Übereinstimmung zwischen dem kaiserlichen Frankreich und dem Apostolischen Stuhl herzustellen. Nun, dazu würde nichts so sehr beitragen wie die päpstliche Salbung in Notre-Dame von Paris; sie wäre in den Augen der Welt das demonstrative Zeichen, das höchste Symbol, das glorreiche Siegel für das feierlich geschlossene Bündnis zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem Statthalter Christi."

Pius IX. hatte anfangs diese Annäherungen sehr günstig aufgenommen, da sie unerwarteterweise seiner ehrlichen Seele einen wunderbaren Ausblick eröffneten. Bald aber mißfiel ihm der Gedanke, sich nach Paris zu begeben. Wenn er der jüngsten Dynastie Europas, einer Dynastie, die noch dazu in ihren Ursprüngen und in ihren Grundsätzen sehr verdächtig war, ein solches Privileg gewährte, lief er dann nicht Gefahr, die alten katholischen Monarchien Spaniens und Österreichs zu beleidigen? Er erinnerte folglich an das Beispiel Karls des Großen, um Napoleon vorzuschlagen, nach Rom zu kommen und hier die heilige Salbung zu empfangen. Der Vorschlag war so wichtig und zugleich so neu, daß Mgr. de Ségur sich verpflichtet glaubte, ihn unmittelbar mit dem Kaiser zu beraten, der ihn in den ersten Tagen des Juli 1853 in Saint-Cloud empfing. Als der Priester mit seinem Vortrag der Sache, die der Papst ihm anvertraut hatte, zu Ende war, erwiderte Napoleon III., daß er theoretisch nichts dagegen einzuwenden habe, sich wie Karl der Große in der Basilika des Vatikans salben zu lassen. Aber, fügte er in völlig biederem und aufrichtigem Tone hinzu, er habe in Rom eine so wenig erbau-

liche Jugend verbracht, er habe dort derartige Erinnerungen hinterlassen, daß er es nicht für möglich halte, nun in einem so gänzlich neuen Aufzug zu erscheinen, ohne zu unangenehmen Vergleichen Anlaß zu geben, oder auch nur, ohne die Majestät der Zeremonie zu verletzen. Wenn der Kaiser diese Ansicht äußerte, gehorchte er vielleicht nicht nur einem Bedenken moralischer Natur. Lag nicht bereits in seiner Furcht, „die Majestät der Zeremonie zu verletzen," gleichsam eine Vorahnung Orsinis? Einige Monate früher hatte er in einem Gespräch mit dem Sekretär seines großen Freundes Lord Malmesbury gesagt: „Die italienischen Revolutionäre sind politisch zur Ohnmacht verurteilt; das einzige ihrer Projekte, das mich beunruhigt, das einzige, das Aussicht auf Erfolg hätte, ist der Meuchelmord."

Aber Pius IX., erpicht auf seine Idee, betont von neuem das erbauliche Beispiel, das Karl der Große der ganzen Christenwelt geboten hat. „Kaiser Napoleon zögere nicht, vor dem Grabe des heiligen Petrus diese schöne Gebärde der Buße und Demut zu wiederholen. Er führt dagegen die Erinnerungen an seine gottlose Jugend ins Treffen. Warum? Da er nun doch behauptet, er habe dies alles abgeschworen, und er sei nicht mehr derselbe Mensch, nun gut, so möge er's beweisen!"

So lagen die Dinge, als die Frage des Heiligen Landes Europa in Brand setzte. Am 5. Januar 1854 fuhr eine englisch-französische Flotte in das Schwarze Meer ein; am 27. März folgte die feierliche Kriegserklärung.

Nun fühlte sich Pius IX. versucht, nach Paris zu gehen, „um Frankreich zu segnen, indem er den Kaiser segnet." Hatte nicht dieser Krieg durchaus den Charak-

ter eines Kreuzzuges, wobei Napoleon III. die Verteidigung der katholischen Interessen im Orient und den Schutz des Heiligen Grabes gegen die unerträglichen Eingriffe des ketzerischen Rußland übernahm? „Hatte er nicht überdies seine Geschwader offen unter das Patronat der Heiligen Jungfrau gestellt und die Organisation des Feldkaplanat den hochwürdigen Jesuitenvätern übergeben?" Wie sollten diese öffentlichen Handlungen von so bedeutsamer Frömmigkeit nicht das liebevolle Herz des Papstes rühren? Wie sollten sie ihn nicht bewegen, „alles zu erhoffen und vieles zu versprechen?"

Während Mgr. de Ségur in Rom seine geheimen Demarchen fortsetzte, begannen die Kabinette von Paris und Wien eine offizielle Unterhaltung, die, in den Hintergedanken Napoleons III., mit den Papstverhandlungen in einem mittelbaren Zusammenhang stand.

Seit seiner Krönung, und vor allem seit seiner Heirat, hielt der Kaiser unablässig die Blicke auf Österreich gerichtet. Er fühlte sich in dem alten monarchischen Europa als „Parvenu", und nur allzuoft mußte er feststellen, daß ihn die großen Höfe nicht ohne einen gewissen Hochmut empfingen. In dieser Hinsicht legte die Kaiserin Eugenie eine um so lebhaftere Empfindlichkeit an den Tag, als sie von einer übertriebenen Bewunderung für Marie Antoinette erfüllt war. Mit glühendem Eifer sammelte sie alle möglichen Gegenstände aus dem Besitz der königlichen Märtyrerin, Möbel, Bilder, Statuetten, Porträts, Bücher, Juwelen, Putzsachen, Fächer, Spitzen. Es war ihr zu einer Leidenschaft geworden, zu einem Kultus, zu einer Art Fetischismus. Auf diese Weise, ein

wenig naiv, verschaffte sie sich die Illusion, als würde sie der herrlichen Kaste der alten Herrscherfamilien angehören.

Aber was des Kaisers Blicke nach Österreich lenkt, ist der Gedanke, daß ein Bündnis mit dem glorreichen Hause Habsburg den Glanz seiner Macht außerordentlich steigern würde.

Persigny wünschte dieses Bündnis nicht weniger heftig als sein Herr; denn er sah in ihm vor allem einen Hemmschuh für die utopische Einbildungskraft des Kaisers, eine Garantie des Gleichgewichts und der Klugheit für die französische Politik. Er hat übrigens in einer sehr scharfsinnigen Formel die gegenseitigen Vorteile, die die beiden Verbündeten sich sichern würden, zusammengefaßt, als er zu Baron Hübner, dem Botschafter Franz Josephs, sagte: „Kaiser Napoleon hat die Massen für sich; Österreich hat die gebildeten Klassen auf seiner Seite. Geben Sie uns die gebildeten Klassen; wir werden Ihnen die Massen geben." Aber der Botschafter täuschte sich nicht über die wirklichen Beweggründe des napoleonischen Planes, denn er fügte in seinem Tagebuche hinzu: „Dieser Ausspruch Persignys verrät die geheimen Schmerzen der Tuilerien; sie fühlen sich von den alten Höfen des Kontinents mißachtet. Das ist es, was Kaiser Napoleons Gewissen quält."

In Wien fand die Idee, mit dem Wiederhersteller des französischen Kaiserreiches, mit dem Herrscher, der den Namen Napoleon III. anzunehmen wagte, als hätte der Herzog von Reichstadt wirklich regiert, nähere Beziehungen anzuknüpfen — in Wien fand diese Idee keine günstige Aufnahme. Man kannte nur allzu gut seine

früheren Beziehungen zu den italienischen Revolutionären; man erinnerte sich vor allem an die Anklageschrift, die der kaiserliche Mailänder Staatsanwalt im Jahre 1831 gegen ihn verfaßt hatte und die ihn beschuldigte, „einen bedeutenden Rang in der Carbonari-Bewegung zu bekleiden"; ebensowenig übersah man die törichten Hoffnungen, die die Piemontesen am Vorabend von Novarra auf ihn gegründet hatten. Und trotz des Monarchentitels, mit dem er sich geschmückt hatte, trotz der konservativen Grundsätze, die er seit Beginn seiner Herrschaft feierlich verkündete, sah man in ihm nichts weiter als den cäsarischen Abenteurer, einen gefährlichen Schwärmer, ebenso skrupellos wie bar jedes gesunden Menschenverstandes und der schlimmsten Verirrungen fähig. „Niemals," sagte man sich in der Hofburg, „niemals wird er Europa ruhig schlafen lassen."

Der Krimkrieg sollte diese Prophezeiung bald bestätigen.

Von Anfang an hatte Österreich nur die einzige Absicht, in dem Konflikt neutral zu bleiben. Aber durch den Verlauf der Ereignisse, durch die lange Dauer der Feindseligkeiten, schließlich vor allem durch den unvorhergesehenen Tod des Kaisers Nikolaus, wurde es gezwungen, Rußland gegenüber eine drohende Haltung einzunehmen. Am 15. März 1855 rief es in Wien die Bevollmächtigten der kriegführenden Mächte zusammen, um die gütliche Zustimmung der russischen Regierung zu den großen Opfern zu erlangen, die bereits als eine unvermeidliche Bedingung des Friedens erschienen. Frankreich und England, die den Fehlschlag dieser Unterhandlungen vorhersahen, bemühten sich, die Stunde herbei-

zuführen, da die österreichische Armee moralisch verpflichtet sein würde, den Schauplatz zu betreten.

Die Frage war von so großer Bedeutung, daß der französische Minister des Auswärtigen, Drouyn de Lhuys, sich entschloß, persönlich den Beratungen am Ballplatz beizuwohnen.

Als Franz Joseph ihn bei seiner Ankunft empfing, sagte er zu ihm: „Was mich zu Eurer Majestät führt, ist viel weniger das Verlangen, mit Rußland Frieden zu schließen, als der Wunsch, mit Österreich ein Bündnis zu knüpfen und fruchtbar zu machen." Die Aufgabe, die er sich damit stellte, war sehr heikel, denn die Politik der Tuilerien erfüllte alle Wiener Kreise mit einem tiefen Mißtrauen. Aber als Diplomat aus der besten Schule, geübt in der Taktik des Handwerks, nie um ein Mittel verlegen, hatte er bald die Situation zu seinen Gunsten verändert. Nach einmonatigen, geschickten Bemühungen schien er dicht vor dem Ziele zu sein, als Napoleon III. ihn unvermittelt nach Paris zurückrief und seine bisherigen Schritte mißbilligte.

Am 8. Mai überreicht er dem Kaiser seinen Abschied und schreibt, bedrückt von einer düsteren Vorahnung: „Eure Majestät sagen mir, daß Sie auch weiterhin die Vorschläge Österreichs zurückzuweisen gedenken. Nun, in meinen Augen ist diese Zurückweisung der Beginn einer verhängnisvollen Politik. Möge der Himmel Sie geleiten, Sire, möge er Sie beschützen auf der Bahn, die Sie gewählt haben!"

Als der Leiter der politischen Geschäfte am Quai d'Orsay, Thouvenel, der durch seine Stellung alle Hintergründe des Vorgangs kennen mußte, von dem Rücktritt

seines Ministers erfuhr, hatte er das Recht, an seinen Freund Benedetti zu schreiben: „Sie sehen, daß unsere allgemeine Politik im Begriff steht, zu entgleisen."

Sie entgleiste nicht nur auf dem Wiener Geleise: sie entgleiste auch auf dem Geleise von Rom. Und vielleicht kann dieses zweite Mißgeschick die Plötzlichkeit des ersten erklären.

Die große Affäre mit der päpstlichen Salbung war gescheitert.

Nach vielen Zwischenspielen und Vertagungen hätte man nun zum Abschlusse kommen müssen. Daher die Notwendigkeit für Napoleon III., endlich seinen geheimen Ratgebern und einigen Juristen die Veränderungen darzulegen, die er nach dem Wunsch des Heiligen Stuhles in die Verfassung des katholischen Kultes einzuführen gedachte. Nun, alle, die er ins Vertrauen zog, Persigny, Troplong, Portalis, Billault, Delangle, Dupin, zeigten ihm in mehr oder weniger lebhafter Form ihre Überraschung und ihre Mißbilligung. „Wie," sagten sie zu ihm, „der Kaiser will mit eigenen Händen die Grundlagen des Konkordats, dieses Meisterwerks des Ersten Konsuls, zerstören! Hat er überlegt, welche Unzufriedenheit diese Neuerung unweigerlich in den Köpfen der Franzosen entfachen muß, die sich zu jeder Zeit so sehr gegen die ultramontanen Ansprüche gewehrt haben?" Sie legten ihm ferner dar, daß nach einer dreijährigen Regierung die Salbungszeremonie etwas verspätet erscheine, wodurch dem Spott der gegnerischen Parteien ein allzu bequemes Thema geboten sei. Sie fragten ihn schließlich, ob er nicht befürchte, sich durch die Ein-

ladung an Pius IX. unwiderruflich dem römischen Hof und der französischen Geistlichkeit auszuliefern.

Unter all diesen gewichtigen Argumenten scheint das letzte Napoleon III. am stärksten getroffen zu haben. Schon oft hatten ihn die Bischöfe geärgert durch die Übertriebenheit und kriecherische Beflissenheit ihrer Lobgesänge, deren einer Falloux folgenden gereizten Ausfall entlockte: „Seht jetzt diese Leute, die die Schönheit der Kaiserin zu dem Rang einer kaiserlichen Institution erheben!" Dieser unliebsame Eindruck, der sich häufig wiederholte, hatte nach und nach bei dem Kaiser sein einstiges Mißtrauen gegenüber der Priesterschaft neu belebt. Wie in den Zeiten seiner freidenkerischen Jugend, sagte er eines Tages zu Persigny: „Die Schwarzröcke sind mir zuwider." Der Bann war gebrochen.

Unterdessen ist Mgr. de Ségur, der an einer Augenkrankheit leidet, plötzlich erblindet. Und die körperliche Gebrechlichkeit des Unterhändlers dient vollends dazu, die päpstlichen Verhandlungen zu vereiteln.

Nach außen hin bleiben die Beziehungen Napoleons III. zur Kirche völlig die gleichen; nichts hat sich in der Haltung und den Äußerungen der offiziellen Stellen geändert. Nur einige scharfsichtige Beobachter entdecken sehr bald im Geiste des Herrschers die Anzeichen einer latenten Sinnesänderung. Veuillot ist der erste, der es bemerkt. Er schreibt voll Bitterkeit: „Ja, Napoleon III. ist nichts weiter als ein vervollkommneter Louis Philippe." Binnen kurzem fühlt sich auch Mgr. de Bonnechose, der vor einiger Zeit von Carcassonne nach Evreux versetzt wurde, beunruhigt durch die neuen Tendenzen, die er in der kaiserlichen Politik zu erkennen

glaubt, und als ihn der Kaiser am 10. Februar 1857 empfängt, erklärt er feierlich, „daß Gott seine Sache verlassen werde, wenn er selber die Sache Gottes verläßt".

5

In welchem Maße hat Cavour diesen stillschweigenden Umschwung in der napoleonischen Gedankenwelt erraten? Man darf nicht bezweifeln, daß er bereits eine klare und vollständige Ahnung von den Dingen hatte, als er Paris am 27. April 1856 verließ. Wie sollte man sich sonst erklären, daß er bei seiner Rückkehr nach Turin der piemontesischen Politik gegenüber Österreich einen so entschlossen aggressiven Charakter verlieh?

Alles, was er im Verlauf des Kongresses beobachtet hatte, alles, was seine kleinen, durchdringenden und forschenden Augen hier und dort erhaschen konnten, schließlich vor allem sein tiefer Einblick in die dunkle Seele Napoleons III., hatten ihm die Überzeugung beigebracht, daß der Erwählte des französischen Volkes auch in Zukunft auf der Bahn der Abenteuer nicht innehalten wird; daß er sich stets von seinen natürlichen Neigungen wird leiten lassen, von seiner träumerischen Schwärmerei, von seinem messianischen Begriff der Kaisermacht, und daß er, früher oder später, unausbleiblich mit Österreich Krieg führen wird.

Abgesehen von dieser Überzeugung, gewann er aus einem Gespräch mit Lord Clarendon den klaren Eindruck, daß die Sache der italienischen Unabhängigkeit gegebenenfalls auf die Sympathie des englischen Volkes rechnen dürfe, wenn nicht sogar auf die moralische Unterstützung der britischen Regierung.

Schließlich hatte er in seinen freimütigen Plaudereien mit dem Grafen Orlow die brennende Wunde, „den wilden Groll“ sondiert, den die tückische Feindschaft Österreichs während des Krimkrieges in den Herzen der Russen zurückgelassen hatte, und unverzüglich die Vorteile erfaßt, die er später einmal aus diesem Umstand würde ziehen können.

So hatte sich also, Stück für Stück, sehr bald der ganze Mechanismus eines großen diplomatischen Feldzugs vor seinem Geiste entfaltet.

IV
DAS ATTENTAT ORSINIS

Cavours Programm; sein realistischer Begriff des Risorgimento; die Richtigkeit seiner Ansichten über den engen Zusammenhang der Außenpolitik mit der Innenpolitik. Seine Anhänglichkeit an die liberalen Einrichtungen: seine monarchistische Überzeugung. Die Rolle, die er dem Hause Savoyen bei dem Werke der italienischen Wiedergeburt zuweist. – Cavour und Viktor Emanuel. Wechselseitige Gefühle des Königs und seines Ministers; Ludwig XIII. und Richelieu. Die originelle Gestalt des piemontesischen Monarchen: Eine ritterliche und fromme Seele; volkstümliche Neigungen; Sinnlichkeit und lottrige Manieren: Die schöne Rosina. – Cavour bemüht sich, alle revolutionären Elemente des italienischen Nationalismus um Viktor Emanuel zu scharen. Kühnheit und Schwierigkeit des Unternehmens; Meisterwerk der „politischen Apotheke". Mazzini, Pallavicino, La Farina, Garibaldi. Die „Nationale Italienische Gesellschaft", durch Mittelsleute von Cavour geleitet, wird von nun an zum wirksamsten Werkzeug der bevorstehenden Umwälzungen. – Herausfordernde Haltung der piemontesischen Diplomatie gegenüber Österreich. Cavours Virtuosität im Angriff: „Wenn es sein muß, werden wir die Enfants terribles sein." – Was denkt die schweigsame Sphinx der Tuilerien? – Cavours Agenten bei Napoleon III.: Doktor Conneau, Frau Cornu, Alexander Bixio. Die Mission der Gräfin Castiglione: „Setzen Sie Ihren Auftrag durch, liebe Cousine, mit allen Mitteln, die Ihnen geeignet erscheinen; aber setzen Sie ihn durch!" Die florentinische Judith. – Das Rätsel des napoleonischen Denkens: Caesar Imperator. Lebhafte Unruhe, die die neue Orientierung der französischen Politik sämtlichen Ratgebern des Kaisers einflößt. Der schwankende Charakter seiner Ideen; nebelhafter Mystizismus; sein Blick gebannt in der Betrachtung ferner Horizonte. – Die Unglücksnacht vom 14. Januar 1858. Orsini. Der Prozeß; Jules Favre als Verteidiger; der Brief des Angeklagten an den Kaiser: „Solange Italien nicht unabhängig ist, werden die Ruhe Eurer Majestät und die Ruhe Europas nur Schimären sein ..." Das Urteil. Zweiter Brief Orsinis an den Kaiser; feierliches Testament. Vor der Guillotine: „Es lebe Italien!" – Die Briefe Orsinis, redigiert von Jules Favre, sind durch Napoleon III. veranlaßt; geheime Zusammenkünfte des Polizeipräfekten Pietri mit dem Attentäter. – Der starke Eindruck, den das Attentat vom 14. Januar auf den Kaiser hinterlassen hat. Sein persönlicher Mut ist über jeden Zweifel erhaben; aber er zittert um die Zukunft seiner Krone und seiner Dynastie: Schwäche des kai-

serlichen Regimes hinter der glänzenden Außenseite. Napoleon III. fühlt, daß ihn die italienischen Revolutionäre unwiderruflich zum Tode verurteilt haben, er begreift, daß nun die Befreiung Italiens für ihn eine Lebensnotwendigkeit ist.

I

Nun, da er seinen Weg klar vor sich sieht und sich der ganzen Kraft bewußt ist, die er gewonnen hat, begibt sich Cavour sogleich an die Arbeit.

Zuerst eine vorläufige Maßregel, die er notgedrungen durchführen muß: da er das ganze Getriebe und Räderwerk der nationalen Politik fest in der Hand halten will, entledigt er sich nach seiner Rückkehr in Turin seines kraftlosen Mitarbeiters Luigi Cibrario, den er vorübergehend in das Außenministerium gesetzt hat, und übernimmt sein Portefeuille, ohne jedoch die Finanzen aufzugeben. Dann, am nächsten Tage, dem 6. Mai, läßt er sich im Palazzo Carignano über die Beziehungen zwischen Österreich und Piemont interpellieren, was ihm den Vorwand gibt, kühl zu erklären, „die beiden Länder seien weiter von einer Verständigung entfernt als je, denn die Prinzipien, von denen sie sich leiten ließen, seien miteinander unversöhnlich". Dann geht er zu dem Pariser Kongreß über, zu der Rolle, die die piemontesische Delegation gespielt hat, und äußert erhobenen Hauptes die bedeutsamen Worte: „Zum ersten Male im Laufe unserer Geschichte wurde die italienische Frage vor einem europäischen Kongreß erörtert, nicht so wie einstmals in Laibach oder Verona, um die Leiden Italiens zu steigern und ihm neue Ketten anzuschmieden, sondern in der laut verkündeten Absicht, ein Heilmittel für sein Unglück zu suchen und ihm die Sympathie zu beweisen,

die ihm die großen Nationen entgegenbringen. Die Sache schwebt jetzt vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung, dem, nach dem bemerkenswerten Ausspruch des französischen Kaisers, der höchste Richterspruch, der endgültige Sieg gebührt. Der Prozeß kann lange dauern, zahlreich können die Schicksalswechsel sein; aber überzeugt von der Gerechtigkeit unserer Sache, werden wir mit ruhiger Zuversicht den Ausgang erwarten."

So sind alle Schleier gerissen. Indessen hatte noch vor kaum zwei Wochen die europäische Versammlung in Paris getagt. Und als Napoleon III. prophezeite, daß „der jetzige Friede nicht lange dauern werde", hatte er sicher keinen so nahen Zeitpunkt im Auge. Aber bei Cavour dauert die Exposition nicht lange; rasch ist der Knoten des Dramas geschürzt, rasch gerät man in medias res.

Wie sieht in dieser anfänglichen Stunde, in dieser entscheidenden Stunde, da er gleich beim ersten Schritt die Brücken hinter sich abbricht, sein Aktionsprogramm aus?

Und hier beweist sich sein realistisches Genie mit einer Meisterschaft, die ihn den größten Politikern zur Seite stellt, seien es selbst die Richelieus, die Cromwells, die Chathams, die Steins, die Bismarcks.

Das wichtigste Interesse seines Landes klar zu erkennen, es von verhängnisvollen Bahnen fernzuhalten, es an seine historische Mission zu erinnern, seinen Energien, seinem Ehrgeiz, seinen Träumen ein klares und letztes Ziel zu zeigen, ist bereits ein Verdienst, wie man es nicht allzuoft an einem Staatsmann findet. Noch seltener aber als die Fähigkeit, einen großen Plan zu entwerfen, ist

das Talent, zugleich die Mittel der Durchführung zu erfassen; den Weg zu sehen, der zu verfolgen ist; die wahrscheinlichen Widerstände und die günstigen Möglichkeiten abzuschätzen; sich alle notwendigen Bedingungen dessen, was man will, methodisch zu vergegenwärtigen, sie im vornherein anzunehmen und sie im Notfall zu schaffen; schließlich, wenn das Unternehmen im Gange ist, stets seine Pläne den Umständen und seine Vorstöße den Hilfsmitteln unterzuordnen.

Es gibt noch eine andere praktische Wahrheit, von der Cavour zutiefst durchdrungen ist, nämlich: daß die Macht eines Landes die Synthese und das Zusammenwirken all seiner lebendigen Kräfte sei; daß die Scheidung zwischen Innen- und Außenpolitik nur an der Oberfläche bestehe als ein verwaltungstechnisches Auskunftsmittel, daß die geschicktesten Kombinationen der Diplomatie keinerlei Wert besitzen, wenn sie nicht eine starke Armee, günstige Finanzen, eine gesunde Regierung, eine allgemeine Disziplin der Kräfte, Geister und Herzen zur Grundlage haben. So weist nun im Frühling 1856, da der Vorhang über dem ersten Akt des Risorgimento aufgeht, Cavours starke und klare Phantasie ihm zwei gleichermaßen wichtige, gleichermaßen dringende und im übrigen engverknüpfte Aufgaben zu: die eine umfaßt das ganze Gebiet der inneren Politik; die andere stellt ihn vor eines der schwierigsten Probleme, die sich jemals dem Scharfsinn der Diplomaten geboten haben.

Auf dem Gebiet der Innenpolitik handelt es sich um nichts Geringeres, als das kleine piemontesische Königreich so weit zu bringen, daß es imstande ist, den nationalen Kampf im Namen ganz Italiens zu führen.

So verteilt sich nun folglich die reformatorische oder schöpferische Tätigkeit Cavours auf sämtliche Zweige der Verwaltung: Finanzen, Zollwesen, Handel, Landwirtschaft, öffentliche Arbeiten, Industrie, Eisenbahnen, Häfen, Ausbildung des Heeres, militärische Rüstungen, Befestigungswesen — er beschäftigt sich mit allem und entfaltet dabei die mannigfaltigsten Talente, Schärfe des Blicks, Unerschöpflichkeit der Hilfsquellen, herrischen und mitreißenden Eifer, Eigenschaften, in denen man jene schönen Fähigkeiten des Organisators und Führers wiedererkennt, die er sich während seiner zwanzigjährigen Lehrzeit in Léri erworben hat. Es wäre ermüdend, seine so umfangreiche Tätigkeit in allen ihren verschiedenen Einzelheiten zu verfolgen. Wenn es sich darum handelt, die Einkünfte des Staatsschatzes zu vermehren, Anleihen aufzunehmen, Mißbräuche der Verwaltung abzustellen, die Bestände der Artillerie zu vergrößern, ein Marinearsenal in Spezzia zu errichten, das Verteidigungssystem von Casale und Alessandria zu vervollkommnen, die Durchtunnelung des Mont Cenis vorzunehmen, den Hafen von Genua zu erweitern, den Flußlauf des Po zu regulieren, immer ist er der Mann, der alles in die Wege leitet, der alles beaufsichtigt, der alles regelt.

Im Grunde genommen ist er ein Diktator.

Aber seine Diktatur hat die eigentümliche, wenn nicht sogar paradoxe Besonderheit, daß sie sich lediglich durch gütlich überzeugende Methoden in Geltung setzt, unter restloser Beachtung der verfassungsmäßigen Garantien und strengster Rücksicht auf die Prinzipien des Liberalismus; sie besitzt und beansprucht keine anderen Mittel

als die öffentliche Diskussion unter der Kontrolle der Kammern. Sie ist folglich keine autokratische Diktatur, sie ist eine parlamentarische Diktatur.

Cavour bleibt sein ganzes Leben lang ein großer Liberalist im Sinne des englischen Schlagworts. Er liebt die Freiheit jenseits aller dogmatischen Systeme und sentimentalen Träumereien: er macht sich keinerlei Illusionen über ihre Unzulänglichkeiten und Gefahren, aber er sieht in ihr die beste Bürgschaft für die sozialen Interessen; er ist der Ansicht, daß man den Herrschenden einen gewissen Widerstand leisten, daß man ihnen beständig ihre Irrtümer, ihre Unterlassungssünden, ihre Ungeschicklichkeiten vorhalten müsse; er denkt, mit Stuart Mill, daß es die notwendige, unschätzbare Rolle des Parlamentes sei, „der Nation eine Beschwerdekammer und einen Kongreß der Meinungen zu geben".

Daß er so denkt, ist ihm einigermaßen als Verdienst anzurechnen, denn es ergeben sich sehr lebhafte Debatten im Palazzo Carignano, wobei seine Gegner leichtes Spiel haben, seine nationalistische Politik und die Ausgaben, die sie mit sich bringt, zu kritisieren, da er ja noch nicht berechtigt ist, seine Ziele offen zu bekennen. Aber er entzieht sich nie dem Kampf. Stets unverdrossen, flink und willig besteigt er die Tribüne. Er selbst hat uns die Philosophie seines Verhaltens überliefert. Irgend jemand (überzeugt, sich auf diese Weise angenehm zu machen), ruft ihm eines Tages zu: „Ah, Ihre Aufgabe würde unter einem absoluten Regime viel leichter sein." Er erwidert rasch und hitzig: „Sie vergessen, daß ich unter einem absoluten Regime keine Lust gehabt hätte, Minister zu sein, und es im übrigen

gar nicht hätte werden können. Was ich heute bin, verdanke ich nur der Möglichkeit, verfassungsmäßiger Minister zu sein . . . Die parlamentarische Regierungsform hat ihre Unbequemlichkeiten wie alle anderen Regierungsformen: sie ist trotzdem die beste. Es kann geschehen, daß eine Opposition mich ungeduldig macht, so daß ich sie sehr lebhaft zurückweise; wenn ich mir aber die Sache überlege, muß ich mich glücklich schätzen, daß ich gegen sie zu kämpfen habe, weil sie mich zwingt, meine Gedanken besser auszudrücken, meine Bemühungen um das Verständnis der öffentlichen Meinung zu verdoppeln. Ein absolutistischer Minister befiehlt; ein verfassungsmäßiger Minister muß überzeugen, um Gehorsam zu finden. Nun, ich will überzeugen, daß ich recht habe. Glauben Sie mir: die schlechteste ‚Chambre' ist immer noch der besten ‚Antichambre' vorzuziehen."

Um liberal zu sein, muß Cavour durchaus nicht auf seine royalistische Überzeugung verzichten; er begreift sogar die Freiheit nur im Rahmen der parlamentarischen Monarchie; nicht etwa, daß ihm die Republik grundsätzlich mißfallen würde, aber er hält sie für unfähig, dauernd die Interessen des Staates und das regelmäßige Spiel der freiheitlichen Institutionen zu verbürgen. „Eine republikanische Staatsform, die unseren Bedürfnissen, unseren Sitten, der allgemeinen europäischen Situation angepaßt wäre, muß erst noch entdeckt werden."

Ferner ist er Viktor Emanuel persönlich sehr ergeben, diesem Rè galantuomo, der die hohe Ehre beanspruchen darf, daß er der Verfassung gewissenhaft die Treue gewahrt habe, während alle die anderen italienischen

Fürsten seiner Zeit und sogar der päpstliche Souverän vor ihren Völkern den Vorwurf des Meineids tragen müssen.

Aber er besitzt noch ein gewichtigeres Motiv, das ihn veranlaßt, seinem König liebevoll zu dienen. Dem alten Herrscherhaus Savoyen will er die Fahne der italienischen Unabhängigkeit anvertrauen; um die Person Viktor Emanuels will er alle italienischen Patrioten scharen. Schon im Mai 1856 schreibt er an einen befreundeten florentinischen Priester: „Die Situation, in die Piemont durch den Willen der Vorsehung geraten ist, legt ihm die Pflicht auf, mit allen seinen Kräften für die Befreiung Italiens zu kämpfen. Und ich versichere Ihnen, daß weder der König Viktor Emanuel noch sein Volk gegen diese Pflicht verstoßen werden." In einer vertraulichen Mitteilung an einen anderen seiner florentinischen Freunde schreibt er um dieselbe Zeit: „Wir müssen uns von nun an zu Vorkämpfern der italienischen Sache machen, auf den Schlachtfeldern ebenso wie auf den diplomatischen Kongressen und vor dem Tribunal der europäischen Meinung."

In diesen beiden Briefen steht kein Wort, das der König nicht unterschrieben hätte.

2

Wenn aber der Herrscher und sein Minister in bezug auf das Hauptziel ihrer Politik völlig übereinstimmen, wäre es falsch, daraus ohne weiteres schließen zu wollen, daß auch ihre täglichen Beziehungen völlig reibungslos verlaufen. Die beiden Männer sind allzu verschieden in ihrem Charakter, in ihrer Erziehung, in der ganzen Struktur und Entwicklung ihres Denkens.

Vor allem: Viktor Emanuel, mag er auch eine stolze und ritterliche Seele besitzen, ist in seinen Neigungen durchaus vulgär, während Cavour, ungeachtet seines bourgeoisen Äußeren, in seinen Gewohnheiten und Manieren immer vornehm bleibt.

Der König, mürrisch in der Unterhaltung, nachlässig in seiner Kleidung, verabscheut nichts so sehr wie die Salons der Gesellschaft, wo er im übrigen alle Welt mit seinen ungeschliffenen Bemerkungen skandalisiert. In seiner Küche liebt er nur grobe Gerichte, die volkstümlichen Speisen, die sich schon von weitem durch einen heißen Zwiebel- und Knoblauchduft ankündigen. Auch beschränkt er soviel wie nur möglich die Empfänge an seinem Hofe. Manchmal freilich ist er wohl oder übel gezwungen, ein Galadiner zu geben. Bei solchen Anlässen entfaltet er nicht einmal seine Serviette und weist sämtliche, viel zu langweiligen, viel zu raffinierten Speisen, die man ihm anbietet, zurück. Den Säbel zwischen den Beinen, die robusten Hände über dem Griff gefaltet, betrachtet er die Tafelgäste, ohne ihnen seine brummige Langeweile und seine Ungeduld zu verhehlen.

Abgesehen von ihren sozialen Instinkten, haben Viktor Emanuel und Cavour wenigstens in einer Beziehung den gleichen Geschmack: in ihrer Vorliebe für das Landleben. Der König freilich sieht darin nichts weiter als eine Gelegenheit, dem städtischen Zwang zu entfliehen und durch körperliche Bewegung seinen übermäßigen Tätigkeitsdrang zu befriedigen.

Auf seiner ländlichen Besitzung zu Mandria, die, mitten im Walde, dreiviertel Stunden von Turin entfernt liegt, widmet er sich unermüdlich seiner Hauptleiden-

schaft: dem Reitsport. Von Kindheit an hat er sich im Reiten geübt; er ist ein vortrefflicher Pferdekenner; er sitzt gut im Sattel, wenn auch ohne jede Eleganz, mit einer unerschütterlichen Sicherheit, die er vor allem dem kräftigen Druck seiner mächtigen Schenkel verdankt; er bevorzugt natürlich widerspenstige Tiere, weil es ihm Vergnügen macht, mit ihnen zu ringen und sie zu zähmen.

Neben dem Reitsport ist es die Jagd, die ihn am häufigsten beschäftigt. Aber er liebt nicht die ruhigen und wildreichen Ebenen, die Cavour in Léri durchstreifte, ihn verlangt es nach den rauhen, steilen Zinnen der Alpen, die das Tal von Grisanche, das Tal von Locana und das Tal von Aosta beherrschen. Ein Attaché der französischen Botschaft in Turin, d'Ideville, beschreibt uns Viktor Emanuel sehr malerisch in seinem ungezwungenen Alpenjägermilieu: „Oft gegen das Ende des Herbstes zu und sogar mitten im Winter, verläßt er, nur von zwei Adjutanten begleitet, die Stadt, um im Gebirge Gemsen zu schießen. Dort, mit einer Bluse bekleidet, den Karabiner in der Hand, wandert er in den Felsen umher, begleitet von einigen unerschrockenen Bauern. Häufig schläft er unter freiem Himmel; er ißt in einer Bauernhütte, wie sie sich gerade findet; dann kehrt er nach Turin zurück, frisch und munter, während seine unglücklichen Offiziere fast immer krank oder entkräftet heimkommen."

Bei einem solchen Bedürfnis nach körperlicher Expansion ist es kein Wunder, wenn der König die Regierungsgeschäfte, die Berichterstattungen, die Depeschen, die Budgets verabscheut. Da ferner seine Erziehung sehr

vernachlässigt wurde, hat er seit jeher ein Grauen vor Büchern. Er erklärt oft und gern: „Io non sono un letterato." Oder er schreit den Sekretär an, der ihm einige Schriftstücke bringt: „Lassen Sie mich in Frieden; ich bin nicht König, um mich ärgern zu lassen! . . ." Und darin unterscheidet er sich gleichfalls von Cavour, der ein Arbeitstier ist; der sommers und winters von fünf Uhr morgens bis elf Uhr abends ununterbrochen liest, schreibt, studiert und konferiert; der schließlich durch sein allgemeines Wissen, durch die Weite, den Reichtum und die Schärfe seines Geistes die ersten Staatsmänner seiner Zeit zumindest erreicht, wenn nicht übertrifft.

Viktor Emanuel ist zu klug, um nicht diese außerordentliche Überlegenheit seines Ministers zu erkennen, und er leidet darunter; denn er fühlt sich in seiner Nähe linkisch und entwaffnet. So manches Mal mußte er vor versammeltem Ministerrat auf Ideen verzichten, die ihm sehr am Herzen lagen, da er es nicht verstand, sie zu verteidigen. Aber noch mehr: der König, der eine sehr einfache, freimütige Seele besitzt, eine Soldatenseele, die keine Umwege kennt, wehrt sich unwillkürlich gegen die dialektischen Kniffe Cavours, der unter dem Schein rückhaltloser Offenheit voller Arglist und Schlauheit steckt, der stets irgendein Aushilfsmittel, irgendeine Ausflucht bereit hat, oder, wie der lebhafte und charmante d'Azeglio sagte, „irgendeinen Taschenspielerkniff auf Vorrat". Deshalb konnte ungeachtet einer so langen, so vertraulichen und einem so großen Werk gewidmeten Zusammenarbeit keinerlei tiefere Sympathie zwischen Viktor Emanuel und Cavour entstehen.

EUGENIE
KAISERIN VON FRANKREICH

Hier meldet sich natürlicherweise die Erinnerung an Ludwig XIII. und Richelieu. Aber der Vergleich wird uns nicht allzuweit bringen; denn die Geschichte läßt uns nicht mehr bezweifeln, daß der berühmte Kardinal bei seinem Herrn nicht nur alles Vertrauen und alle Schätzung, deren er bedürfen konnte, gefunden hat, sondern noch überdies eine tätige und dauerhafte Freundschaft; mehr als zweihundert Briefe, von königlicher Hand unterzeichnet, zerstören unwiderruflich die Legende, die uns Richelieu als einen Tyrannen schildert, der dem König seinen starren Willen aufzwang, und Ludwig XIII. als einen schwächlichen Monarchen, der sich, den Tod in der Seele, einer verfluchten Herrschaft fügte. Wenn man versuchen wollte, diese Legende neu zu beleben, indem man sie auf die Beziehungen zwischen Viktor Emanuel und Cavour überträgt, würde es gleichfalls nicht an historischen Dokumenten fehlen, um ihre Falschheit nachzuweisen; diesmal aber wäre vielleicht der Beweis weniger überzeugend.

Eine der bittersten Beschwerden, die der Sohn des frommen Karl Albert gegen seinen Ministerpräsidenten hegt, gründet sich auf den schweren religiösen Konflikt, der Piemont zerreißt. Seit ungefähr sechs Jahren besteht die katholische Kirche im Königreich eine grausame Prüfung. Bürgerliche Steuerfreiheit des Priesterstandes, geistliche Gerichte, das Asylrecht, üppige Sporteln der Bischöfe, reichliche Einkünfte der Klöster, all diese Überbleibsel einer uralten und verehrungswürdigen Vergangenheit wurden abgeschafft oder sind dem Tode geweiht. Nun, Cavour hat in diesem Kampfe stets

eine entscheidende Rolle gespielt. Sehr freisinnig (unter dem Gesichtspunkt des Dogmatikers), bewahrt er fast nichts mehr von den frommen Anschauungen, die er einstmals im Schoße seiner Familie sich angeeignet hat; im besten Falle besitzt er noch eine gewisse Achtung vor der Religion, eine unbestimmte Sympathie für die Riten des katholischen Gottesdienstes und eine abergläubische Furcht vor dem Jenseits; man könnte auf ihn den Ausspruch Chamforts über den Herzog von Créqui anwenden: „Er glaubt nicht an Gott, aber er fürchtet sich vor Gott." Sein Gewissen hat ihn folglich nicht gehindert, den Ansprüchen der Geistlichkeit die Rechte des Laientums entgegenzusetzen, das Geistliche und das Weltliche zu trennen und endlich seine berühmte Formel zu verwirklichen, die damals als Ketzerei erschien: „Freie Kirche im freien Staat."

Wenn übrigens Cavour im Dienste dieser Idee soviel Kraft, soviel Hartnäckigkeit aufbot, geschah es deshalb, weil seiner Ansicht nach nicht nur die Innenpolitik in Frage kam: es handelte sich um das nationale Interesse, um das italienische Interesse.

Natürlicherweise hat der römische Hof gegen die gottlosen und räuberischen Gesetze, deren Opfer der piemontesische Klerus ist, seine Bannflüche geschleudert, und mehrere Male muß man befürchten, daß er den Nuntius aus Turin abberufen würde. Cavour hat sich durchaus nicht bemüht, diesen drohenden Bruch zu beschwören; denn im Grunde genommen wünscht er ihn herbei. Der klägliche Ausgang der römischen Krise von 1848, der Zusammenbruch des welfischen Abenteuers, der Exodus und die Zurückberufung Pius IX. sind für

ihn eine unvergeßliche Lehre gewesen. Und er hat daraus sogleich sehr entscheidende, gleichsam zukunftsträchtige Schlußfolgerungen gezogen: dieses Papsttum, das der Mönch Tosti „die Bundeslade Italiens" genannt hat, wird stets sein schlimmster Feind sein; das Risorgimento der italienischen Halbinsel wird sich gegen den Willen des römischen Pontifikates durchsetzen oder überhaupt nicht gelingen; die Zerstörung der weltlichen Macht des Vatikans ist die notwendige Vorbedingung für die Unabhängigkeit und Einheit Italiens; man hat nicht mehr das Recht zu sagen: Pius IX. und Italien; man muß sagen: Pius IX. oder Italien; „folglich ist ein Einverständnis zwischen Piemont und dem Heiligen Stuhl weder wünschenswert noch möglich".

Diese radikale und scharfe Politik in bezug auf die Kirche bekümmert Viktor Emanuel, der ein tiefgläubiger Christ ist, ein Mann von peinlicher Genauigkeit in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten und nach wie vor sehr empfänglich für den Einfluß seines ehemaligen Lehrers, des jetzigen Erzbischofs von Genua, Mgr. Charvaz. Ferner empfindet er eine aufrichtige Achtung und Verehrung für Pius IX., der sich, für ewige Zeiten der liberalen Vorstöße überdrüssig, auf die höchsten Gipfel der Theologie geflüchtet hat und sich eigentlich nur mehr damit beschäftigt, die Tilgung der Erbsünde in der Mutter des fleischgewordenen Wortes zu erforschen, die erhabenen Privilegien der unbefleckten Empfängnis zu definieren.

Cavour hat es infolgedessen sehr schwer, des Königs Billigung für die aufreizenden Maßnahmen zu erlangen die ihm sein nationalistischer Antiklerikalismus unabläs-

sig befiehlt. Aber er hält ihn fest in der Hand und gestattet ihm keinerlei Seitensprünge. Eines Tages, als die Geduld des Herrschers etwas zu grob auf die Probe gestellt wurde, sah man diesen Riesen „bleich, gedemütigt, mitleiderregend in seinem Schmerz". Ein andermal, am 1. August 1856, schreibt Cavour, der zu einer kurzen Erholung nach Baveno am Lago Maggiore gereist ist, an den Innenminister Rattazzi: „Um Gotteswillen, bleiben Sie dem König gegenüber fest; sagen Sie ihm deutlich, daß er, falls er sich unmittelbar mit Rom in Verbindung setzen wollte, das politische Gebäude, das wir acht Jahre hindurch so mühsam aufgerichtet haben, von Grund auf zerstören würde. Es ist uns unmöglich, unseren Einfluß in Italien zu bewahren, wenn wir uns mit dem Papst vergleichen. Gut, man soll den Kampf nicht bis zum äußersten treiben! Aber nur nicht zurückweichen, sei es auch nur um einen halben Schritt! Sie wissen, daß ich kein Pfaffenhasser bin, daß ich sogar die Freiheiten, die die Kirche genießt, gerne vergrößern würde. Aber unter den heutigen Umständen würde sich eine Vereinbarung mit dem Heiligen Stuhl unvermeidlich zu unserem Nachteil wenden. Jagen Sie also im Notfalle dem König tüchtige Angst ein, und setzen Sie alles in Bewegung, daß er nur ja nicht mit Rom verhandelt."

Es gibt allem Anschein nach ein Gebiet, auf dem Viktor Emanuel und Cavour sich vortrefflich verstehen müßten oder auf dem zumindest keinerlei Konflikte zwischen ihnen möglich sein dürften: die Frauen.

Nicht, daß sie beide demselben Kultus gehuldigt hät-

ten. Gewiß, Cavours Leidenschaften haben nichts Platonisches. Aber so feurig und gebieterisch auch bei ihm die Phantasie der Sinne sein mag, er kann sich die Liebe nicht ohne den Rausch des Herzens vorstellen, nicht ohne das schwärmerische Spiel und all jenen „zärtlichen Gallimathias", wie Benjamin Constant sich ausdrückt. Des Königs Liebeslaunen dagegen sind von einer beklagenswerten Vulgarität.

Vermählt mit einer Erzherzogin von Österreich, Marie Adelaide, einem entzückenden, idealen Wesen, das sehr jung starb, hatte Viktor Emanuel sie von Anfang an in kurzen Liaisons und flüchtigen Launen betrogen. Dann, eines schönen Tages schließlich, noch bei Lebzeiten seiner Frau, hatte er eine feste Beziehung zu der Tochter eines Regimentstambours angeknüpft, einer munteren Dirne, groß, mit rosigen Wangen, lebhaft und muskulös; sie hieß Rosine. Als sich der König an sie heranmachte, war sie erst sechzehn Jahre alt. Dem nicht sonderlich klugen, aber sehr schlauen und geschickten Mädchen gelingt es sehr rasch, ihren Liebhaber, den sie im übrigen durch die Kühnheit ihrer Sprache und die Pöbelhaftigkeit ihrer Gesten amüsiert, sich völlig zu unterwerfen.

Er hatte sie in Mandria untergebracht. Nur noch bei ihr fühlte er sich wohl; denn in ihrem täglichen vertraulichen Beisammensein konnte er endlich seinen Abscheu vor jedem Zwang und jeder Etikette, seinen Hang zur Unabhängigkeit, Ungeniertheit und Nachlässigkeit voll befriedigen. Dennoch verlief ihre Beziehung nicht ohne gelegentliche Stürme. Einige Male machte sie ihm in ihrem Jähzorn die schrecklichsten Szenen, wobei sie

ihre ganze angeborene Roheit entfaltete. Ebensowenig scheute sie sich, ihm untreu zu werden: man nannte unter ihren gelegentlichen Liebhabern einen reichen Juwelenhändler aus Turin.

Nun, kurz nach dem Tode Marie Adelaides, zirkuliert bei Hofe ein seltsames Gerücht: Der König, sagt man, hat sich entschlossen, die Kinder, die ihm die Tochter des Regimentstambours geschenkt hat, zu legitimieren und ihre Mutter mit dem Titel einer „Komtesse von Mirafiori" zu adeln; man behauptet sogar, daß er sie heiraten wolle.

Bald — und es genügt, Rosines Gesicht zu sehen — zweifelt man nicht mehr, daß das Ereignis dicht bevorstehe.

Nun erhebt sich Cavour. Mit denselben kühnen Worten, die Sully gebrauchte, um Heinrich IV. zu beweisen, daß er nicht das Recht habe, Gabrielle d'Estrées zu heiraten, beschwört er Viktor Emanuel, auf seinen Plan zu verzichten, dessen Durchführung für das nationale Befreiungswerk verhängnisvoll wäre. Zwischen den beiden Männern kommt es zu einer äußerst heftigen Szene. Eine der wenigen Personen, der die näheren Einzelheiten bekannt waren, durfte behaupten, daß „bei dieser Gelegenheit die Kühnheit Cavours ungeheuerlich war und daß sie beinahe zu einem schweren Skandal geführt hätte". Der König indessen fügt sich schließlich dem Gebote der großen Interessen, für die er die Verantwortung trägt. Aber einige Tage später, in einem vertraulichen Gespräch mit einem seiner nächsten Freunde, stößt er folgende Worte hervor, die noch der Atem seines Zorns zu bewegen scheint: „La mia sola posizione m'im-

pedì allora di chiedere ragione a Cavour; furono cose dal coltello; ma devo pensare al paese." „Nur meine Stellung hat mich verhindert, Cavour zur Rechenschaft zu ziehen; es war eine jener Affären, die man mit dem Messer regelt; aber ich mußte an mein Land denken."

Cavour nahm sich diese Ehegeschichte nur deshalb so sehr zu Herzen, weil er Gefahr lief, in einer der heikelsten Aufgaben, die er unternommen und die gerade den kritischen Punkt erreicht hatte, sich in der schlimmsten Weise behindert zu sehen.

3

Als der berühmte deutsche Chemiker Justus Liebig zur Zeit des Krimkrieges Turin besuchte, fiel ihm dort das starke Nationalgefühl der Bevölkerung auf, und er zog daraus den Schluß: „Dieses kleine Land am Fuß der Alpen ist das vitale Molekül, das die Kräfte des Todes besiegen und das ganze übrige Italien mit der Wärme des Lebens erfüllen wird." Es war Cavours Gedanke, den er so formulierte.

Damit aber Piemont imstande sei, den ersten Anstoß zur nationalen Befreiung zu geben, damit es das Recht besitze, sich vor der Welt als Vorkämpfer und Vertreter Italiens zu erheben, damit das Haus Savoyen die Führerrolle, zu der keine andere Dynastie befähigt ist, durchführen könne, muß man alle italienischen Patrioten um Viktor Emanuel scharen.

Nun, eine sehr große Anzahl dieser Patrioten — und unter dieser Zahl einige ungewöhnliche Persönlichkeiten einige Männer von höchstem Ansehen — sind eifrige

Republikaner, die nur in einer allgemeinen Volkserhebung den Weg zur Befreiung des Vaterlandes sehen.

In den Augen Cavours, der sich mit Worten nicht zufrieden gibt und stets der Sache auf den Grund geht, ist „die allgemeine Volkserhebung" das Chaos, der Zerfall, die Anarchie, kurz, jene verhängnisvolle Ohnmacht, die die Geschichte sämtlicher italienischer Aufstände seit 1815 beschließt. Denn worum handelt es sich schließlich? Die Österreicher zu vertreiben. Nun, den Banden der Insurgenten würde diese Aufgabe nie gelingen. Um Österreich, das heißt eine der größten diplomatischen und militärischen Mächte Europas, zu besiegen, braucht man vor allem Verbündete und Armeen: nur die Dynastie Savoyen ist imstande, die einen wie die anderen zu erlangen.

Man muß folglich die Republikaner von ihrem sektiererischen Geist, ihren unfruchtbaren Utopien, ihrer veralteten Vorliebe für revolutionäre und konspirative Methoden losreißen; man muß sie unter dem Banner der Monarchie für den Dienst an der Nation gewinnen; und die, die sich nicht bekehren lassen, muß man zumindest unschädlich machen.

Diese Zähmung der republikanischen Partei ist das undankbarste Werk, das Cavour sich vorgenommen und in der Folge mit höchster Weisheit kombiniert, dosiert, manipuliert, trituriert hat. Als Mirabeau nach der Lektüre Machiavellis von der „politischen Apotheke" sprach, war der Ausdruck nicht treffender angewandt.

Aber der „Apotheker" hat nicht nur Geschicklichkeit entfaltet, er hat auch Mut bewiesen. Keiner seiner Vorgänger hätte es wirklich gewagt, den Revolutionären die

Hand hinzustrecken und sich um ihren Beistand zu bemühen. Selbst die hitzigsten Nationalisten, wie der Graf Baldo und der Cavalliere d'Azeglio, wären vor der Unsittlichkeit dieses Manövers zurückgeschreckt. Wäre aber Cavour der Mann gewesen, der Entschuldigungsgründe für seine Kühnheit sucht, er hätte sich auf eine große monarchistische Autorität berufen können. Am 18. Juli 1814 schrieb Joseph de Maistre aus St. Petersburg an den Außenminister Viktor Emanuels I.: „Achten Sie auf den italienischen Geist, der aus der Revolution geboren ist. Unser neutrales, schüchternes, zögerndes System ist in der jetzigen Situation verderblich. Der König möge sich doch an die Spitze der Italiener stellen; er möge sich nicht scheuen, für sämtliche zivile und militärische Stellungen, ja, sogar für die Posten bei Hofe Revolutionäre zu ernennen! Diese Sache ist von wesentlicher, entscheidender, überragender Bedeutung: mir fehlen die Worte dafür!" Der Verfasser dieses Briefes hatte bereits früher gesagt: „Man muß verstehen, sich mit dem Glück zu verbünden; das ist die ganze Kunst des Staatsmannes."

Jedoch trotz aller Geschicklichkeit Cavours gibt es einen Revolutionär, den er vergeblich zu zähmen versucht, und unglückseligerweise ist dieser der gefährlichste von allen: Mazzini.

Dieser kleine gebrechliche Mann mit seiner grünlichen Gesichtsfarbe, seinen langen, schwarzen Haaren, seiner riesigen Stirn, seinen scharfen und blitzenden Augen ist ein Apostel, ein Fanatiker, ein Schwärmer.

Seine Devise lautet: Gott und das Volk. Sein Pro-

gramm ist nicht weniger lakonisch: Die einige italienische Republik mit der Hauptstadt Rom. Man könnte sagen, daß das Bild der Ewigen Stadt über allen Zinnen seiner Seele leuchtet: „Rom gehört uns; Gott und die Menschen tun es kund. Von Rom haben wir die Sprache geerbt, die uns zu Brüdern macht. Von Rom geht die Entwicklung unserer Geschichte aus. Tausend Jahre großer Erinnerungen haben Rom zur Mutter Italiens und zum Mittelpunkt unserer nationalen Einheit geweiht. Von Rom aus haben wir zweimal die Welt regiert. Zweimal ist von seinen Mauern der mächtige Atem ausgegangen, der dem Erdkreis ein gemeinsames Leben aufgezwungen hat. Nach dem Rom der Cäsaren, nach dem Rom der Päpste wird das Rom des Volkes kommen! . . .“ Und in seinem Munde ist diese Sprache nicht nur ein einfacher, mystischer Erguß; sondern eine ausdrückliche Offenbarung, eine prophetische Apokalypse, mit der er als junger Mensch begnadet wurde, „im Verlauf eines schrecklichen moralischen Sturmes“, eines Abends im Gefängnis von Savona, wo er die rauhe Lehrzeit des carcere duro durchmachte. An jenem Abend fühlte er auf seinem Antlitz den Atem Ezechiels und Jesaias. Seit damals zweifelt er nicht länger an seiner messianischen Rolle und ist unerschütterlich überzeugt von seiner Unfehlbarkeit. Daher seine hochmütige Herrschsucht, seine schneidende Ironie und die Wutanfälle, in die ihn der geringste Widerspruch versetzte. Weltfremd, nur in seinen Leidenschaften und in seinen Träumen lebend, bildet er sich von allen Dingen lediglich den abstrakten Begriff. So gilt ihm auch die Erfahrung nichts. Zwanzig Jahre ständiger Rückschläge, in

Piemont, in Savoyen, in der Lombardei, in Kalabrien, in den Marken, in Rom, in Neapel, in Sizilien, und in der Folge das Schafott, das Zuchthaus, die Ächtung, das Elend, der Ruin, die unzähligen Drangsale für Tausende seiner Mitbürger, das alles hat ihn nichts gelehrt: nie läßt er sich durch eine Enttäuschung die Hoffnung rauben. Mit seiner düsteren und romantischen Phantasie gefällt er sich nur in unterirdischen Manövern, in Verschwörungen und Attentaten. Wenn er auch persönlich nie den Königsmord als Mittel benutzte, wußte er ihn doch zumindest zu rechtfertigen: „Die Völker machen zuweilen ungewöhnliche Zeiten durch, die man nicht nach der üblichen Norm beurteilen darf; man muß sich alsdann nur mehr von seinem Gewissen und von Gott leiten lassen. Nun, heilig war das Schwert, das in Judiths Händen den Kopf des Holofernes fällte; heilig war Brutus' Dolch; heilig war das Stilett, das das Signal für die sizilianische Vesper gab."

Das grenzt offenbar an Wahnsinn: man bemerkt bei ihm sämtliche Symptome jener furchtbaren Psychose, die die großen Fanatiker, die großen Weltverbesserer, die großen Gerechtigkeitsfanatiker schafft: Glaube an eine übernatürliche Berufung, maßloser Stolz, Reizbarkeit des Charakters, finstere Seelenstimmung, ein dauernder Zustand leidenschaftlicher Erregung, gebieterische Allmacht der fixen Idee, dogmatisches Urteil und eine völlige Gleichgültigkeit gegen die Widerstände der Außenwelt.

Zwischen einem solchen Menschen und Cavour ist keinerlei Bündnis, keinerlei Verständnis möglich: die beiden Gehirne arbeiten nach völlig entgegengesetzten Regeln.

Der Minister wird folglich keine Zeit verschwenden, um mit dem unverbesserlichen Verschwörer zu verhandeln. Er wird sich damit begnügen, ihn in seinen verschiedenen Zufluchtsstätten, in London, in Zürich, in Lausanne durch die Polizei bewachen zu lassen. Und sobald der nationale Krieg ausbricht, sobald der Besessene sich untersteht, nach Piemont zurückzukehren, wird er ihn wie einen Hund niederschießen lassen.

Aber nicht alle italienischen Republikaner sind Utopisten und Schwärmer.

Vier Männer vor allem erregen Cavours Aufmerksamkeit: Der heldenhafte Verteidiger des aufständischen Venedig, Daniel Manin; ein lombardischer Patriot von altem Adel, der zweiundzwanzig Jahre lang auf dem Spielberg eingekerkert war, der Marchese von Pallavicino-Trivulzio; dann ein sizilianischer Agitator von höchster Gewissenhaftigkeit und umfassendem Geist, Giuseppe La Farina; schließlich ein Volksführer aus Nizza, ehemals Korsar in der Insurgentenflotte Brasiliens und General im Dienste der römischen Republik, ein Mann, in dem alle Kühnheit, alle Energie, alle Schlauheit der berühmtesten Condottieri wieder aufzuleben scheinen: Garibaldi.

An den Patriotismus dieser vier Männer zu appellieren, ihnen zu zeigen, daß man Italien nicht durch Phrasen und Beschwörungen befreit, sondern durch Bündnisse und Armeen, sie zu bewegen, daß sie ihren persönlichen Traum dem höchsten Interesse des Landes opfern, und so die stürmischen Wogen der Revolution zugunsten des großen nationalen Stromes einzufangen — das ist der Plan Cavours.

Als Träger und Vermittler der Unterhandlungen wählt er La Farina, der sich gerade in Turin befindet.

Die ersten Besprechungen beginnen am 12. September 1856 zwischen dem piemontesischen Staatsmann und dem sizilianischen Agitator. Cavour hat das Rendezvous für sechs Uhr morgens in seiner Wohnung festgesetzt. Diese Tageszeit bevorzugt er für seine persönlichen Empfänge, und sie ist, zumindest für ihn, weiter nicht lästig, da er um vier Uhr aufsteht.

Das Gespräch gestaltet sich freimütig und vertraulich, würdig des ernsten Themas, um das es sich handelt. So ist der Minister schließlich gezwungen, alle seine Karten aufzudecken und sich besonders rückhaltlos über eines jener Ziele zu äußern, die den Republikanern zumeist am Herzen liegen: die politische und moralische Einheit des künftigen Italien, die völlige Gleichheit und innige Verschmelzung aller italienischen Elemente zu einer neugeschaffenen Nation. Nun, was diesen fundamentalen Grundsatz ihres Programmes betrifft, so sind sie gegenüber Cavour ziemlich mißtrauisch; sie hegen den Verdacht, daß er durch das Risorgimento eigentlich nur ein einziges Ziel verfolge: Piemont zu vergrößern, an die Stelle der österreichischen Vorherrschaft eine piemontesische Hegemonie zu setzen, kurz, Italien zu piemontisieren. Das würden sie niemals zugeben: „Ich halte den Piemontismus", schreibt Pallavicino, „für unseren schlimmsten Feind."

Cavour beschwichtigt seinen morgendlichen Besucher in jeder Weise: „Ich glaube fest," sagte er, „daß Italien ein einiger und einheitlicher Staat werden wird mit der Hauptstadt Rom." Und er beendet die Zusammenkunft

mit den Worten: „Besuchen Sie mich, so oft Sie wollen. Aber ich darf nicht vergessen, daß ich der Minister des Königs bin und daß ich nicht das Recht habe, die Dynastie zu kompromittieren. Kommen Sie also immer am frühen Morgen, in der ersten Dämmerung. Und daß niemand davon erfährt, daß niemand Sie sieht! — damit ich, wenn ich im Parlament oder von den Diplomaten befragt werde, Sie, wie der heilige Petrus seinen eigenen Herrn, verleugnen und sagen kann: Ich kenne diesen Menschen nicht."

Die folgenden Gespräche, mit der gleichen Herzlichkeit geführt, führen rasch zu einem prinzipiellen Einverständnis, das sich sehr bald auf praktischem Gebiete durch die Gründung einer Italienischen Nationalen Gesellschaft unter dem Vorsitz des Marchese von Pallavicino und der Vizepräsidentschaft Garibaldis auswirkt.

Eine bizarre, buntscheckige Vereinigung, wunderbar den Umständen angepaßt; denn in Piemont erfreut sie sich gesetzlichen Schutzes und amtlicher Unterstützung, während sie in den anderen italienischen Staaten ein verborgenes Dasein führt.

Diese Maschine mit ihren zahllosen Rädern, die nach und nach ganz Italien erfaßt, die allenthalben auf der Peninsula Propaganda- und Sammelzentren organisiert, die ihre Anhänger nach Tausenden wirbt ohne Unterschied der Klassen und Parteien, die sich sogar der intelligenten Köpfe in der Armee, in der Polizei, bei Hofe und sogar in den Familien der Fürsten, denen ihr Haß gilt, bedient und die auf solche Weise schon im vorhinein alle Pfeiler des todgeweihten Gebäudes unter-

wühlt, wird von nun an in den Händen Cavours das mächtigste Mittel, das wirksamste Werkzeug, den kommenden Zusammenbruch vorzubereiten.

4

Cavour hat nicht erst zugewartet, bis all diese großen Ergebnisse seiner Innenpolitik völlig gesichert waren, um den Ton der piemontesischen Diplomatie in ihren Beziehungen mit Österreich beträchtlich zu steigern, und das Crescendo verstärkt sich von Tag zu Tag.

Die Zwischenfälle, anfangs nur geringfügig, treten immer zahlreicher auf. Bald ist das Duell zwischen Turin und Wien in vollem Gange. Cavour entfaltet eine erstaunliche Behendigkeit bei seinen Attacken, Gegenstößen, Finten und neuen Angriffsmanövern. Sein Gegner, der Graf von Buol, mit dem er schon auf dem Pariser Kongreß gefochten hat, gerät zuweilen völlig aus der Fassung. Man könnte sogar mit Recht diese angriffslustige Virtuosität des piemontesischen Ministers mit der flinken, neckenden, aufreizenden Fechtkunst der Picadores und Banderilleros im spanischen Stierkampf vergleichen.

Es setzt auch in Wien einen großen Skandal. Der Hohepriester und Gesetzgeber der alten Ordnung in Europa, der Staatsmann, der 1815 die italienische Nationalität für ewige Zeiten unter dem Grabstein zu ersticken glaubte, der uralte Fürst Metternich, der nur noch drei Jahre zu leben hat, erstickt fast an seiner Entrüstung: „Ich gehöre bereits zu den Toten", schreibt er an Buol; „trotzdem zucken meine Nerven noch unter gewissermaßen galvanischen Einflüssen. Ah, die Stel-

lung, die der Turiner Hof einnimmt, übt diese Wirkung auf mich. Noch nie wurde ein gemeineres Lügensystem verfolgt; noch nie hat man sich in ein solches Labyrinth von Ungerechtigkeiten und verleumderischen Frechheiten verirrt."

Aber der berühmte Greis ist noch nicht am Ende seiner Leiden: die „galvanischen Zuckungen" seiner Nerven werden erst mit seinem letzten Atemzuge erlöschen.

Eines Tages verfügt das Kabinett in Turin, das ohne Heimlichkeit seine militärischen Kräfte entwickelt, die Verstärkung der Werke von Alessandria und genehmigt eine öffentliche Beisteuer zum Ankauf von hundert Kanonen, was Cavour den Vorwand liefert, vor der Kammer so zu sprechen, als sei Piemont der bestallte Verteidiger Italiens gegen die Habsburger geworden. Nichts reizt den hochmütigen Wiener Hof mehr als diese Anmaßung des kleinen, subalpinen Königreiches, sich als den Vorkämpfer der Peninsula gegenüber Österreich aufzuspielen. Überdies erheben sämtliche italienischen Fürsten, der Herzog von Parma, der Herzog von Modena der Großherzog von Toskana und der König von Neapel ein Zetergeschrei und beschwören den Kaiser Franz Joseph, „den piemontesischen Dünkel im Zaume zu halten".

Natürlich nimmt Cavour die Vorstellungen, die ihm Graf Paar, der kaiserliche Gesandte, zu notifizieren hat, sehr übel auf. Was seine persönliche Stimmung betrifft, so zeigt sie sich deutlich in jenem Briefe, den er an seinen Freund, den General Dabormida, in London richtet: „Beschleunigen Sie Ihre Rückkehr nicht allzusehr. Sprechen Sie mit Palmerston, sprechen Sie mit Clarendon.

Sagen Sie ihnen in meinem Namen tausend herzliche Dinge. Versichern Sie ihnen, daß wir keine Dummheiten machen werden. Aber erklären Sie, daß wir, wenn Österreich uns bis zum äußersten treibt, wenn es uns zwingt, zwischen der Schande und dem Krieg zu wählen, daß wir uns für den Krieg entscheiden werden."

Indessen siegen auf dem Ballplatz die Ratschläge der Gemäßigten, und die Angelegenheit wird beigelegt.

Aber einige Zeit später folgt ein neuerlicher Zwischenfall, noch ernsthafter, ja, sogar ziemlich schwerwiegender Art, da es sich dabei um die Person Franz Josephs handelt.

Am 15. Januar 1857 hält der Kaiser, der mit großem Pomp sein italienisches Königreich bereist, einen feierlichen Einzug in Mailand. Und diesen selben Tag wählt der piemontesische Regierungschef, um von der Tribüne die ungestümen Worte herabzuschleudern: „Sie erinnern sich, daß zu Byrons Zeiten Italien von seinen Liebhabern als eine schöne Frau betrachtet wurde, die ein barbarischer und tyrannischer Gemahl unterdrückt. Gewiß, sie bemitleideten es; aber sie glaubten es einer ewigen Unterdrückung geweiht, weil sie es für unfähig hielten, sich selbst zu regieren. Diese Zeiten sind vorbei. Im Bewußtsein seiner Kräfte und der Sympathien, die es sich im Ausland geschaffen hat, marschiert Italien von nun an mit großen Schritten der Unabhängigkeit und Freiheit entgegen!..." Die „Gazetta ufficiale" versäumt nicht, die Kühnheiten dieser Rede zu unterstreichen; sie teilt noch fernerhin mit, daß der Magistrat von Turin soeben ein Subskriptionsangebot der Mailänder angenommen habe, um an den Ufern des Po dem piemonte-

sischen Heere, das so ruhmreich die italienische Fahne vor Sebastopol trug, ein Denkmal zu errichten.

Diesmal findet man auf dem Ballplatz, daß das ein wenig zuviel sei. Nach einem raschen und erbitterten Notenwechsel wird Graf Paar nach Wien zurückberufen.

In diesem Streit, der für den Frieden Europas gefährlich werden könnte, billigt weder das Londoner noch das Pariser Kabinett die scharfe Haltung der piemontesischen Regierung, und man geniert sich nicht, sie diese Mißbilligung fühlen zu lassen. Gleichwohl stellt Cavour zwischen den Ermahnungen, die ihm aus der einen und der anderen Hauptstadt zugehen, einen tiefen Unterschied fest. Kein Zweifel, daß die Sprache, die Sir Jim Hudson im Namen Lord Palmerstons führt, die feste und wohlüberlegte Ansicht der britischen Regierung ausdrückt, mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben könnten. Aber in welchem Maße verdolmetschen die Vorstellungen, wie sie der Herzog von Gramont im Namen des Grafen Walewski formuliert, die geheimen Gedanken Napoleons III., der schließlich der einzige Herr Frankreichs ist? Was will denn eigentlich die Sphinx der Tuilerien? Wo hält er mit seinen stummen Träumen? Für den piemontesischen Minister ist dies ein quälendes Problem, dem er sich in leidenschaftlicher Weise mit all seinen Fähigkeiten, all seiner Klugheit und all seinem Scharfsinn zuwendet.

Die persönlichen Briefe, die er an den Marchese von Villamarina, den Gesandten des Königs in Paris, richtet, enthüllen uns den schwierigen Zustand seiner Gedanken, zeigen uns, was er weiß und was er nicht weiß, was

er hofft und was er anstrebt. Er schreibt am 18. Februar: „Der Ton, in dem die Note des Grafen Paar gehalten ist, deutet auf eine Partei im österreichischen Kabinett hin, die uns einschüchtern will. Ich kann Ihnen versichern, daß es ihr nicht gelingen wird. Wir sind nicht im mindesten geneigt, vor Drohungen zurückzuweichen, wenn wir auch genau wüßten, daß positive Taten folgen werden ... Ich habe ein allzu großes Vertrauen zu den erhabenen Absichten des Kaisers Napoleon und zu seiner Freundschaft für uns, um auch nur einen Augenblick lang zu vermuten, daß er uns zu einer schwächlichen Haltung raten wollte, die für uns den reinsten Selbstmord bedeuten würde; aber ich fürchte, daß Walewski sich hinreißen läßt, Gramont Instruktionen zu erteilen, die den Anmaßungen Österreichs mehr oder weniger günstig sind ..." Er schreibt ihm ferner am 21. Februar: „Wie sehr es auch mein Wunsch ist, die Absichten Frankreichs zu unterstützen, ich würde dem König nie zu einer schwächlichen Haltung gegenüber Österreich raten. Wenn das Wiener Kabinett seine Drohungen ausführt und seine Gesandtschaft aus Turin zurückzieht, werden wir nichts dagegen haben, vorausgesetzt daß Frankreich dieser Maßregel nicht seine Zustimmung gibt. Wenn es noch weitergeht und droht, seine Zuflucht zu den Waffen zu nehmen, werden wir nicht die Offensive ergreifen; aber wir werden bereit sein, ihm einen guten Empfang zu bereiten. Die Armee und das Land sind von dem besten Geiste beseelt. Unter der Führung des Königs und La Marmoras würden unsere Soldaten, davon bin ich überzeugt,

eine dreimal größere Armee zurückwerfen. Was dann geschehen würde, kann weder ich noch sonst jemand vorhersehen. Aber ich glaube, daß wir von dieser äußersten Eventualität noch weit entfernt sind und daß Österreich lange zögern wird, den Kanonenschuß abzufeuern, der in Europa die große Sache der Nationalitäten aus dem Schlummer erwecken muß." Am 19. März schließlich schreibt er an einen seiner Mitarbeiter, den Grafen Oldofredi, der sich in Paris befindet: „Wenn Sie von uns zu sprechen haben, sagen Sie allen Leuten, daß wir uns klug verhalten, daß wir die Ereignisse mit unerschütterlicher Ruhe abwarten, daß wir aber, wenn man uns zu Taten ruft, unsere Entschlossenheit beweisen werden, alles für die Ehre und das Wohl unseres Landes zu riskieren. Wenn es sein muß, werden wir die Enfants terribles sein."

5

Während das versammelte Europa in Paris seine Sitzungen abhielt, hatte Cavour Sorge getragen, sich für die Zukunft alle erdenklichen Mittel zu verschaffen, um Einfluß und Informationen zu erlangen. So hatte er etliche treue Dolmetscher seiner Gedanken zurückgelassen, aufrichtige Freunde der italienischen Sache, zum größten Teil Personen zweiten Ranges, die jedoch das in seinen Augen unschätzbare Vorrecht besaßen, auf geheimen oder vertraulichen Wegen an den Kaiser heranzukommen, ein Umstand, der seine Verschwörerinstinkte angenehm berührte.

Der Wertvollste von allen ist der Arzt Conneau. Geboren in Mailand, 1803, von einem französischen Vater

und einer lombardischen Mutter, Arzt der Familie Bonaparte während ihres Aufenthalts in Rom um das Jahr 1830, hat er für den Prinzen Louis Napoleon die zärtlichste Freundschaft gefaßt und sich blindlings seinem Dienst geweiht: sechs Jahre lang teilte er seine Gefangenschaft in der Zitadelle Ham. Heute, „Leibarzt des Kaisers" und im Besitze seines restlosen Vertrauens, hat er unbeschränkten Zutritt zu ihm. Cavour schreibt ihm nicht direkt: ihr gewöhnlicher Mittelsmann ist der ehemalige Romagnakämpfer, der ehemalige New Yorker Emigrant, Graf Arese, der im Senat des Königreiches Piemont sitzt.

Neben dem Doktor Conneau ist Mme. Hortense Cornu am genauesten in Cavours Pläne eingeweiht und am eifrigsten bereit, ihm zu dienen.

Eine seltsame Frau: Von bescheidenem Aussehen, jeden Putz verschmähend, aber von stolzer Seele und starkem Willen, eine Idealistin und Freidenkerin, ränkesüchtig und eigennützig. Sie hat ihre ganze Jugend bei der Königin Hortense verlebt, deren Kammerfrau, Mme. Lacroix, ihre Mutter war. Die wirkliche oder angebliche Mutter? Sonderbare Gerüchte laufen um: man hat die Kammerfrau im Verdacht, daß sie ihrer Herrin einen Dienst geleistet habe, der Morny nicht weniger nötig gewesen wäre. Soviel ist gewiß, daß das junge Mädchen, das an der Seite Louis Napoleons aufwächst und die Gefährtin seiner Spiele ist, für ihn sehr bald mehr als eine Kameradin, mehr als eine Freundin wird, eine wachsame Schwester, eifrig, tapfer, begeisternd, bewundernd, aber auch streng, puritanisch, argwöhnisch und despotisch. Louis Napoleon, sehr empfänglich für diese leiden-

schaftliche Zuneigung, vertraut der jungen Hortense all seine Träume und all seine Pläne an.

Nach ihrer Heirat im Jahre 1834 mit einem mittelmäßigen Maler, Sebastien Cornu, der für das Versailler Museum geschmacklose Bilder fabriziert, führt sie das denkbar beschränkteste und ehrbarste Leben. Aber die Alltagssorgen lassen sie gleichgültig; denn in dem unersättlichen Bedürfnis, ihr glühendes Herz zu beschäftigen, hat sie sich einer edleren Aufgabe gewidmet: der Befreiung und Wiedergeburt der Völker. So steht sie in Verbindung mit den bedeutendsten Revolutionären Italiens, Polens, Spaniens, Ungarns, Deutschlands und Rußlands, mit sämtlichen großen Verschwörern Europas. 1837, bei seiner Rückkehr aus Amerika, hat Louis Napoleon nur ihr und Cornu seine feierlichen New Yorker Versprechungen anvertraut. Während seiner Gefangenschaft in Ham überhäuft sie den Häftling mit Liebesbeweisen und tröstlichen Worten. 1848 erfüllt sie der Aufstieg ihres Freundes zur Präsidentschaft der Republik mit jubelnder Freude; aber der 2. Dezember bricht ihr beinahe das Herz, und sie löst jede Beziehung zu dem Meineidigen.

Umsonst versucht Napoleon III. sie zu besänftigen, sie zurückzugewinnen, sie zu bewegen, daß sie ihm zumindest gestatte, in einer diskreten Form ihre drückende Armut ein wenig zu mildern; erst nach der Geburt des kaiserlichen Prinzen willigt sie ein, die Beziehungen zu erneuern. Sie geht im übrigen nur selten nach den Tuilerien, und dann wählt sie stets die geheimen Gänge. Die Kaiserin haßt sie, weil sie ihren Einfluß auf den Kaiser fürchtet und nur allzugut das Thema ihrer vertraulichen

Unterredungen ahnt. Dadurch, daß das Schicksal Cavour eine so vortreffliche Bundesgenossin besorgte, hat es ihn außerordentlich begünstigt.

Nach Dr. Conneau und Mme. Cornu ist der nützlichste Agent des piemontesischen Ministers einer seiner Landsleute, ein naturalisierter Franzose, Alexander Bixio. Als eifriger Republikaner und angesehener Agronom hat er an der Konstituierenden Versammlung von 1848 teilgenommen, und Lamartine, der ihn zum Kabinettschef gemacht hatte, schickte ihn in einer außerordentlichen Mission nach Turin. Durch Bixio steht Cavour in ständiger Verbindung mit dem kleinen liberalen und frondierenden Hof im Palais Royal. Der Prinz Napoleon ist im übrigen bereits für die italienischen Bestrebungen gewonnen; dennoch beginnt die wichtige Rolle, die seiner im Risorgimento harrt, eigentlich erst in der Entscheidungsstunde, gegen das Ende des Jahres 1858.

Aber das machiavellistische Genie Cavours hat ihm einen noch geschickteren Kunstgriff eingeflüstert, der ihm einen vertraulichen Zugang zu Napoleon III. sichern soll. Er hat dem Kaiser ein prächtiges Geschöpf von einundzwanzig Jahren ins Bett geschickt, ein Geschöpf, stolz und kühn wie eine Patrizierin der Renaissance, dekorativ und prunkvoll wie eine Kurtisane Tizians, die Contessa Castiglione.

Sie stammt aus einer alten toskanischen Familie, der Familie Oldoini, die mit Cavour verschwägert ist, und über ihrer Geburt schwebt ein Geheimnis; sie selbst bezeichnet ihren Vater als einen polnischen Fürsten aus königlichem Geschlecht. Ihr Gatte, ein sehr braver

Mann, ist in sie vernarrt; aber sie hat ihn rasch beiseite geschoben: er leidet und verzehrt sich in schweigendem Kummer.

Während Cavour seine Pläne für den Pariser Kongreß entwarf, fiel sie ihm in die Augen, und er reihte sie, nach seinen eigenen Worten, „in das italienische Diplomatenkorps ein", indem er ihr den Auftrag erteilte, „mit dem Kaiser zu kokettieren". Sie versteht ihn augenblicklich, da sie nicht weniger ehrgeizig als schön ist; er hat es infolgedessen nicht nötig, hinzuzufügen: „Setzen Sie Ihren Auftrag durch, liebe Cousine, mit allen Mitteln, die Ihnen geeignet erscheinen; aber setzen Sie ihn durch!"

Die schöne Florentinerin vollzieht ihren Eintritt in die Pariser Gesellschaft bei einem Empfang der Prinzessin Mathilde, die sie auf das ausdrückliche Verlangen des Marchese von Villamarina eingeladen hat. Blendender Erfolg! Alle Männer zittern vor Verlangen; alle Weiber rasen. Der erste Kammerherr, Bacciochi, ein aufmerksamer Diener, erstattet sogleich seinem Herrn Bericht. Und alles geht nach Wunsch. Die neue Judith opfert sich fromm den Interessen ihres Vaterlandes. Das Opfer scheint ihr im übrigen keine allzu peinliche Erinnerung hinterlassen zu haben, wenn man nach jener Klausel ihres Testamentes urteilen darf, das vierzig Jahre später verfaßt ist: „Ich will in meinem Batist- und Spitzennachthemd von Compiègne begraben werden."

Der Kaiser wird ihrer ziemlich rasch überdrüssig; denn in ihrer olympischen Schönheit ermangelt sie des Gemüts, des Charmes, der Heiterkeit. Die Beziehung, unterbrochen durch einige kleine Intermezzos, dauert nur

zwei Jahre. Aber während dieser zwei Jahre, die für das Werk Cavours von größter Wichtigkeit sind, bedient sich die wollüstige Florentinerin vortrefflich jener „zärtlichen Plaudergelegenheiten", wie Properz sie nennt, mollia fandi tempora.

6

Man hat nicht zuviel an all diesen Mitteln, einschließlich jener, die man verleugnet, um die napoleonischen Gedanken zu erraten; im Frühling des Jahres 1857 sind sie rätselhafter und verwirrender denn je.

Kaum hat der Pariser Kongreß seine Beratungen abgeschlossen, als die gefährlichen Schimären, die Drouyn de Lhuys vorhersah, vor dem geistigen Auge des Kaisers zu gaukeln beginnen. Bevor er jedoch ihrem Zauber unterliegt, scheint noch einmal die Furcht zu erwachen, scheint noch einmal die Klugheit zurückzukehren.

Am 16. Mai 1856 empfängt er in Saint-Cloud den Erzherzog Maximilian, den künftigen Märtyrer von Queretaro. Am Abend nimmt er den Baron von Hübner beiseite und hält ihn fast eine Stunde lang fest. Er kommt auch auf die italienische Frage zu sprechen und sagt: „Ich habe ein Bündnis mit England geschlossen, und auf der anderen Seite verleiht die Beteiligung der piemontesischen Armee am Krimkrieg dem König Viktor Emanuel einigen Anspruch auf meine Sympathie. Aber ich fürchte, von dem Strom fortgerissen zu werden; davor habe ich schreckliche Angst ..." Der Gesandte erwidert, daß Frankreich, wenn es sich einer anglo-piemontesischen Politik anschlösse, in der verhängnisvollsten Weise unter das Joch der revolutionären

Kräfte geraten würde; er fügt hinzu: „Sie werden Europa so viel Übles zufügen, wie Sie ihm Gutes getan haben, aber niemand wird mehr darunter zu leiden haben als Sie selbst." — „Das ist wahr," erwidert der Kaiser, „und deshalb bin ich so unruhig." Hübner fragt ihn rundheraus: „Haben Sie die Absicht, Sire, in Italien territoriale Veränderungen zu begünstigen?" — „Nein, keineswegs." — „Nun also, warum verständigen wir uns nicht?" — „Das frage ich mich auch. Österreich und ich, wir sind einer Verständigung so nahe!"

Doch in dem geplagten Hirn Napoleons III. hat sehr bald wieder der italienische Traum seine quälende und faszinierende Macht zurückgewonnen.

Am 23. Mai 1856, sieben Tage folglich nach jenem Gespräch in Saint-Cloud, als der Kriegsminister Marschall Vaillant zu seinem üblichen Rapport in den Tuilerien erscheint, sagt der Kaiser ohne alle Umschweife: „Ich wünsche, daß eine Armee bereitsteht, in Italien einzumarschieren. Stellen Sie fest, wie 1848 die Alpenarmee zusammengesetzt war, und sehen Sie zu, wie man sogleich an der savoyischen Grenze den Kern einer Armee schaffen könnte."

Am übernächsten Tage überbringt der Marschall einen historischen Abriß der im Jahre 1848 getroffenen Maßnahmen und einen detaillierten Plan, der die Bildung eines Konzentrationskernes mit der Garnison von Lyon in der Stärke von 26000 Mann vorsieht. Der Kaiser billigt diese Kombination und befiehlt, sie auf die ganze Armee auszudehnen: „Ich will", sagt er, „zu jeder Zeit fünf Korps marschbereit haben." Der Marschall Vaillant fügt sich; doch er geht nur sehr langsam an die

Verwirklichung des kaiserlichen Gedankens heran; denn er stellt sehr bald, nicht ohne Überraschung, fest, daß der Herrscher zu ihm kein Wort mehr über die ganze Sache äußert.

Aber von diesem Tage an kann man bei Napoleon III. den Fortschritt seiner fixen Idee verfolgen und zugleich einen seltsamen Ungestüm, eine gleichsam prickelnde Ungeduld konstatieren, in der man die Bitterkeit wieder erkennt, die ihn nicht verlassen hat, seit er vor Sebastopol seine Truppen nicht selbst befehligen durfte. Nach dem Zeugnis Mme. Cornus träumte er seit seiner Kindheit von einem Krieg, der die Österreicher aus Italien vertreiben und in dem er selbst das Kommando führen würde. Einmal sogar, während seiner Gefangenschaft in Ham, sagte er zu ihr: „Ich fühle, daß ich eines Tages eine große Armee befehligen werde; ich weiß, daß ich mich auszeichnen werde; ich fühle in mir alle großen militärischen Fähigkeiten."

Sein Entschluß ist gefaßt. In diesem nahe bevorstehenden Krieg — der unvermeidlich ist, da Österreich niemals seine italienischen Besitzungen preisgeben wird, ohne durch Waffengewalt gezwungen zu sein — wird er persönlich den Oberbefehl führen. Er zögert keinen Augenblick bei dem Gedanken, daß er keinerlei strategische Erfahrungen besitzt; daß sich seine ganze militärische Bildung auf ein paar artillerietechnische Begriffe beschränkt, die er sich vor langer Zeit auf der Thuner Schule angeeignet hat; daß er nie auch nur eine Brigade oder ein Regiment befehligt hat. Einerlei, er wird den Generalissimus mimen, und nur zu dem Zweck, um sich in der vollen und herrlichen Wirklich-

keit seiner messianischen Rolle zu fühlen: Caesar Imperator.

Um sich in die große Kunst Gustav Adolphs, Turennes, Friedrichs II. und dessen, der sie alle übertrifft, des Halbgotts des Kriegs, seines unsterblichen Vorfahren, einzuführen, läßt er auf den Ebenen der Champagne ein riesiges Lager, zwölftausend Hektar im Umfang, errichten, das Lager von Châlons. Unermüdlich beschleunigt er die Planierung des Terrains, den Bau der Straßen, Magazine und Baracken. Und am 29. August 1857 verschafft er sich solchermaßen die Freude, unter seinem Befehl die ganze kaiserliche Garde, drei Grenadierregimenter, vier Füsilierregimenter, ein Zuavenregiment, ein Jägerbataillon, zwei Kürassierregimenter, ein Dragonerregiment, ein Ulanenregiment, das Regiment der Leibwache und zwei Artillerieregimenter exerzieren zu sehen — ungefähr 22000 Mann und 5000 Pferde!

Gleichzeitig werden die Beziehungen zwischen Paris und Wien immer gespannter, immer gereizter. Die Mißverständnisse, die Auseinandersetzungen, die Schikanen und Vorwürfe nehmen kein Ende mehr. Und der Mann, der dabei die wichtigste Rolle spielt, der französische Minister des Auswärtigen, der kluge und mutige Walewski, ist persönlich der beste Freund Österreichs. Was aber kann er gegen den unfaßlichen Willen und die schiefen Manöver seines Herrn unternehmen?

Der Botschafter Franz Josephs, Hübner, verfolgt die Ereignisse mit wachsamem Blick. Am 8. Februar 1857 schreibt er an den Grafen von Buol: „Der Kaiser, den ich häufig bei den Hofbällen zu sehen die Ehre habe,

ist in meiner Gegenwart geniert und vermeidet politische Gespräche mit mir. Wir müssen folglich auf der Hut sein, um nicht hinterrücks überrascht zu werden..." Am 13. Mai schreibt er noch folgende Zeilen, die von einer seltenen Sicherheit des Urteils zeugen: „Wie oft, 1849 und 1850, als Napoleon eine Art Staatsgefangener im Élysée war, wie oft hat er zu mir gesagt: Dieser Louis Philippe wurde deshalb gestürzt, weil er den Ruf Frankreichs vernachlässigt hat. Ich muß irgend etwas tun! Und dieser Gedanke hat ihn in die Krim geführt ... Dann beginnen die Jahre an Zahl und Gewicht fühlbar zu werden. Man nähert sich dem Fünfziger. In diesem Alter, mit einer guten, aber bereits vielgeprüften Gesundheit, mit einer reizenden Frau, mit einem Kind, an das sich alle väterlichen Hoffnungen knüpfen, mit der Lust an Vergnügungen, die er sich gestatten kann und die man ihm reichlich bietet, mit einer wunderbaren Stellung, die er um den Preis unerhörter Bemühungen errungen hat, müßte er wahrhaftig ein Narr sein, um dies alles ohne Sinn und Verstand aufs Spiel zu setzen."

Diese Sprache führen alle Ratgeber Napoleons III., alle seine Minister, alle seine Botschafter, sofern er geruht, ihnen seine Gedanken zu enthüllen.

Für jeden denkenden Menschen mußte der Plan dieses italienischen Abenteuers tatsächlich so sinnwidrig, so unvereinbar mit den jahrhundertealten Traditionen der französischen Politik erscheinen, daß sogar Mazzini nicht zugeben will, der ehemalige Verschwörer aus der Romagna könnte sich jemals entschließen, seine Versprechungen zu halten: „Niemand, sofern er nicht den Ver-

stand verloren hat, glaubt, daß Louis Napoleon mit der Einigung Italiens Frankreich eine rivalisierende Macht zur Seite stellen, daß er durch einen langen Krieg und durch die Zerstückelung Österreichs dem revolutionären Nationalitätenprinzip freien Spielraum schaffen wolle."

Es scheint jedoch, als habe gegen Ende September die einmütige Beunruhigung, die der neue, von nun an sehr sichtbare Kurs der auswärtigen Politik in seiner Umgebung und sogar unter den gläubigsten Anhängern der napoleonischen Religion erzeugt, auf den Träumer in den Tuilerien einigen Eindruck gemacht. Er ist seit jeher sehr empfindlich gegenüber der öffentlichen Meinung; gewiß hat er ihr nicht immer gehorcht; aber wenn er sie nicht befriedigen kann, bietet er allen Scharfsinn auf, um sie zu betrügen. Und das wird ihm nicht schwer; in dieser Glanzperiode seiner Regierung ist man noch geneigt, seine Heuchelei für Tiefe, seine unüberlegten Streiche für vorbedachte Kühnheit, die ewige Unschlüssigkeit seines Charakters für sorglichen Weitblick zu halten.

Mittlerweile ereignen sich zwei Vorfälle, die beide jenen Eindruck bestärken.

Am 28. September hat er sich nach Stuttgart begeben, um dort endlich mit dem Kaiser Alexander II. zusammenzutreffen. Er rechnet sehr darauf, daß Rußland die deutschen Staaten im Zügel halte und die französische Rheingrenze beschütze, während er im Potal gegen Österreich kämpft, und vor allem, wenn er das schreckliche Festungsviereck von Verona angreift. Die Anwesenheit der Außenminister, des Grafen Walewski

und des Fürsten Gortschakow, unterstreicht die Bedeutung der Zusammenkunft. Aber der Zar zeigt sich, unter den höflichsten Formen, so zurückhaltend, daß die Unterredung der beiden Monarchen völlig akademisch bleibt: abgesehen von einer flüchtigen Andeutung, nicht ein einziges Wort über Italien. Man verspricht jedoch, „sich in Zukunft über alle europäischen Fragen zu verständigen". Selbst dieses harmlose Versprechen wird in keinem Protokoll niedergelegt: Walewski und Gortschakow hätten zu Hause bleiben können. Schließlich, sobald die letzten Glückwünsche ausgetauscht sind, geht Alexander II. nach Weimar und trifft dort — Franz Joseph.

Ferner kommen schlechte Neuigkeiten aus Piemont. Cavour kämpft in seiner Innenpolitik mit den ernstlichsten Schwierigkeiten. Da das Mandat der Kammer abgelaufen ist, wird das Volk an die Urnen gerufen. Nun, siehe da, unter dem heftigen Druck der klerikalen und reaktionären Mächte ernennen die Wähler ein Parlament, das den liberalen Grundsätzen, auf denen das ganze Werk des Risorgimentos ruht, feindlich gesinnt ist. Die Regierung wird in ihm nur eine winzige Majorität haben, die bereit ist, sie jeden Augenblick im Stiche zu lassen. Aber so heftig auch dieser unvorhergesehene Schlag war, Cavour kennt keinen Augenblick der Schwäche. Entschlossen, die nationale Zukunft Italiens nicht durch „eine jesuitische Verschwörung, die in sämtlichen Sakristeien des Königreichs gesponnen wurde", gefährden zu lassen, wirft er seinen Gegnern den Handschuh hin und benimmt sich so geschickt, daß er durch den Gang der Ergänzungswahlen seine Majorität wieder her-

stellt. Der Schrecken ist darum nicht weniger heftig gewesen, und es dauert einige Zeit, bevor der piemontesische Machiavell im Inland wie im Ausland wieder sein ganzes Prestige zurückgewinnt.

Das Ende dieses Jahres 1857 ist folglich der italienischen Sache durchaus nicht günstig. Kein Stern strahlt über den kommenden Monaten.

So darf es nicht überraschen, wenn Napoleon III. dem natürlichen Hang seines Geistes folgt und in jenen Zustand versinkt, in dem er sich so oft gefallen hat — ausweichendes Zögern, nebelhafte Unsicherheit, der Blick gebannt in der Betrachtung ferner Horizonte, formlose Grübeleien über seine und seines Geschlechts gottgewollte Rolle . . .

Aber diesmal, welches Erwachen!

7

Am 14. Januar 1858, um halb neun Uhr abends, als der Kaiser und die Kaiserin vor der Oper ankommen, die damals in der Rue Le Pelletier lag, werfen drei schreckliche Explosionen, drei fast gleichzeitige Donnerschläge die Pferde der kaiserlichen Kutsche zu Boden, zerschlagen die Scheiben des Peristyls, löschen die Leuchtgirlanden an der Fassade und sämtliche Straßenlaternen aus. In dieser plötzlichen Finsternis Schreckens- und Entsetzensschreie. Hundertundsiebenundfünfzig Opfer; Ulanen der Eskorte, Munizipalgarden, Schutzleute, Lakaien, einfache Neugierige, darunter zwanzig Frauen und zwölf Kinder.

Inmitten der allgemeinen Verwirrung steigt das Herrscherpaar, wie durch ein Wunder gerettet, ruhig aus der

GIUSEPPE GARIBALDI

zertrümmerten Kutsche. Dann, leichenblaß, mit schreckerfüllten Augen, begeben sie sich in ihre Loge. Jubelnde Zurufe. Und die Vorstellung geht weiter, ohne daß sich irgend etwas an dem Programm ändert.

Noch bevor die Nacht zu Ende ist, liefert eine Reihe günstiger Zufälle der Polizei die Urheber des Anschlags in die Hände, vier Italiener: einen Toskaner namens Pieri, einen Venezianer namens Rudio, einen Neapolitaner namens Gomez und schließlich ihren Führer, einen Romagnolen namens Orsini; man sagt, daß sämtliche Provinzen Italiens sich an dem Attentat beteiligen wollten.

Die Untersuchung geht rasch vonstatten. Am 25. Februar erscheinen die Angeklagten vor dem Schwurgericht. Auch der Prozeß zieht sich nicht sehr in die Länge, da das Verbrechen so offensichtlich und die Schuldfrage so klar ist. Übrigens treten Pieri, Gomez, Rudio sogleich als einfache Komparsen auf; Orsini steht allein im Vordergrund der Bühne.

Gleich bei den ersten Worten, die er spricht, durchflutet eine Woge von Sympathie das Auditorium. Mit dem seltsamen Phänomen einer Massensuggestion gewinnt der Meuchelmörder die Züge des Helden. Erstens ist er von einer stolzen und männlichen Schönheit. Hohe Gestalt, breite Brust, riesige Stirn, eine Adlernase, ein langer Bart, schwarz wie Ebenholz, strahlende Augen, korrekte Kleidung, eine geschmeidige und tiefe Stimme, karge Gebärden: und er spricht maßvoll, elegant, vornehm. Voll Verachtung für seine zitternden Mitschuldigen beansprucht er allein die ganze Verantwortung für jene Unglücksnacht. Aber keinerlei Prahlerei, keinerlei Arroganz, sondern der stille Verzicht eines Men-

schen, der längst schon das Opfer seines Lebens beschlossen hat.

Das ganze Publikum sieht und hört ihn mit einer bewundernden Andacht, die an Faszination grenzt. So stark ist diese magnetische Wirkung, daß sie nach außen dringt, in die Straßen, in die Stadt und bis in die Tuilerien; der österreichische Gesandte Hübner verzeichnet voll Ärger in seinem Tagebuch, daß „auch die Kaiserin sich für den schönen Meuchelmörder einnehmen lasse".

In der Sitzung am nächsten Tage, die, wie man weiß, die letzte sein soll, tritt die Gestalt Orsinis noch bedeutsamer hervor. Aber die Rede seines Verteidigers Jules Favre trägt dazu einiges bei. Im Bewußtsein all der Interessen, die hier zur Debatte stehen, da er fühlt, wie alle Hoffnungen eines Volkes auf ihn gerichtet sind, da er begreift, daß er vor der Weltgeschichte spricht, elektrisiert schließlich durch die Atmosphäre, in der er sich befindet, erhebt sich an diesem Tage der große Advokat zu den Gipfeln seiner Beredsamkeit.

In einer wunderbar klaren, geschmeidigen und rhythmischen Sprache erinnert er zuerst an die Herkunft des Angeklagten, dessen Vater, ehemaliger Offizier der napoleonischen Armee, „auf allen Schlachtfeldern sein Blut mit dem unsern vermischt hat". Dann zeigt er diesen alten Überlebenden von Wagram und Moskau, wie er 1831 an dem Aufstand in der Romagna teilnimmt, „mit berühmten Helfershelfern die Papstmacht angreift" und gleichfalls in die Katastrophe von Spoleto hineingerissen wird. „Felix Orsini", fährt er fort, „war kaum zwölf Jahre alt, als er dieser unglücklichen Ereignisse Zeuge wurde; er sieht den Stein des häuslichen

Herdes zertrümmert, seinen Vater auf der Flucht, in die Verbannung getrieben, zu einem unsteten Leben verurteilt. Und Sie wollen nicht, daß er nun in seinem Herzen diesen glühenden, lebhaften, unversöhnlichen Haß erwachen fühlte, der ihn gegen die Feinde seines Vaterlandes beseelt! . . ." Mit diesen Worten scheint der Verteidiger schließen zu wollen. Plötzlich aber ein Theatercoup. Vor den kaltblütigen Richtern und dem verblüfften Auditorium verliest Jules Favre einen Brief, den der Angeklagte soeben als ein feierliches Testament an den Kaiser gerichtet hat: „Da meine eigenen Aussagen gegen mich genügen, um mich in den Tod zu schicken, werde ich ihn gelassen ertragen, ohne um Gnade zu bitten, weil ich mich nie vor dem Manne demütigen würde, der die aufkeimende Freiheit meines unglücklichen Vaterlandes getötet hat. Ich will jedoch noch einen letzten Versuch machen, Italien zu helfen. Ich beschwöre also Eure Majestät, ihm die Unabhängigkeit zu geben, die es 1849 durch die Schuld der Franzosen verloren hat . . . Möge Eure Majestät nie vergessen, daß, solange Italien nicht unabhängig ist, die Ruhe Eurer Majestät und die Ruhe Europas nur Schimären sein werden! Möge also Eure Majestät den letzten Wunsch eines Patrioten auf den Stufen des Schafotts nicht zurückweisen; möge Sie mein Vaterland befreien, und die Segnungen von fünfundzwanzig Millionen seiner Bürger werden Ihr auf die Nachwelt folgen!"

Zu dieser pathetischen Beschwörung fügt Jules Favre nur noch ein paar Sätze hinzu, die sein Plädoyer mit lyrisch religiösem Schwung, mit der majestätischen Breite und Würde einer Grabrede beenden: „Ich bin

zu Ende, meine Herren. Sie werden Ihre Pflicht erfüllen ohne Leidenschaft und ohne Schwäche. Gott aber, der uns alle richtet, Gott, vor dem alle die Großen dieser Welt, beraubt des Gefolges ihrer Höflinge und Schmeichler, in ihrem wahren Licht erscheinen, Gott, der allein nur das Ausmaß unserer Fehler und der Sühne mißt, die diese Fehler tilgt, Gott wird nach Ihnen sein Urteil sprechen, und vielleicht wird er eine Gnade nicht verweigern, die den Menschen auf Erden unmöglich erscheint!"

Das Urteil fiel so aus, wie es schon von vornherein in den Akten des Gerichtsschreibers verzeichnet stand: Für Orsini, Rudio und Pieri die Todesstrafe; für Gomez lebenslängliches Zuchthaus.

In den folgenden Tagen will der Kaiser, auf das lebhafte Drängen seiner Gemahlin, die drei zum Tode Verurteilten begnadigen. Aber seine Minister und der geheime Rat stellen ihm mit solchem Nachdruck die Notwendigkeit einer unerbittlichen Vergeltungsmaßnahme dar, um die Dynastie vor weiteren Attentaten zu schützen, daß er der Gerechtigkeit ihren Lauf läßt.

Am 13. März, im Morgengrau, wird auf der Place de la Roquette die Guillotine errichtet. Bis zum letzten Augenblick bewahrt Orsini seine stolze Unerschrockenheit. Vor dem Fallbeil ruft er mit fester Stimme: „Es lebe Italien!"

Was an der ganzen Inszenierung dieses großen Justizdramas die Zeitgenossen am meisten verblüffte, war zweifellos Orsinis Brief an den Kaiser und vor allem die Tatsache, daß der Vorsitzende des Gerichts die öffentliche

Verlesung genehmigte. Die Episode stellt heute noch dem Historiker ein verwirrendes Problem.

Zuerst: Wurde dieser Brief wirklich von Orsini geschrieben? Und wenn man die Frage bejaht, wie konnte er sich entschließen, ihn zu schreiben, da er dadurch seine Tat vom 14. Januar zu desavouieren scheint, da er das Schicksal Italiens eben dem Manne anvertraut, den er töten wollte?

Über den ersten Punkt besteht kein Zweifel. Der Brief stammt nicht unmittelbar von Orsini, er wurde von Jules Favre verfaßt. Wenn man ihn übrigens aufmerksam durchliest, erkennt man ohne weiteres den Stil des großen Advokaten und seine oratorische Kraft: er wirkt wie ein Teil des Plädoyers.

Nachdem Orsini den Entwurf angenommen — und zweifellos noch den Ton ein wenig verschärft hatte —, übersetzte er ihn ins Italienische und unterschrieb ihn. Er hat ihn folglich gebilligt, hat sich seinen Text und seine Gedanken zu eigen gemacht.

Aber Jules Favre ist ebensowenig der eigentliche Urheber des Briefes, er hat ihn nur auftragsgemäß verfaßt, einem Winke gehorchend, der aus höheren Regionen kam — von dem Kaiser selbst, durch Vermittlung des Polizeipräfekten Pietri. Dieser Beamte — Senator des Kaiserreichs, Napoleons wichtigster Agent bei allen geheimen Machenschaften — hat mit Orsini in seiner Zelle konferiert und versucht, ihm „den ungeheuerlichen Irrtum seines Attentats" zu zeigen, „die Torheit, den einzigen mächtigen und uneigennützigen Freund, den Italien derzeit in Europa besitzt, vernichten zu wollen". So lebhaft sind die Worte des kaiserlichen

Emissärs, so nachdrücklich seine Gründe, daß der Mörder das Gefühl hat, „als falle ihm eine Binde von den Augen". Die Abwegigkeit seines Verbrechens erscheint ihm nun völlig klar; er begreift zum ersten Male, daß Napoleon III., weit entfernt, ein Hindernis für die Befreiung Italiens zu sein, der einzige Mann ist, der sie ins Werk setzen könnte. Und da er plötzlich den Horizont voll neuer Hoffnungen sieht, willigt er ein, den Brief zu unterzeichnen. Aber noch ein letztes Mal erwacht sein Hochmut, und er bemüht sich, ausdrücklich zu betonen, daß er zwar eine letzte Beschwörung an den Kaiser richte, daß er jedoch für sich selbst keinerlei Gnade erbitte, „weil er sich nie vor dem Manne demütigen würde, der die aufkeimende Freiheit seines Vaterlandes getötet hat".

Bleibt noch die Mission des Polizeipräfekten bei dem Angeklagten zu erklären. Warum hat der Kaiser diesen Appell an seine Person zugunsten des italienischen Volkes veranlaßt — eine um so bedeutsamere Kundgebung, als sie allen Regeln des Strafprozesses widersprach und der Vorsitzende des Gerichts sie sicherlich nicht ohne ausdrücklichen Befehl geduldet hätte?

Der erste Gedanke, der sich aufdrängt, ist der: Orsinis Attentat habe Napoleon III. erschreckt. Und der Prinzgemahl von England scheut sich nicht, diese Erklärung in seinen Erinnerungen zu verzeichnen; ebenso erklären späterhin Kaiser Franz Joseph, der alte Fürst Metternich, Pius IX. und viele andere den Krieg von 1859 durch des Kaisers Furcht vor Meuchelmördern. Reine Verleumdung! Im Verlauf seines ganzen Lebens hat Napoleon III. allzuviel Beweise für seinen Mut geliefert, als daß in dieser Hinsicht noch ein Zweifel bestehen könnte: er war von

Natur aus tapfer, von einer schlichten Tapferkeit, die sich immer gleichblieb und ebensosehr einem angeborenen Adel der Gefühle, einer tiefen Seelenstärke und einem ritterlichen Geist zu verdanken war wie seiner fatalistischen Resignation.

Wenn aber Napoleon III. am Abend des 14. Januar sicherlich nicht die demütigenden Qualen physischer Angst gekannt hat, darf man auch behaupten, daß er nicht die lebhaftesten Befürchtungen um seine Krone und seine Dynastie gefühlt habe? Der Privatmann konnte unerschüttert bleiben, das Staatsoberhaupt, der Erneuerer des Kaiserreichs, der autokratische Cäsar, der sich allein fähig glaubte, die Größe und den Wohlstand Frankreichs zu sichern, hatte das Recht, zu erschrecken.

Die Bomben Orsinis und seiner Komplizen haben ihm in jäher Klarheit den Abscheu vor Augen geführt, mit dem die italienischen Revolutionäre ihn verfolgen.

Als er „den ruchlosen Zynismus" besaß, die römische Republik zu stürzen und sich auf Frankreichs Thron zu schwingen, hatte Mazzini an ihn geschrieben: „Du hast den Schwur deiner Seele gebrochen, du hast den Gott deiner Jugend verraten!..." Seit damals hatten alle Anhänger Mazzinis die fixe Idee, ihn gewaltsam beseitigen zu müssen. Es war für sie der beherrschende Gedanke geworden, das oberste Ziel, „eine unbedingt notwendige Tat, eine fast fromme Tat, da sie unerläßlich ist für das Heil eines Volkes". Und jeder einzelne von ihnen trug das Todesurteil in seinem Herzen eingezeichnet. In dieser Hinsicht waren bereits die vereitelten Komplotte Pianoris im Jahre 1855 und Tibaldis im Jahre 1857 nur allzu überzeugend.

Und ferner: In diesen ersten Jahren des Kaiserreichs, die uns aus der Ferne so strahlend erscheinen, im Flitterglanz des jungen Hofes, in den ewigen Festen der Tuilerien, Fontainebleaus und Compiègnes entdeckt man zuweilen bei dem Kaiser die Furcht vor der Zukunft, das Gefühl, daß seine Herrschaft unsicher sei, daß das kaiserliche Gebäude plötzlich zusammenstürzen könnte. Und man ahnt auf dem Grunde seiner Seele die drängenden Sorgen, wenn nicht gar Gewissensbisse, die seine italienische Vergangenheit ihm bereitet:

. . . Quoniam medio de fonte leporum
Surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat;
Aut quum conscius ipse animus se forte remordet.

Wie hätte er also die schreckliche Drohung nicht ermessen sollen, die dieser Satz Orsinis enthielt: Solange Italien nicht unabhängig ist, werden die Ruhe Eurer Majestät und die Ruhe Europas nur Schimären sein? Wie hätte er nicht begreifen sollen, daß die Befreiung Italiens von nun an für ihn eine Lebensnotwendigkeit war und daß er, wenn er seinen Thron behalten wollte, den italienischen Patrioten durch eine unzweideutige Geste neue Hoffnung geben mußte.

Und deshalb läßt er sich am 11. März, am Vorabend der Hinrichtung, einen zweiten, noch ausführlicheren Brief schicken: „Die Gefühle der Sympathie, die Eure Majestät für Italien hegt, sind für mich kein geringer Trost in der Stunde des Todes. Ich erkläre, bevor ich den letzten Atemzug tue, daß der Meuchelmord, gleichgültig, unter welchem Vorwande er sich verberge, nicht zu meinen Grundsätzen gehört, wenn ich auch in verhängnisvollem Irrtum das Attentat vom 14. Januar

organisiert habe. Mögen meine Landsleute, statt auf dieses Mittel zu rechnen, aus meinem Mund die Lehre empfangen, daß nur ihre Entsagung, ihre Hingabe, ihre Einigkeit die Befreiung Italiens sichern kann!"

Um jedoch diesen beiden Briefen ihre volle Bedeutung und ihre ganze Tragweite zu verleihen, braucht der Kaiser die Unterstützung Cavours ...

V

DIE ZUSAMMENKUNFT VON PLOMBIÈRES

Das erste Wort Cavours, sowie er von dem Attentat vom 14. Januar erfährt: „Mein Gott, wenn das nur keine Italiener waren!" – Die entfesselten Leidenschaften der Reaktion in Frankreich zwingen die kaiserliche Regierung, von Piemont strenge Präventivmaßnahmen gegen die italienischen Verschwörer zu fordern. Heftige Sprache Walewskis; gespannte diplomatische Beziehungen zwischen Paris und Turin; Cavours Geschicklichkeit in der Krise. – Theatercoup. Napoleon III. sendet Cavour im geheimen die Briefe Orsinis und fordert ihn auf, sie in der „Gazetta ufficiale" des Königreichs zu veröffentlichen. – Der Kaiser steht von neuem im Bann seines italienischen Traumes. Die Vorstellung, die er sich von seiner gottgewollten Mission bildet: das Zeitalter der Antonine und der napoleonische Friede. Großartige Schimären. Ein Ideologe, der sich für einen Tatmenschen hält. Das grausame Wort Drouyn de Lhuys': „Der Kaiser hat ungeheure Wünsche und beschränkte Fähigkeiten; er will das Außerordentliche tun und tut nur das Extravagante – il veut faire des choses extraordinaires et il n'en fait que d'extravagantes." – Heimliche Ankunft Doktor Conneaus in Turin. Napoleon III. lädt Cavour auf den 21. Juli zu einer geheimen Besprechung nach Plombières. – Geheimnisvolle Reise Cavours; falscher Paß. Die Begegnung der beiden Verschwörer: eine Szene, würdig eines Shakespeare. Durch welche Kniffe könnte man Österreich veranlassen, den Krieg zu erklären? Was tut man nach dem Siege? Des Kaisers Ansicht über die politische und territoriale Verfassung Italiens; Plan eines italienischen Staatenbundes unter der Präsidentschaft des Papstes. Gegebenenfalls sind Savoyen und Nizza an Frankreich abzutreten. Projekt einer Heirat zwischen der Prinzessin Klothilde und dem Prinzen Napoleon. Das unverzeihliche Benehmen des Kaisers bei dieser geheimen Verhandlung. Die Geschicklichkeit, mit der Cavour sogleich die unverhofften Chancen ergreift, die ihm das Schicksal bietet.

I

Am 15. Januar 1858 erfährt man in Turin von dem Pariser Attentat. Cavour ruft aus: „Mein Gott, wenn das nur keine Italiener waren! . . ." Eine Stunde später

meldet der Telegraph die Verhaftung der Mörder Orsini, Rudio, Pieri, Gomez . . . lauter Italiener!

Der Name Orsini erweckt sogleich in Cavour eine vage Erinnerung. Er hat vor etlichen Monaten von diesem Manne einen Brief bekommen, in dem er seine Dienste anbot, um einen Aufstand in der Romagna hervorzurufen. Und er hatte den richtigen Instinkt, diesen Brief unbeantwortet zu lassen.

Er ist darum nicht weniger niedergeschmettert. Wird nicht sein ganzes Werk zusammenbrechen? Acht Jahre heißen Bemühens! . . . Soll also die rasende Torheit eines Sektierers alle Hoffnungen des italienischen Patriotismus zerstören? Denn ohne das Bündnis mit Frankreich gibt es kein Risorgimento. Und dieses Bündnis hängt nur von Napoleon ab, da er der alleinige Herr Frankreichs ist. Nun, wie sollte er sich noch für die Befreiung eines Volkes interessieren, das ihm unaufhörlich Mörder auf den Hals schickt?

In den folgenden Tagen wächst seine Unruhe: die Nachrichten melden von der Aufregung, die in Paris herrscht, und von den Wutschreien, die sich gegen Italien erheben.

Allerdings, die Panik, die Paris ergriffen hat, ist furchtbar; man sieht bereits das napoleonische Gebäude in Trümmern und die Revolution an der Herrschaft. Der Kaiser selbst hat den Kopf verloren. Bei einem Empfang der gesetzgebenden Körperschaft, am zweiten Tage nach der Unglücksnacht, sind alle Zuschauer von seiner Blässe und Niedergeschlagenheit überrascht.

Sein Vorgehen beweist im übrigen, bis zu welchem Grade die nervöse Erschütterung seine Fähigkeiten ge-

stört hat. Er verordnet Schlag auf Schlag eine Reihe abschreckender Maßnahmen im Interesse des Staates: die Ernennung eines Generals zum Innenminister; die Einteilung Frankreichs in fünf große Militärkommandos, deren jedes einem Marschall unterstellt ist; Verschärfung der Strafgesetze; Einbringung eines Gesetzentwurfes, der den Verwaltungsbehörden das Recht verleiht, gegen alle verdächtigen Personen die Landesverweisung, Internierung und Verbannung zu verhängen usw., Maßnahmen, die um so unvernünftiger sind, als die Franzosen mit dem Attentat vom 14. Januar nichts zu tun hatten, da es im Ausland, von Ausländern und im Dienste einer ausländischen Sache geplant und organisiert wurde!

Zu gleicher Zeit richtet Walewski gereizte Noten an die Regierungen der Nachbarstaaten, England, Belgien, Schweiz, Piemont, um ein strenges Vorgehen gegen die Meuchelmörder zu fordern, die sich auf ihr Gebiet geflüchtet haben, und gegen die Zeitungen, die sie aufhetzen oder verherrlichen.

In London entfesseln diese Forderungen, unterstrichen durch feindselige Kundgebungen der französischen Armee, einen Orkan der Empörung. Und Palmerston, der alte Kämpe des britischen Dünkels, verliert sein Portefeuille, weil er dem französischen Gesandten nicht mit genügendem Stolz geantwortet hat.

Zwischen Paris und Turin ist die Krise nicht weniger heftig. Walewski läßt durch den Fürsten de La Tour d'Auvergne — der soeben den Herzog von Gramont ersetzt hat, da dieser in die römische Gesandtschaft befördert wurde — Cavour eine mehr als scharfe Depesche verlesen, in der er Piemont beschuldigt, daß es

die Feinde der europäischen Gesellschaftsordnung beschütze, und die mit der Forderung schließt, die flüchtigen Unruhestifter zu vertreiben, die Frechheiten der Presse zu beschränken und den Emigranten die Mitarbeit an den Zeitungen zu verbieten. Auf diese gebieterischen Vorstellungen erwidert Cavour: „Sie verlangen von mir einen Staatsstreich! . . .“ Und als La Tour d'Auvergne auf seinem Standpunkt beharrt, richtet sich der piemontesische Minister zu seiner vollen Höhe auf: „Karl Albert“, sagt er, „ist lieber in Portugal gestorben, als daß er sein Haupt vor Österreich gebeugt hätte. Unser junger König wird lieber am Fuße der Alpen fallen, als sein Wappen zu beflecken, und wir, seine Minister, werden ihm folgen . . . Wir sind Feinde der Revolutionäre; wir haben einen ebenso großen Abscheu vor dem Meuchelmord wie Sie; aber wir sind liberal, weil wir glauben, daß nur die Freiheit Italien retten kann. Und liberal werden wir bleiben, ob wir auch Ihre kostbare Freundschaft verlieren. Zumindest fallen wir, die Fahne in der Hand und unversehrt die Ehre!“

Aber er ist nicht der Mann, der sich in eine Sackgasse treiben läßt, und noch weniger der Mann, der sich freiwillig verrennt. Dafür sorgen, daß die Würde Piemonts keinerlei Abbruch erleidet, und auf der anderen Seite die unerläßliche Freundschaft Frankreichs bewahren, das ist das ganze Problem. Sein klarer Blick für dieses doppelte Ziel hat ihm bald die Lösung verraten: er wird sich auch fernerhin weigern, die willkürlichen Maßregeln zu treffen, die man von ihm fordert; indessen wird er sich bereit erklären, einen Gesetzentwurf einzubringen, der, ohne an die fundamentalen Freiheiten des Königreiches zu rühren,

die ausländischen Souveräne wirksamer vor der Kühnheit der Revolutionäre schützt.

In dieser scharfen Auseinandersetzung mit dem Pariser Kabinett findet er bei dem König die kräftigste Unterstützung. Um den Zorn Napoleons III. zu besänftigen, schickt Viktor Emanuel seinen Flügeladjutanten, den General Della Rocca, mit einem eigenhändigen Schreiben zu ihm. Aber die erste Zusammenkunft zwischen diesem Boten und dem Kaiser ist entmutigend. Der Herrscher, für gewöhnlich so liebenswürdig und so gemessen, zeigt sich nicht weniger hochfahrend und unfreundlich als Walewski. Er beruft sich sogar auf die Treugelöbnisse, mit der ihn seine Regimenter überhäuft haben, und geht soweit, zu erklären: „Meine Armee ist bereit, über jede beliebige Mörderhöhle herzufallen!"

Als Viktor Emanuel von dieser brüsken Warnung erfährt, bäumt er sich auf, als sei das ganze Blut seiner Ahnen jählings in sein Herz geflutet. Und er schreibt an Della Rocca: „Wenn die Worte, die Sie mir übermitteln, die genauen Worte des Kaisers sind, dann sagen Sie ihm, daß man einen treuen Bundesgenossen nicht so behandelt; daß ich mir noch von niemandem eine Gewalttat habe gefallen lassen; daß ich auf der Bahn der Ehre wandle und daß ich mich für diese Ehre nur Gott und meinem Volk verantwortlich fühle; daß wir seit achthundertfünfzig Jahren unsern Kopf hoch tragen und daß mich niemand zwingen wird, ihn zu beugen; und schließlich, daß ich bei alledem keinen anderen Wunsch habe, als sein Freund zu sein." Der König fügte hinzu: „Sie werden die Unklugheit begehen, diesen Brief dem Kaiser vorzulesen."

Die Unklugheit zeitigt den besten Erfolg. Napoleon III. ist zu ritterlich, um nicht in diesem königlichen Sendschreiben die souveräne Tapferkeit und Größe zu fühlen. Und dann, wie sollte er gegenüber diesen achthundertundfünfzig Jahren einer ununterbrochenen Herrschaft, die dem Hause Savoyen den Vorrang vor allen europäischen Dynastien verleiht, fühllos bleiben, er, dessen Ruhm so jung ist, er, der nicht auf dem Thron geboren wurde und der sich selbst als „einen Parvenu inmitten der alten Monarchien" bezeichnet? Auch der Stil und Tonfall des Briefes bewegen ihn tief, und er ruft aus: „Das nennt man Mut haben! . . . Ihr König ist ein tapferer Mann; seine Antwort gefällt mir. Schreiben Sie ihm sogleich und beruhigen Sie ihn über meine Absichten."

Einige Tage später, als Della Rocca in Abschiedsaudienz empfangen wird, erklärt der Kaiser, wenn Österreich Piemont angreifen sollte, würde ihm eine französische Armee zu Hilfe kommen; er schließt mit folgenden Worten: „Sagen Sie Herrn von Cavour, daß er sich mit mir in Verbindung setzen müsse und daß wir uns zweifellos verständigen werden."

Es ist nicht nur der königliche Brief, der dieses große Ergebnis gezeitigt hat. Die treuen Bundesgenossen Cavours, Doktor Conneau, Alexander Bixio, die Puritanerin Mme. Cornu, die wollüstige Gräfin von Castiglione, haben mit aller Kraft gearbeitet. Die Lage ändert sich folglich sehr rasch, zumindest im geheimen; denn Walewski ist in keiner Weise davon unterrichtet, ahnt nichts und fährt fort, gegen Piemont seine ohnmächtigen Donnerkeile zu schleudern.

Kein Zweifel mehr: Das Glück beginnt Cavour wieder zu lächeln.

Aber es ist ihm noch viel günstiger, als er selbst vermutet hätte.

Am 13. März — an demselben Tage, da das Henkerbeil den Kopf Orsinis abschlug — erhält der piemontesische Minister auf Befehl des Kaisers die Briefe des Hingerichteten mit der Aufforderung, sie in die „Gazetta ufficiale" von Turin einzurücken.

Wenn Cavour auch kühn ist, so ist er doch nicht vermessen. Er empfindet auch zuerst eine gewisse Scheu, das Andenken eines Königsmörders mit einer Art Apotheose zu verklären. Welches Beispiel, welche Ermunterung für Mazzini! ... Und dann, was wird Österreich sagen? Wird es darin nicht eine unerträgliche Beleidigung sehen? ... Er beauftragt folglich Villamarina, diese Bedenken in die Tuilerien gelangen zu lassen. Man antwortet ihm: „Veröffentlichen Sie! ... " Er weigert sich nicht länger.

Am 31. März veröffentlicht die offiziöse Zeitung des Königreichs das Testament des Märtyrers. Die Wirkung in Italien und in ganz Europa ist ungeheuerlich: es ist nicht nur ein überraschender Theatercoup, es ist ein lähmender Donnerschlag.

2

Man kann sagen, daß Cavour nun die Seele Napoleons III. bis in ihre tiefsten Tiefen durchschaut hat und daß er den Mann fest in der Hand hält.

Dieser Frühling des Jahres 1858 bezeichnet allerdings

ein psychisches Stadium des Kaisers, in dem die ursprünglichsten Züge seiner schwankenden Persönlichkeit dominieren.

Vorherrschend sind in ihm seit jeher eine überspannte Einbildungskraft, ein Hang zu schimärischen Träumen, zu romantischen und verwickelten Kombinationen.

Wie alle Träumer, ist er unaufhörlich damit beschäftigt, Theorien aufzustellen, Systeme zu bauen, Pläne zu wälzen. Lord Palmerston sagte von ihm: „Der Kopf Napoleons III. gleicht einem Kaninchenstall; die Ideen pflanzen sich beständig fort wie die Kaninchen."

Dieser Mann, der in seinem Leben so viel gehandelt hat, ist in keiner Weise zum Handeln begabt. Er sieht die Wirklichkeit nur durch einen Schleier; er hat nie einen unmittelbaren, genauen, konkreten Eindruck von ihr. Die blendenden Perspektiven, die am fernen Horizont seines Geistes funkeln, verhüllen ihm die nächsten Pläne. Er gemahnt an einen Wanderer, der, die Augen auf eine ferne Fata Morgana gerichtet, nur eine sehr unbestimmte Vision von dem Gelände besitzt, das er durcheilen muß, von all den natürlichen Hindernissen, Flüssen, Bergen, Sümpfen, Abgründen und Felsenspalten, die ihm den Weg versperren werden. Und weil keines der Ereignisse, die er hervorgerufen hat, seine Berechnungen rechtfertigte, hat sich auch keines nach seiner Voraussicht entwickelt. Deshalb sieht man ihn, sobald er mit Menschen und Dingen zu kämpfen hat, verwirrt, schwankend, richtungslos, wie er die verschiedenen Möglichkeiten und die entgegengesetzten Alternativen sehr ungenau berechnet, wie er seine Unentschlossenheit unter einer Sphinxmiene verbirgt und sich um so undurch-

dringlicher gebärdet, je ratloser er ist, wie er zuweilen sogar in eine mutlose Betäubung verfällt, in einen schlaffen und lethargischen Fatalismus, wie er sich dann plötzlich wieder aufrafft, als habe er seinen Stern von neuem leuchten sehen, und nun mit einer impulsiven, theatralischen und hochtrabenden Geste die Entscheidung überstürzt.

Zum Unglück für sich selbst und für Frankreich hat er sich eingeredet, daß er große Taten vollbringen müsse.

Drei Motive bewegen ihn.

Zuerst sein Glaube an die Bestimmung seiner Familie, an die gottgewollte Mission der Bonapartes, eine angeborene Überzeugung, ebenso unbestreitbar und gebieterisch wie ein religiöses Dogma. In seiner Geschichte Cäsars verficht er entschieden das Gottesgnadentum des Helden: „Wenn die Vorsehung Männer wie Cäsar, Karl den Großen und Napoleon hervorbringt, so geschieht es, damit sie den Völkern den Weg zeigen, den sie gehen müssen. Glücklich die Völker, die sie verstehen und ihnen folgen! Wehe über jene, die sie verkennen und bekämpfen!“

Die ruhmreichen Traditionen des ersten Kaiserreichs hypnotisieren ihn. Diese Traditionen zu erneuern, ist seine fixe Idee. Er habe befürchtet, sagt man, sein Onkel würde aus dem Grabe steigen, um ihn zu verwünschen, wenn er sich in seinen Taten nicht stets von der erhabenen Heldensage leiten lasse.

Übrigens hat ihm der gefürchtete Onkel, der im Invalidendom schlummert, gewissermaßen seine Aufgabe zugeteilt, als er auf St. Helena die prophetischen Worte sprach: „Der erste Herrscher, der sich inmitten des gro-

ßen Kampfgetümmels in voller Ehrlichkeit die Sache der Völker zu eigen macht, wird an der Spitze Europas stehn und alles wagen können, was er wagen will."

So ist also bei ihm die „Befreiung der Nationalitäten" nicht nur ein philosophisch-humanitärer Begriff, sondern auch ein politisches Kalkül. Durch die Emanzipation der unterdrückten Völker wird er die Größe der französischen Macht wiederherstellen.

Ferner bewegt ihn noch ein anderes Motiv, das weniger erhaben ist. Seiner Ansicht nach wurde die Julimonarchie nur deshalb gestürzt, weil sie zu prosaisch, zu bürgerlich und vor allem zu schwach gegenüber dem Ausland war. Er wird nicht in den demütigenden Fehler Louis Philippes verfallen, er wird jede Gelegenheit benützen, um Frankreichs Prestige zu vergrößern.

Da er schließlich die Franzosen ihrer demokratischen Freiheiten beraubt hat, zwingt ihn die simpelste Klugheit, ihren Geist von der Innenpolitik abzulenken, ihre Einbildungskraft zu zerstreuen, ihren nationalen Gefühlen zu schmeicheln, ihnen das immer neue Schauspiel eines glänzenden und im Ausland übermächtigen Frankreich zu bieten.

So also hat er sich eine Herrscherrolle geschaffen, für die er weder das Temperament noch die Hilfsmittel besitzt. Er will zu gleicher Zeit der Befreier der Völker und der Friedensstifter der ganzen Welt sein; er betrachtet sich als den obersten Schiedsrichter, als den Deus ex machina, der vom Himmel den Auftrag empfangen hat, die Königreiche und Länder zu verteilen, die großen internationalen Streitigkeiten und jahrhundertealten Gegensätze der Rassen zu regeln.

Ein Mann, der ihn sehr gut kannte und im übrigen dazu geschaffen war, ihn zu verstehen, da ihre Geister mehr als eine Ähnlichkeit besaßen, Émile Ollivier, sagte von ihm: „Napoleon III. bemüht sich, auf der ganzen Oberfläche der Erde soviel Dinge wie nur möglich in Unordnung zu bringen, um sie sodann vor einer Art ökumenischen Areopags schlichten zu können, der durch die Wichtigkeit und Neuheit seiner Beschlüsse den Wiener Kongreß in den Schatten stellen würde."

Aber ein anderer Mann, der gleichfalls seinen Umgang viel genossen hat, da er viermal sein Außenminister war, Drouyn de Lhuys, konnte ebensogut sagen: „Der Kaiser hat ungeheure Wünsche und beschränkte Fähigkeiten; er will das Außerordentliche tun und tut nur das Extravagante — il veut faire des choses extraordinaires et il n'en fait que d'extravagantes."

3

Sowie die Briefe Orsinis in der „Gazetta ufficiale" von Turin erscheinen, vermuten unverzüglich sämtliche europäischen Staatskanzleien eine geheime Vereinbarung zwischen Frankreich und Piemont.

Der Prinzgemahl von England, dem Napoleon III. ein unüberwindliches Mißtrauen einflößt und der stets die Zetteleien der Tuilerien belauert, sieht sogleich die Sache richtig; er schreibt am 20. April an seinen alten Freund, den Baron von Stockmar: „Ich fürchte, daß der Kaiser einen italienischen Theatercoup beabsichtigt, der ihm als Blitzableiter dienen soll. Seit dem Attentat Orsinis entwickelt er plötzlich Sympathien für die italienische Unabhängigkeit. Aber der Papst und das

Konkordat behindern ihn. Ein Konflikt zwischen Piemont und Neapel könnte, ohne daß es den Anschein hätte, als würde er sich daran beteiligen, Italien in Brand stecken. Der Zündstoff liegt bereit, und zwar in so großer Fülle, daß er reichlich genügte, eine Feuersbrunst anzustecken, die sich möglicherweise bis nach Deutschland ausbreiten würde."

In diesem Monat, im April 1858, scheint Napoleon den Entschluß gefaßt zu haben, Österreich den Krieg zu erklären.

Von nun an verbringt er lange Stunden ganz allein an seinem Arbeitstisch, über die Karten von Norditalien gebeugt, studiert den Lauf des Po, die Wege des Ticino und der Adda, die wellige Ebene des Mincio, die Engpässe der Etsch, kurz, dieses ganze, riesige, cisalpinische Gebiet, wo die unsterblichen Namen Montenotte, Castiglione, Arcole, Rivoli, Marengo vor seinen Augen leuchten.

Anfangs Mai empfängt er den General Mac Mahon, dessen gründliche Fähigkeiten er schätzt, der sich jedoch zufolge seiner legitimistischen Anschauungen von den Tuilerien ein wenig fernhält. Und nachdem er ihm strenge Verschwiegenheit befohlen hat, entwickelt er ihm den Operationsplan, der ihm vorschwebt. Zu guter Letzt beauftragt er ihn, unter der Maske eines einfachen Touristen die Verteidigungswerke von Mailand, Brescia, Verona, Mantua, Venedig und Pola zu erkunden.

Da ihn die militärischen Hilfsmittel, die er von Piemont erwarten darf, nicht weniger beschäftigen, vergeht keine einzige Zusammenkunft mit dem Marchese

von Vallimarina, ohne daß er sich nach den Befestigungen von Casale und Alessandria erkundigt. Seine Beharrlichkeit wird so auffällig, daß der piemontesische Diplomat an seinen Minister schreibt: „Mit einem Wort, ich bin der Ansicht, daß der Kaiser sich auf den Krieg vorbereitet."

Gleichzeitig, und wie um diese Ansicht zu bestätigen, übermittelt Alexander Bixio, der Vertraute des Palais Royal, an Cavour den Entwurf eines Bündnisvertrages zwischen Frankreich und Piemont; alles ist darin vorgesehen: die Zusammenarbeit der Armeen, die politischen Ziele und sogar die Heirat des Prinzen Napoleon mit der ältesten Tochter Viktor Emanuels.

Schließlich erscheint in den letzten Tagen des Mai Doktor Conneau in Turin und teilt Cavour vertraulich mit, daß Napoleon III. mit ihm unter vier Augen über die italienischen Angelegenheiten zu sprechen wünsche; die Begegnung solle Mitte Juli stattfinden, in Plombières, wohin sich der Kaiser zur Kur begeben wolle.

Diesmal fühlt Cavour, daß er dicht am Ziele steht.

Man sieht ihn gerne vor sich in dieser sonnigen Stunde seines Lebens, da er wie ein schönes und seltenes Vorbild der menschlichen Natur erscheint. Siebenundvierzig Jahre alt, ein gesunder und kräftiger Organismus, ein lebhaftes und schlaues Auge, ein ironischer und sinnlicher Mund, eine freundliche und mitteilsame Laune, eine schnelle Auffassungsgabe, ein klares Denken, eine präzise und richtige Sprache, eine scharfe und unwiderstehliche Schlagfertigkeit, eine ungeheuerliche Tatkraft, ungeheuerlich, aber so ausgeglichen und geordnet, daß

sie ihm sogar noch Zeit läßt, seine Liebeleien zu verfolgen, schließlich und vor allem seine Tapferkeit und Energie, ein unerschütterlicher Optimismus, eine heitere und mutige Art, die schwersten Verantwortungen auf sich zu nehmen — so sieht man ihn gerne vor sich, wie er mit seinen Kollegen von der Kammer in den Galerien des Palazzo Carignano diskutiert oder sich des Abends im Salon seiner Nichte, der lustigen Marchesa Alfieri, zerstreut, oder besser noch, wie er nach dem Mittagessen seinen kurzen täglichen Spaziergang unter den Arkaden des Viale del Po unternimmt, während die Krämer lauern, bis er vorüberkommt, und zueinander sagen: „Ah, heute sind die Nachrichten gut; Papa Camillo reibt sich die Hände!"

4

Am 11. Juli macht sich Cavour auf den Weg nach Plombières. Gemäß dem Programm, das ihm vorgeschrieben wurde, umgibt er seine Reise mit einem tiefen Geheimnis. Ihn erwartet nicht eine Zusammenkunft, sondern eine Verschwörung. Nur der König und der Kriegsminister General von La Marmora sind eingeweiht.

Er beruft sich folglich auf ein dringendes Ruhebedürfnis und verkündet aller Welt, daß er vierzehn Tage in der Schweiz verbringen wolle, bei seinen guten Vettern La Rive. Wie ungeduldig er ist, „friedlich die frische Bergesluft zu atmen, fern von Menschen, die nur an die Politik denken! . . ."

Um schließlich sein Vorhaben noch besser zu bemänteln, schreibt er an seine Pariser Freundin Mme. de Circourt: „Wenn es mir frei stünde, meine Schritte nach

meinen Gefühlen und nach meinen Wünschen einzurichten, würde ich sicherlich meinen Urlaub dazu benutzen, um Ihre Gastfreundschaft in Bougival in Anspruch zu nehmen. Aber, an den Karren der Politik geschirrt, darf ich die vorgezeichneten Wege nicht verlassen. Nun, wenn ich nach Frankreich ginge, in diesem Augenblick, da die Diplomaten vergeblich debattieren, um eine Lösung für ein Problem zu finden, das sie selbst unlösbar gemacht haben, würde meine Reise alle erdenklichen Kommentare hervorrufen."

Nach einem kurzen Aufenthalt am Mont Cenis, mit dessen Durchtunnelung man soeben begonnen hat, geht er nach Pressing in der Umgebung von Genf, wo seine Vettern leben. Und dort gibt er sich große Mühe, seine Anwesenheit zu betonen; er läßt sich sogar von den Kantonalbehörden feiern.

Aber so gelassen und ungezwungen er auch nach außen hin erscheint, man errät seine innerliche Unruhe in folgendem Briefe, den er an La Marmora richtet: „Das Drama nähert sich seiner Lösung. Bitten Sie den Himmel, daß er mich leite und mir in dieser entscheidenden Stunde jeden Fehler erspare! Mein angeborener Ungestüm und mein gewohntes Selbstvertrauen hindern mich nicht, eine ernstliche Besorgnis zu verspüren."

Eines schönen Morgens verschwindet er heimlich aus Pressing. Und versehen mit einem falschen Paß, begibt er sich über Basel und Straßburg nach Plombières.

Dort trifft er am 20. Juli um neun Uhr abends ein. Die Badesaison ist auf ihrem Höhepunkt; alle Hotels wimmeln von Menschen. Er findet keine andere Unterkunft als bei einem kleinen Apotheker. Hier,

GIUSEPPE MAZZINI

über dem Laboratorium mit seinen grünen und roten Flaschen, verbringt er in fieberhafter Grübelei seine Waffenwache.

Am nächsten Morgen, um elf Uhr, führt man ihn in das kaiserliche Arbeitszimmer.

Nun stehen die beiden Komplizen sich Auge in Auge gegenüber.

Über den Inhalt der Unterredung besitzt man nur ein Dokument: den Bericht, den Cavour für seinen König verfaßte, sowie er Plombières verlassen hatte; man ist infolgedessen gezwungen, sich an dieses einzige Zeugnis zu halten.

Gleich in seinen ersten Worten enthüllt der Kaiser rückhaltlos seine Pläne. Er sei entschlossen, sagt er, Piemont in einem Krieg gegen Österreich energisch zu unterstützen, vorausgesetzt daß der Konflikt in den Augen Frankreichs und Europas einen anständigen, plausiblen Anlaß hat, dessen man sich nicht zu schämen braucht. Wie aber soll man diesen Anlaß herbeibefördern?.. Überrascht durch die Plötzlichkeit und Ungeheuerlichkeit der Frage, die all seine Erwartungen übertrifft, gerät Cavour in Verwirrung; er stottert: der Monarch kommt ihm zu Hilfe. Um die Szene würdig zu beschreiben, müßte man ein Machiavelli sein oder ein Saint-Simon. Cavour hat sich bald wieder gefaßt und schlägt vor, das Thema aufzunehmen, das er einstmals auf dem Pariser Kongreß so glänzend entwickelt hat, nämlich die illegitime Vormacht Österreichs in Italien, die verlängerte Besetzung der Romagna usw. Der Kaiser wendet ein, daß diese Beschwerden, da sie 1856 nicht genügt hatten, eine

Intervention Frankreichs und Englands zu bewirken, ebensowenig heute einen Appell an die Waffen rechtfertigen würden; er fügt hinzu: „Im übrigen, solange meine Truppen in Rom sind, kann ich nicht verlangen, daß Österreich die seinen aus Ancona und Bologna zurückziehe." Cavour anerkennt die Richtigkeit des Einwandes, aber was nützt es, daß er sich den Kopf zermartert: Er findet einfach nicht den geeigneten Kriegsgrund, „den edlen und ehrlichen Grund".

Nun kommt ihm neuerdings Napoleon zu Hilfe, und sie gehen gemeinsam die verschiedenen italienischen Staaten durch. Nachdem sie so die ganze Halbinsel bereist haben, legen sie schließlich den Finger auf die Stelle, wo es leicht sein würde, den zeugenden Funken des Konflikts aufzünden zu lassen. Es handelt sich um das winzige Fürstentum von Massa und Carrara, das dem Herzog von Modena gehört, dem despotischen Franz V. Hier nährt man einen Aufstand; die Bevölkerung erbittet Hilfe von Piemont; das Turiner Kabinett richtet an den Hof von Modena eine flammende Note; der Herzog antwortet mit seiner gewohnten Unverschämtheit; dann läßt Viktor Emanuel Massa besetzen; Österreich schwingt sogleich die Waffen . . . und der Krieg bricht aus!

Voller Freude, daß sie dieses geschickte Szenarium erfunden haben, verfolgen die beiden Schlauköpfe die Ausarbeitung ihres Programms. „Wir müssen jetzt", sagt der Kaiser, „an zwei ernste Schwierigkeiten denken, die uns in Italien begegnen werden: an den Papst und an den König von Neapel. Ich muß die beiden schonen — den ersten, damit er nicht die Katholiken Frankreichs gegen mich aufwiegelt —, den zweiten, um mir die Sympa-

thien Rußlands zu bewahren, für das es eine Art Ehrensache ist, den König Ferdinand zu schützen." Cavour ist rasch mit einer Antwort bereit: „Was den Papst betrifft, nichts ist leichter; man läßt ihm die Apostelstadt und das ehemalige Patrimonium Petri, auf die Gefahr hin, daß die Romagna sich erhebt, denn diese schöne Provinz hat schließlich schon allzuviel unter dem päpstlichen Regime gelitten! . . . Was den König von Neapel betrifft, so ist die Sache noch einfacher; man wird sich nicht mit ihm beschäftigen; wenn aber zufälligerweise eine Revolution ihn von seinem Throne stürzt . . .!"

Nachdem diese Antwort den Kaiser befriedigt hat, geht man zu der großen Frage über: Was ist das politische Ziel des Krieges?

Napoleon räumt ohne weiteres ein, daß man die Österreicher von der ganzen Halbinsel vertreiben müsse, „daß man ihnen kein Zollbreit Landes diesseits der Alpen und des Isonzo lassen dürfe". Wie wird man aber nachher Italien organisieren? . . . Das Problem ist außerordentlich schwer und verwickelt. Auch kommen die beiden Unterhändler nur mit Mühe zu der folgenden Lösung. Zuerst also wird es ein großes Königreich Oberitalien geben, das sich über das ganze Potal erstreckt und unter dem Szepter Viktor Emanuels Piemont, die Lombardei, Venezien, Emilia und die Romagna vereinigt. In Mittelitalien behält der Papst die ewige Stadt und ihre Umgebung. Mit dem Rest der Kirchenstaaten und Toskana wird man ein mittelitalienisches Königreich gründen. Was das Königreich Neapel betrifft, so läßt man es, zumindest vorläufig, unberührt. Schließlich bilden diese vier Staaten einen Bund, analog dem Deutschen

Bunde, dessen Präsidentschaft Pius IX. angetragen wird, um ihn über den Verlust des besten Teiles seiner Besitzungen zu trösten. Der Kaiser, der diese Kombination billigt, verhehlt nicht, daß er es gerne sehen würde, wenn der Thron von Neapel dem Fürsten Murat und der Thron von Toskana der vortrefflichen Herzogin von Parma zufiele, denn er wolle sich nicht „den Anschein geben, daß er die Bourbonen verfolge".

Nachdem sie so das zukünftige Schicksal Italiens geregelt haben und nichts mehr vorzubringen bleibt, erkundigt sich Napoleon, ob ihm nicht Viktor Emanuel im Austausch gegen die soeben getroffenen Vereinbarungen Savoyen und Nizza abtreten würde. Was Savoyen betrifft, so verteidigt sich Cavour nur sehr schwächlich. Diese Provinz ist bereits so eng mit Frankreich verknüpft! Er macht jedoch geltend, daß Savoyen die Wiege der piemontesischen Dynastie sei und daß es Viktor Emanuel schwer fallen würde, sich von ihm zu trennen. Was jedoch Nizza betrifft, so erhebt er ein Zetergeschrei: „Durch ihren Ursprung, ihre Sprache, ihre Sitten gehört die Bevölkerung Nizzas der italienischen Familie an. Wenn man sie an Frankreich annektierte, würde man das Nationalitätenprinzip verletzen! . . ." Der Kaiser schweigt eine Zeitlang und zwirbelt seinen Schnurrbart. Dann: „Pah! Das ist eine sekundäre Sache; wir werden sie später regeln."

Nun bleiben nur noch die praktischen Bedingungen des Krieges zu untersuchen.

Napoleon ist der Ansicht, daß Österreich niemals auf seine italienischen Besitzungen verzichten wird, „solange man ihm nicht die Spitze des Degens auf die Brust

setzt"; man müsse folglich den Kampf bis auf das Gebiet des Kaiserreichs tragen, bis vor die Tore Wiens. Und dazu braucht man nicht weniger als eine große Armee von 300000 Mann, wovon Frankreich zwei Drittel stellen werde.

Ein letztes Wort über die Stimmungen der europäischen Mächte. Der Kaiser glaubt sich berechtigt, auf eine sympathische Haltung Englands, eine strenge Neutralität Preußens und die moralische Unterstützung Rußlands rechnen zu dürfen.

Da das Zwiegespräch bereits vier Stunden dauert, hebt der Herrscher die Audienz auf und bittet Cavour, eine Stunde später zu kommen, um die Unterredung während einer Wagenfahrt fortzusetzen.

Zur bestimmten Stunde läßt Napoleon seinen Gast einen Phaethon besteigen, das er selbst lenkt, und so fahren sie durch die kleinen, waldigen Vogesentäler.

Kaum haben sie Plombières verlassen, als der Kaiser das allerheikelste Thema anschneidet: die Heirat des Prinzen Napoleon mit der Prinzessin Klothilde, der ältesten Tochter des Königs Viktor Emanuel; er erklärt sogleich, daß er darauf großen Wert lege.

Hier verwandelt sich die politische Verschwörung in eine Komödie, und man ahnt, daß der boshafte Cavour sich dabei köstlich amüsiert.

Auf die dringlichen Vorschläge des Kaisers erwidert der piemontesische Minister, daß sein König zweifellos keinen unbesieglichen Einwand gegen diese Heirat haben werde. Die Prinzessin Klothilde aber sei noch so jung, kaum heiratsfähig; sie sei soeben erst fünfzehn Jahre geworden! . . . Und dann handle es sich um den Charakter

des Prinzen Napoleon, um seine Neigungen, seine Sitten . . . oder zumindest um das, was man sich von ihm erzählt. Aber der Kaiser entschuldigt seinen gefürchteten Vetter: „Er ist viel besser als sein Ruf! . . . Ja gewiß, er ist lebhaft, ungestüm, kritisch, rebellisch; er liebt den Widerspruch, das Paradox. Ich selbst mußte mich einige Male über ihn beklagen; aber er hat einen ernsthaften Geist und ein sehr gutes Herz . . . Daß er einen ernsthaften Geist besitzt, beweist hinlänglich die Überlegenheit, mit der er die Ausstellung 1855 geleitet hat. Was schließlich das gute Herz betrifft, so ist die Beständigkeit, die er stets an den Tag gelegt, sei es gegenüber seinen Freunden, sei es gegenüber seinen Mätressen, gleichsam ein unwiderleglicher Beweis . . . Spaß beiseite! Ein herzloser Mensch hätte nicht mitten in den Vergnügungen des Karnevals Paris verlassen, um der sterbenden Rachel einen letzten Besuch zu machen, und dies, obgleich ihre Beziehung seit vier Jahren beendet war!“

Wie sollte Cavour von diesem Porträt nicht gerührt sein? Die Anträge des Kaisers treffen ihn nicht unversehens: Er weiß seit langem durch Bixio, daß die Heirat mit der Prinzessin Klothilde im Palais Royal nicht weniger lebhaft gewünscht wird als in den Tuilerien. Ferner hat er in der Tasche die Zustimmung Viktor Emanuels, der sich bereit gefunden hat, seine Tochter auszuliefern, falls Napoleon daraus eine Conditio sine qua non des Bündnisses macht. Aber seit diesem Morgen haben sich die Dinge allzugut entwickelt, ist der Erfolg bereits allzu fest gesichert, als daß er es nötig hätte, seinen letzten Trumpf auszuspielen. Er hält infolgedessen mit der Ent-

scheidung des Königs zurück, der, ein zärtlicher Vater, sicherlich nicht gern den Gefühlen der jungen Prinzessin Zwang angetan hätte. Großmütig wie immer, wenn persönliche Interessen in Frage kommen, läßt der Kaiser die Sache fallen. Er beschränkt sich darauf, zu betonen, wie glücklich er wäre, ein Familienband zwischen dem Hause Frankreich und dem Hause Savoyen herzustellen.

Inzwischen neigt sich der Tag seinem Ende zu; die Schatten an den Hängen der bewaldeten Hügel werden länger; die fernen Gipfel der Vogesen färben sich purpurn im sterbenden Glanz der untergehenden Sonne. Es ist Zeit, nach Plombières zurückzufahren und sich zu trennen.

Als der Phaethon vor der kaiserlichen Villa hält, reicht Napoleon dem Besucher die Hand und sagt zum Abschied: „Haben Sie Vertrauen zu mir, wie ich zu Ihnen Vertrauen habe."

Cavour begibt sich zu seinem Apotheker, verfaßt einige rasche Notizen über die Unterredung und nimmt dann nach einem kurzen Schlummer den ersten Zug nach Straßburg.

Aber er reist nicht so heimlich ab, wie er gekommen ist, in scheuer Haltung, den Hut in die Augen gedrückt. Erhobenen Kopfes, freien Schrittes, mit heiterer Miene und festem Blick verläßt er die Stadt. Er hat seine Maske abgeworfen, er hat seinen falschen Paß zerrissen; er ist nicht mehr il signore Giuseppe Benso: Er ist „Seine Exzellenz Graf Camillo von Cavour, Minister der auswärtigen Angelegenheiten bei Seiner Majestät dem König Viktor Emanuel II." Und ungeachtet der vielen

Motive, die ihn dringend zu seinem Herrn rufen, begibt er sich nicht nach Turin, sondern in die glänzendste und internationalste Badestadt Deutschlands, nämlich nach Baden-Baden, wo er den Prinzregenten von Preußen, den König von Württemberg, die Großfürstin Helena von Rußland und eine Menge Hoheiten, Fürsten, Diplomaten, politische Persönlichkeiten, Finanziers und Journalisten antreffen wird. Eine meisterliche Idee führt ihn dorthin, eine hinterlistige Idee, die seinem Scharfblick mehr Ehre macht als seinem Zartgefühl: er will seinen erhabenen Bundesgenossen unverzüglich kompromittieren, ihn kompromittieren vor ganz Europa, damit er nichts mehr widerrufen oder vertuschen könne. Er hat die Seele Napoleons III. allzugut durchschaut, um nicht seinerseits auf allerlei Schwankungen, Ausflüchte, Treulosigkeiten, Meinungsänderungen und Ableugnungen gefaßt zu sein. So wird man nun folglich binnen wenigen Tagen in ganz Europa wissen, daß Cavours Reise nach Plombières auf eine formelle Einladung des Kaisers erfolgte und daß von nun an das Bündnis zwischen Frankreich und Piemont geschlossen ist.

Zu Anfang der Spazierfahrt hatte der Herrscher mit einem feinen Lächeln zu seinem Gast bemerkt: „Man hat mir soeben ein Telegramm Walewskis gebracht. Wissen Sie, was er mir meldet? . . . Ihre Anwesenheit in Plombières! Sie sehen, daß meine Polizei vortrefflich ist."

Als Napoleon III. diesen ironischen Ausspruch tat, ahnte er nicht, daß er im voraus eines der schwersten Verdammungsurteile bestätigte, die die Geschichte über ihn verhängt hat.

Daß er es fertig brachte, hinter dem Rücken seiner sämtlichen Minister, ohne fremden Rat und Unterstützung, mit dem Vertreter eines kleinen auswärtigen Königreiches eine Verhandlung zu führen, bei der er nicht weniger als die Zukunft Frankreichs und alle Gewinne einer hundertjährigen Politik aufs Spiel setzte — das wird man ihm nie verzeihen können.

Die größten Herrscher, ja, sogar jene, die am vernarrtesten in ihre Macht und am eifersüchtigsten auf ihre Vorrechte waren, hielten es für keine Entwürdigung, andere um Rat zu fragen. So sieht man auch nicht, daß Ludwig XIV. sich jemals vor Lionne, Louvouis, Pomponne, Torcy versteckt hätte. Und um zu ermessen, mit welchem Fleiß, welcher Bedenklichkeit, Gewissenhaftigkeit er sich zu unterrichten suchte, sogar in jenen Angelegenheiten, bei denen sein persönlicher Stolz am stärksten in Frage kam, genügt es, die langen und minutiösen Beratungen zu verfolgen, die 1700 unter seinem Vorsitz stattgefunden haben, bevor er den Herzog von Anjou ermächtigte, die spanische Krone zu empfangen. Ebenso hat Napoleon I., trotz seines genialen Ungestüms und der Hitzigkeit seines Charakters, niemals eine ernste Entscheidung getroffen, ohne sie zuvor mit seinen zuständigen Mitarbeitern zu erörtern. Gewiß, er ist nur allzuoft über ihre Einwände hinweggegangen, aber er hatte deshalb nicht weniger das Terrain erkundet, bevor er zu Taten schritt. Das einzige Beispiel, auf das sich Napoleon III. hätte berufen können, um seine Vorliebe für geheime Ränke zu rechtfertigen, ist Ludwig XV. Und noch dazu wurde das „Geheimnis des Königs", dieser schändliche Mechanismus von Spionage

und Lüge, Heuchelei und Intrigen, zuweilen von Menschen besorgt, denen es nicht an persönlichem Wert mangelte.

Sicherlich verpflichtet uns der Wunsch zur Unparteilichkeit, uns zu fragen, ob die Zusammenkunft von Plombières sich wirklich so zugetragen hat, wie Cavour sie dem König berichtet, und ob er nicht die Dinge, sei es auch noch so unmerklich, gefärbt hat, um sie besser seinen Ideen anzupassen. Aber wie soll man es wissen, da man außer seinem Bericht keinerlei Zeugnis über das, was zwischen den beiden Komplizen gesprochen wurde, besitzt? Hat nicht im übrigen der Lauf der Ereignisse die Behauptungen des piemontesischen Ministers bestätigt? . . .

Da man folglich den Bericht für wahrheitsgemäß halten muß, ist einer der auffälligsten Punkte die Leichtigkeit, mit der Napoleon III. von Anfang an die beiden Herrscher, die er, wie er betonte, mit besonderer Sorgfalt schonen wollte, den König von Neapel und den Papst, fallen ließ. Man sagt sich ohne sonderliche Mühe, daß er „den Tyrannen der beiden Sizilien", ungeachtet des Interesses, das Alexander II. ihm entgegenbrachte, opfern wollte, weil er bereits in petto daran dachte, ihn durch seinen Vetter Murat zu ersetzen. Aber Pius IX., sein Wohltäter von Soleto — Pius IX., den er noch vor kurzem gebeten hatte, nach Paris zu kommen und ihn mit dem heiligen Öl zu salben — Pius IX., der Pate seines Sohnes — Pius IX., der mystische Pius IX., der mit der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis sich soeben nicht nur der Verehrung, sondern der Liebe der ganzen katholischen Christenheit emp-

fohlen hatte — wie konnte Napoleon ohne ein Wort des Protestes einwilligen, diesem Pius IX. vier Fünftel seiner Staaten zu rauben? Wieso hat er damals keine der unlösbaren Schwierigkeiten vorhergesehen, die die „römische Frage" auf unbestimmte Zeit hinaus jedem seiner Schritte in den Weg legte, bis zum letzten Tage seiner Regierung, bis zum Vorabend von Sedan? ... Vielleicht muß man zugeben, daß er durch die Beredsamkeit seines Partners, durch diese rasche, klare, lebhafte, scharfe, drängende, zwanglose Dialektik, in der Cavour sich auszeichnete, umgarnt und betört wurde.

In den Erklärungen, die Napoleon III. zugeschrieben werden, befindet sich noch ein weiterer Punkt, der einigermaßen überraschend wirkt. Wie konnte der Kaiser versichern, daß weder England noch Preußen noch Rußland ihn in seinem Kampf gegen Österreich behindern oder versuchen würde, ihn auf dem Wege nach Wien aufzuhalten? Die Antwort lautet, daß er es in aller Einfalt wirklich glaubte ... Er wird am Tage von Solferino eine grausame Enttäuschung erleben!

Wenn man sich jetzt auf den italienischen Standpunkt stellt, welches Urteil hat man über Cavour zu fällen? Entzieht er sich jeder Kritik? War seine Argumentation, seine Plänkelei einwandfrei? Konnte er nicht in diesem Duell, in dem sein Gegner so wenig auf der Hut war, seinen Vorteil viel weiter verfolgen?

Viele seiner Landsleute haben ihn lebhaft getadelt, daß er nicht von Anfang an den fundamentalen Grundsatz der italienischen Einheit verfochten, daß er eingewilligt habe, Italien in vier Bundesstaaten unter der Präsidentschaft des Papstes zu zerstückeln. Aber gerade diese

Einwilligung, wenn man nur ein wenig darüber nachdenkt, war die Klugheit selbst. Welcher Gedanke beherrscht den piemontesischen Unterhändler, sowie er sich mit dem gottgesandten Cäsar unter vier Augen befindet? Der Gedanke, das französische Bündnis zu erlangen. Nun, hier unterhandelt nicht der Gleiche mit dem Gleichen. Napoleon III. ist der strahlende Herrscher eines Reiches, das nicht weniger als sechsunddreißig Millionen Einwohner zählt und eine Armee von vierhunderttausend Mann ins Feld schicken kann; während er, Cavour, ein bescheidenes Königreich von fünf Millionen Einwohnern und eine Armee von fünfzigtausend Mann vertritt. Überdies war um jene Zeit, im Juli 1858, der Gedanke der italienischen Einheit noch nicht gereift; oder er konnte sich zumindest noch nicht in das Gebiet der Tatsachen übertragen und einfügen. Vorläufer und Theoretiker wie Tosti, Mazzini, Balbo, Gioberti hätte diese Erwägung sicherlich nicht behindert; aber das praktische Genie Cavours gestattet ihm, sich für Ideen zu interessieren, erst von dem Augenblick an, da sie realisierbar werden.

Andererseits hatte er die Chance, unter vier Augen mit einem Manne zu verhandeln, der noch nie die Tragweite seiner Unternehmungen ermessen konnte. Wenn er Napoleon III. unvorsichtigerweise enthüllt hätte, daß er am Fuße der Alpen, unmittelbar neben Frankreich, eine große, einheitliche Nation von achtundzwanzig Millionen Menschen schaffen wolle, die sich auf zwei Meere stützt und einer herrlichen Entwicklung fähig ist, wäre nicht der Träumer vielleicht erwacht? . . . Und schließlich hat uns Cavour in seinem Bericht an Viktor

Emanuel den Kern seiner Gedanken überliefert. Die Errichtung eines Königreichs Oberitalien ist nur das unerläßliche Vorspiel der nationalen Einheit: „Als rechtmäßiger Herrscher der reicheren und stärkeren Hälfte Italiens wird Eure Majestät in Wirklichkeit die ganze Halbinsel beherrschen . . ."

Aber ließ sich nicht die Abtretung Nizzas und Savoyens, diese schmerzliche Amputation piemontesischer Gebiete, vermeiden?

Auch hier hat Cavour sein realistisches Genie gut beraten.

Papst Julius II. schrieb auf die päpstlichen Fahnen: Italia extero liberanda — „Italien wird nur durch das Ausland befreit werden". Umgekehrt sagte Karl Albert: L'Italia farà da se — „Italien wird sich selber helfen". Zwischen diesen beiden widersprechenden Aphorismen mußte man wählen. Cavour hat die Devise Julius II. übernommen. Alle seine Überlegungen, alle seine Studien, all seine Erfahrung haben ihm gezeigt, daß ohne den Beistand des Auslandes die Befreiung Italiens nicht zu verwirklichen ist. Diesen Beistand müssen die Italiener bezahlen; denn wenn sie von Frankreich einen unentgeltlichen Dienst akzeptierten, würden sie auf unbestimmte Zeit hinaus unter der französischen Vormundschaft bleiben: sie hätten nur eine Abhängigkeit gegen die andere eingetauscht.

Kurz, in der geheimen Unterredung von Plombières hat Cavour wieder einmal bewiesen, bis zu welchem Grade er ein richtiges Gefühl für das Mögliche und Notwendige besitzt. Er hat vor allem erfaßt, welche unerhoffte Gelegenheit sich bietet, und er hat im

Fluge zugegriffen, mit einer raschen Kühnheit, wie ein Mensch, der weiß, daß das Schicksal jenen launischen Frauen gleicht, die man nehmen muß, sobald sie sich bieten, ohne ihnen Zeit zur Überlegung zu lassen.

VI

DIE HEIRAT DER PRINZESSIN KLOTHILDE MIT DEM PRINZEN NAPOLEON

Viktor Emanuel empfängt begeistert die Stipulationen von Plombières: „Damit wir zum Ziele kommen, müssen die Kanonen her, und so schnell wie möglich!" Der Gedanke, seine Tochter an den Prinzen Napoleon zu verheiraten, stimmt seine Freude herab. Cavour beweist ihm die politische Notwendigkeit dieser Heirat. – Die große Rolle, die Viktor Emanuel von nun an im Risorgimento spielt; seine schönen, königlichen Eigenschaften: Vergleich mit Heinrich IV. – Cavour begibt sich sogleich an die Arbeit, um die militärischen Kräfte Piemonts zu stärken und die Ereignisse vorzubereiten, die Österreich zwingen werden, zu den Waffen zu greifen. Seine ungeheuerliche Tatkraft. – Er schickt seinen nächsten Vertrauten, den Cavaliere Nigra, nach Paris, um seine Geheimagenten besser in der Hand zu haben. – Napoleon III. verdeckt in wunderbarer Weise sein Spiel vor den Augen Europas; die Friedensrede von Cherbourg; die Pilgerfahrt nach Sainte-Anne-d'Auray; Walewski selbst beglückwünscht sich zu der vernünftigen Stimmung, in der er den Kaiser sieht. – Die Mission des Prinzen Napoleon in Warschau: Sie eröffnet eine neue Phase der Verschwörung, die zwischen Paris und Turin im Gange ist. – Der in Plombières vorgesehene Bündnisvertrag wird ausgearbeitet. Walewskis Verblüffung, als er von dem Abschluß dieses Paktes erfährt: „Sie haben sich auf einen verhängnisvollen Weg begeben, Sire." – Empfang des diplomatischen Korps in den Tuilerien am 1. Januar 1859. Ansprache des Kaisers an den österreichischen Gesandten, Baron von Hübner. Kriegerische Rede Viktor Emanuels in Turin. Cavours Jubel: „Nun haben wir Österreich endlich in eine Sackgasse getrieben, aus der es nicht mehr heraus kann, ohne die Kanonen abzufeuern!" – Mission des Prinzen Napoleon in Turin. Politische und matrimoniale Unterhandlungen. Der Traum persönlichen Ehrgeizes, den der Vetter des Kaisers bei dieser Heirat verfolgt. – Die Prinzessin Klothilde: Ihre Seelengröße und schwärmerische Frömmigkeit geben ihr die Kraft, einen Gatten zu nehmen, dessen Gedanken, Manieren und Instinkte sie mit tiefstem Abscheu erfüllen. – Unterzeichnung des Bündnisvertrages; falsches Datum. – Die Hochzeitsfeier; empörendes Verhalten des Prinzen Napoleon während der Zeremonie; unverzügliche Abreise nach Frankreich. – Kaum sind die Vermählten in Marseille angekommen, als Piemont Österreich seinen Fehdehandschuh hinwirft. – Einmütiger Widerstand, den die italieni-

sche Politik des Kaisers in der französischen Öffentlichkeit hervorruft. Veröffentlichung der Broschüre: Napoleon III. und Italien. Beklagenswerte Wirkung. Der Kaiser sieht, wie ganz Europa sich gegen ihn erhebt; eine drohende Koalition; feste Sprache Persignys, Maupas', Fleurys, Mornys. Des Kaisers Ängste: Sein ratloser Geist schwankt beständig zwischen Krieg und Frieden. Vermittlungsschritt der englischen Diplomatie; Lord Cowleys Mission in Wien. Napoleon III. beteuert seine friedlichen Absichten, dementiert durch den „Moniteur" die abenteuerlichen Pläne, die man ihm zuschreibt, und erklärt sich bereit, die italienische Frage einem Kongreß zu unterbreiten, von dem Piemont ausgeschlossen ist. – Cavour eilt nach Paris. Der Kaiser empfängt ihn am 26. März; dramatische Unterredung; Drohung, die Beweise der Verschwörung zu veröffentlichen: das Gespenst Orsinis. – Letzte Versuche, den Frieden zu retten. Am 26. April überschreitet die österreichische Armee den Ticino.

I

Am 31. Juli kehrt Cavour nach Turin zurück. Sein heiteres Gesicht, das Funkeln seiner Augen, die Freude, die aus seiner ganzen Haltung strahlt, beweisen hinlänglich den Erfolg, den er soeben in Plombières errungen hat.

Ohne eine Minute zu verlieren, begibt er sich an die Arbeit. Und zuerst, wie es seine Gewohnheit ist, entwirft er bei sich selbst die großen Linien seines Programmes; er stellt alle seine Schachfiguren auf.

Natürlich bleibt dem König die erste vertrauliche Mitteilung seiner Pläne vorbehalten. Er findet ihn, wie er es erwartet hat, voll Begeisterung, voller Ungeduld, begierig, sogleich sein Pferd zu besteigen und in den Kampf zu eilen. Sein einfacher und gerader Geist, dem es jedoch nicht an Schärfe mangelt, weiß sehr gut die neue Situation einzuschätzen: „Fallen wir vor allem nicht mehr in die Netze der Diplomatie! ... Damit wir zum Ziele kommen, müssen die Kanonen her, und so schnell wie möglich!"

Eine der Fragen indessen, die in Plombières besprochen wurden und bei der sich Cavour im übrigen nicht gebunden hat, stimmt ein wenig die Freude Viktor Emanuels herab, die Heirat der Prinzessin Klothilde mit dem Prinzen Napoleon.

Gewiß, die so dringende Forderung des Kaisers kann ihn nicht verwundern; er hat sie vorhergesehen; er hat bereits im voraus eingewilligt. Jetzt aber ist die Stunde gekommen, eine feste Verpflichtung einzugehen, die unwiderrufliche Entscheidung zu fällen. Nun, je mehr er darüber nachdenkt, desto mehr stößt ihn diese Heirat ab. Aus einem politischen Interesse will er seine Tochter, die er anbetet, einem Manne ausliefern, der einundzwanzig Jahre älter ist als sie! . . . Und wie unsympathisch ist dieser Mann, der nicht einmal den alten Herrscherfamilien angehört! Alle Welt ist sich einig in ihrem Urteil. Man weiß von ihm nur egoistische Züge zu berichten, skandalöses Benehmen, schimpfliche Zornesausbrüche; keinerlei Großmut, keine Spur von Ritterlichkeit; sein Verhalten vor Sebastopol war kläglich, er hätte verdient, vor das Kriegsgericht zu kommen; und schließlich, was noch schlimmer ist, er trägt eine zynische Gottlosigkeit zur Schau, einen lästernden und aufreizenden Atheismus . . . Ist es nicht folglich ein Sakrileg, ihm mit Leib und Seele ein Kind auszuliefern, dessen ganzes Wesen nur Reinheit, Ehrlichkeit, Adel und Frömmigkeit ist?

Dem ängstlichen Widerstreben des väterlichen Gewissens setzt Cavour die Staatsvernunft entgegen, die für ihn den „kategorischen Imperativ" bedeutet. Gewiß, sagt er, die Heirat ist nicht eine Conditio sine qua non des Bündnisses, und man kann annehmen, daß das

Bündnis, wenn die Heirat nicht zustande kommt, dennoch geschlossen wird. Hätte aber dieses Bündnis, von dem das ganze Schicksal Italiens abhängt, in dem einen wie dem anderen Falle den gleichen Wert? Sicherlich nicht; denn man würde Napoleon III., wenn man die Hand der Prinzessin Klothilde verweigert, eine tödliche Beleidigung zufügen. „Ich kenne den Kaiser sehr gut; einer der auffälligsten Züge seines Charakters ist die Beständigkeit seiner Gefühle; nie vergißt er einen Dienst, so wie er niemals eine Beleidigung verzeiht. Er würde folglich einen ewigen Groll gegen Sie bewahren, Sire, weil Sie seinen dynastischen Stolz gekränkt haben ... Und glauben Sie, daß der Prinz Napoleon diesen Affront ruhig hinnehmen würde? Sie hätten an ihm für künftige Zeiten einen unversöhnlichen Feind. Und der Rang, den er in der kaiserlichen Familie einnimmt, seine Aktivität, seine Talente, die Neigung oder vielmehr die Schwäche, die der Kaiser für ihn hegt, würden ihm nur allzuoft Gelegenheit bieten, uns seinen Haß fühlen zu lassen ... Folglich erkläre ich Eurer Majestät aus tiefster Überzeugung: Das Bündnis anzunehmen und die Heirat abzuschlagen, wäre ein ungeheurer politischer Fehler, der unser Vaterland ins größte Unglück stürzen würde."

Dann läßt der schlaue Minister die Staatsvernunft beiseite und versucht, die Besorgnisse und die Abneigung des Vaters zu beschwichtigen: „Erlauben mir Eure Majestät, die Frage jetzt nicht mehr mit der Fühllosigkeit des Diplomaten zu betrachten, sondern mit der restlosen und liebevollen Ergebenheit, die ich Eurer Majestät widme ... Kann man sagen, daß die Verbindung der Prinzessin Klothilde mit dem Prinzen Napo-

leon unschicklich wäre? Er ist freilich kein König; aber er ist der erste Prinz von Geblüt des ersten Kaiserreichs der Welt; zwischen ihm und dem Throne steht nur ein zweijähriges Kind! Er gehört keiner alten Herrscherfamilie an, auch das trifft zu; aber sein Vater hat ihm den berühmtesten Namen moderner Zeiten vererbt, und durch seine Mutter, die Prinzessin von Württemberg, ist er mit den glorreichsten Häusern Europas verbunden. Der Neffe des Doyens unter den Königen, der Vetter des Kaisers von Rußland, ist keineswegs ein Parvenu, den zu heiraten man sich schämt . . . Ich komme nun zu den Einwänden vertraulicherer Art, zu den Einwänden, die sich auf den persönlichen Charakter des Prinzen und auf seinen fatalen Ruf gründen. Hier, Sire, will ich wiederholen, was mir der Kaiser in Plombières mit dem Tonfall völliger Aufrichtigkeit gesagt hat: ‚Der Prinz Napoleon ist besser als sein Ruf.' Als er mit jungen Jahren in den revolutionären Taumel geriet, ließ er sich zu übertriebenen Ansichten hinreißen, die ihm so viele Feinde eingetragen haben. Aber er hat sich bereits sehr gemäßigt. Überdies — und das macht ihm große Ehre — ist er den liberalen Prinzipien seiner Jugend treu geblieben, während er zugleich darauf verzichtet, sie in einer gefährlichen Weise anzuwenden; schließlich hat er lieber dem Zorn seines Vetters die Stirne geboten, als willentlich seine früheren Freunde zu verleugnen, die in Ungnade gefallen waren. Nein, das ist wirklich kein schlechtes Herz . . . Wenn Eure Majestät geruhen, über die Erwägungen nachzudenken, die ich Ihnen soeben unterbreitet habe, wage ich mir zu schmeicheln, daß Sie erkennen werden, Sie können als Vater einer Heirat zustimmen,

die Ihr das höchste Staatsinteresse, die Zukunft Ihrer Familie, die Zukunft Piemonts, die Zukunft ganz Italiens aufs dringendste anraten."

So spricht Cavour; so mischte der schlaue Ulysses in geschickter Weise „die kraftvollen und die süßen Worte".

Da der König nichts mehr zu erwidern weiß, gibt er schließlich nach. Aber man dürfe nicht von ihm verlangen, daß er selbst seiner Tochter den schweren Schlag versetze! Übrigens würde er seinen Satz nicht zu Ende bringen, Herz und Stimme würden ihm versagen. Er beauftragt schließlich Cavour, der Prinzessin die verhängnisvolle Entscheidung mitzuteilen. Ferner wünscht er, daß sein Entschluß bis zur letzten Minute völlig geheim bleibe, bis zum Vorabend der öffentlichen Verlobungsfeier. Und man wird soweit wie möglich die verhaßten Formalitäten kürzen.

Sobald Viktor Emanuel sein väterliches Opfer gebracht hat, erfüllen ihn nur mehr die tapfersten Gedanken, die fröhlichsten Hoffnungen, eine unerschrockene Gewißheit, eine unbesiegliche und strahlende Seelenstärke. Er steht von nun an in der lebendigen Fülle seiner historischen Rolle; wunderbar realisiert er den Helden, den Machiavelli bereits vorhergeahnt hat, indem er ihn mit heißen Wünschen herbeirief: „Wenn doch Italien nach einer so langen Zeit des Harrens endlich seinen Befreier erscheinen sähe! Mir fehlen die Worte, um zu schildern, mit welcher Liebe, Treue und Verehrung, mit welchen Tränen der Freude alle unsere Provinzen, die so sehr unter dem Ausland gelitten haben, ihn empfangen würden. Würden sich nicht die Tore all unserer Städte vor ihm öffnen? Welcher Italiener würde sich

weigern, ihm zu gehorchen? Mit welch grenzenloser Freude würde unser gemeinsames Vaterland sich um seine Fahne sammeln! . . .“

Auch wenn man ihn nicht unter einem symbolischen Aspekt betrachtet, sondern in seiner lebendigen Wirklichkeit, zeigt der Charakter Viktor Emanuels sehr viel Ähnlichkeit mit Heinrich IV. Man findet bei dem einen wie bei dem anderen die gleiche Willensstärke, den gleichen Gefühlsadel, die gleiche hohe Auffassung seiner königlichen Würde, ferner alle kriegerischen Tugenden, Mut, Ausdauer, Kühnheit, Elan, „den Teufel im Leibe“. Muß man hinzufügen, daß unser Béarner, wenn man diese Parallele noch weiterführen wollte, ihn sehr bald — und in wie hohem Grade! — durch die Weite seiner politischen Anschauungen, seine Geistesblitze, seine Kunst, mit Menschen umzugehen, und schließlich durch die Eleganz seiner Manieren, durch die impulsive und köstliche Anmut seines Geistes übertreffen würde?

Nachdem es Cavour gelungen ist, für alle seine Gedanken die Billigung des Königs zu erlangen, der ihm künftighin eine unvergleichliche Stütze sein wird, nimmt er entschlossen den ersten Artikel seines Programms in Angriff: die militärische Vorbereitung.

Der Kriegsminister, General La Marmora, ist ganz und gar the right man in the right place, da er weit mehr verwaltungstechnische als strategische Fähigkeiten und in sehr hohem Maße organischen Sinn, einen ordnenden, regelnden Verstand besitzt.

Unverzüglich wird die Maschine eingeschaltet. Und binnen kurzem nimmt trotz aller Vorsichtsmaßregeln, das Geheimnis zu wahren, die Arbeit der Arsenale, Pul-

verfabriken, Magazine und Festungen einen so großen Umfang an, daß die österreichischen Spione sie von allen Seiten her signalisieren.

Der zweite Artikel des Programms, das Cavour sich entworfen hat, ist nicht weniger schwer zu verwirklichen, da sich zu den praktischen Schwierigkeiten die moralischen gesellen. Es handelt sich eigentlich darum, alles vorzubereiten, damit zur gegebenen Stunde ganz Italien sich wie ein Mann gegen seine verhaßten Herren erhebe. Das Werkzeug für diese allgemeine Explosion ist bereits geschaffen; Cavour selbst hat es vor einem Jahre geschmiedet, unter dem gelehrigen Beistand der großen Revolutionäre Pallavicino, La Farina und Garibaldi: es ist die Società nazionale italiana, deren geheimes Räderwerk von Turin bis an die Ufer des Adriatischen Meeres, bis nach Kalabrien, bis nach Sizilien reicht.

Jetzt heißt es, einen taktischen Plan entwerfen, in dem auch die geringsten Einzelheiten vorgesehen, die Führer und ihre hauptsächlichen Helfer namentlich bestimmt, die Daten, die Ziele, die Mittel, die Gelder, die Parolen, die Sammelplätze, die Marschrouten streng festgesetzt sind. Um diesen ganzen Mechanismus zu regulieren, die ungeheuerlichste Verschwörung, von der die Geschichte berichtet, schließt sich Cavour jeden Morgen, „in aller Frühe", mit La Farina in seinem Arbeitszimmer ein.

Wenn man so diesen Minister einer alten Monarchie gegen andere Monarchen von Gottesgnaden konspirieren, in ihren Staaten Komplotte, Aufstände, Verrätereien, Umstürze organisieren sieht, muß man unwillkür-

lich lächeln und sich an den Aphorismus des ernsten Guizot erinnern: „Nichts Hohes, nichts Dauerhaftes wird durch Gewalt und Unordnung gegründet, denn der revolutionäre Geist ist für die Größen, die er emporhebt, ebenso verhängnisvoll wie für jene, die er stürzt."

Am 19. Oktober haben Cavour und sein Mitarbeiter ihren Operationsplan fertig. Beginnen wird die Sache mit einem Tumult, den man in der Nacht auf den 30. April 1859 in Massa und Carrara zum Ausbruch kommen läßt. Eine Schar kühner Männer wird sich diesen Tumult zunutze machen, um die Behörden zu verhaften, sich des Arsenals zu bemächtigen und die Garnison zu entwaffnen. Bald darauf geht Garibaldi mit dreihundert seiner Freiwilligen in Lerici bei Spezia an Land, dann überschreiten sie in Eilmärschen die Apenninen und tragen den Aufstand nach Parma, Reggio, Modena und Bologna. Zu gleicher Zeit zerschneiden die Lombarden und Venezianer die Telegraphendrähte, zerstören die Schienen der Eisenbahnen, stecken die Militärmagazine in Brand. Und nun, unter dem Vorwand, ihr Gebiet gegen die Anarchie zu schützen, besetzt die piemontesische Regierung Massa und Carrara. Daraufhin überschreiten die österreichischen Armeen den Ticino. Frankreich eilt Piemont zu Hilfe . . . Um die Durchführung der Bewegung noch besser zu sichern, beruft Cavour aus Mittelitalien einige Patrioten nach Turin, deren Mut und Verschwiegenheit ihm das größte Vertrauen einflößen, so zum Beispiel Marco Minghetti und den Grafen Pasolini, beides ehemalige Minister Pius IX. im Jahre 1848; und Auge in Auge enthüllt er ihnen methodisch den ganzen Plan, den er vorbereitet

hat. Zuerst sind sie ungläubig, und sie fragen sich sogar, ob er nicht verrückt geworden sei; und dann verlassen sie ihn überzeugt, wie umgewandelt, unaussprechlich glücklich.

Aber der Beistand dieser Persönlichkeiten von so hohem sozialen Rang und so gründlicher politischer Schulung erleichtert Cavour seine Aufgabe sehr.

Er muß sich nun, und ohne länger zu zögern, unmittelbar mit dem Volksführer im roten Hemd besprechen, mit dem Manne, den ehemals die piemontesischen Gerichte zum Tode verurteilt hatten: Garibaldi.

Am 28. August läßt er ihn aus Caprera rufen, wo der wilde Kämpfer im Angesicht des Meeres seine feurigen und einsamen Träume träumt.

Sobald diese beiden so verschiedenen Menschen, die eigentlich nichts Gemeinsames haben als ihren Patriotismus, einander ihr Herz ausgeschüttet haben und dann, nachdem in allen Punkten eine Verständigung erzielt ist, einander herzlich die Hände schütteln, kann man sagen, daß von nun an die italienische Einheit gegründet sei durch das Bündnis des Volkes und der Monarchie, durch die endgültige Versöhnung der revolutionären Partei mit dem Hause Savoyen.

Cavour findet ein Mittel, um den Wert dieser Geste, die im Risorgimento von ungeheurer Tragweite sein wird, durch eine Art Inversion noch zu steigern. Während die revolutionären Kräfte auf der Halbinsel zugunsten der italienischen Sache wirken, müssen sie nicht weniger energisch an den Ufern der Donau die Macht Habsburgs unterwühlen: sie müssen in Ungarn den Auf-

PAPST PIUS IX.

stand entfesseln. Wie könnte Österreich eine große militärische Anstrengung südlich der Alpen ertragen, wenn es im Rücken angegriffen wird?

Cavour setzt sich folglich insgeheim mit einem der Hauptführer der madjarischen Insurrektion von 1848 in Verbindung, mit dem glänzenden Nebenbuhler und Kameraden des großen Kossuth: dem General Klapka. Gegen Ende September bestellt er ihn nach Turin und sagt zu ihm: „Ich habe von meiner Reise nach Plombières die Überzeugung mitgebracht, daß die Probleme des Orients bald zu einem Konflikt zwischen Frankreich und Österreich führen werden. Piemont bereitet sich auf diese Möglichkeit vor; ihr Ungarn müßt euch gleichfalls darauf vorbereiten, denn ihr werdet daran nicht weniger interessiert sein als wir . . ."

Sie gelangen rasch zu einer Verständigung und beschließen, in der ungarischen Seele die epischen Erinnerungen von 1848 wachzurufen, in den Städten und Dörfern Unruhen zu organisieren, die ungarischen Regimenter zur Desertion aufzustacheln und schließlich in der piemontesischen Armee eine madjarische Legion zu bilden, deren Befehl Klapka selbst übernehmen wird.

Noch niemals war die Tatkraft Cavours so intensiv. Alle, die um diese Zeit mit ihm in Berührung kommen, betonen, daß er es sei, der die ganze Sache leitet, und daß man sich seine Arbeitskraft nicht vorstellen könne. Er hat alle Bewegungsorgane, alle Kommandohebel in der Hand, er ist zu gleicher Zeit Ministerpräsident, Außenminister, Finanzminister, Kriegsminister, Marineminister, Minister für öffentliche Arbeiten, und er macht

durchaus keinen überlasteten Eindruck, so regelmäßig, genau und kräftig ist seine Disziplin.

Um vier Uhr morgens steht er auf (das ist die Stunde, zu der er La Farina und seine Geheimagenten empfängt), um neun Uhr frühstückt er geröstetes Brot, zwei Eier und eine Tasse Tee. Gegen zehn begibt er sich raschen Schrittes in sein amtliches Arbeitszimmer, wo er die Depeschen liest, die Zeitungen durchfliegt, seine Beamten antreibt; dann geht er zum König, in den Ministerrat, in den Senat, in die Deputiertenkammer, zu den Beratungen des Generalstabs, in die Finanzkommissionen usw.... Um vier Uhr die diplomatischen Empfänge. Gleich danach gewährt er sich einige Minuten Ruhe bei seiner Nichte Alfieri. Um sechs Uhr kehrt er in den Palazzo Cavour zurück, wo er ganz allein diniert. Dann ein kurzer Schlummer im Lehnstuhl. Und von neuem bis Mitternacht angestrengte Arbeit. Selten hat die menschliche Maschine eine so ungeheure Anstrengung mit einer so vollkommenen Regelmäßigkeit ertragen.

Eines Tages, um das Jahr 1828, richtete Eckermann an Goethe die Frage, aus welchen Grundelementen er sich das Genie Napoleon erkläre, und der berühmte Greis erwiderte: „Wenig Schlaf, wenig Nahrung, und dabei immer in der höchsten geistigen Tätigkeit..." Läßt sich das Genie Cavours anders erklären?

2

Indessen verfolgt ihn bei all seinen Aufgaben, bei aller Aufmerksamkeit, allem Eifer, den er auf seine Tätigkeit verwendet, unablässig ein Gedanke: Was tut Napoleon III.? Bereitet er sich gleichfalls darauf vor, in dem

Drama, das bald beginnen muß, seine Rolle zu spielen? Hängt der rätselhafte und schweigsame Träumer immer noch demselben Traume nach?

Um seine geheimen Berichterstatter besser in der Hand zu haben, und auch den allzu vorsichtigen Villamarina anzueifern, schickt er nach Paris einen jungen Offizier, den er soeben erst in das diplomatische Korps zugelassen hat und dessen angenehme Manieren, gute Lebensart und Dienstwilligkeit ihm einen so überraschenden Eindruck machten, daß er ihn zuerst an seine Person fesselte und bald darauf zu seinem intimsten Mitarbeiter wählte: den Cavaliere Nigra.

Von nun an erfolgen alle geheimen Verständigungen zwischen Paris und Turin durch diesen geschickten Emissär. Gleich zu Anfang gewinnt er das restlose Vertrauen des Kaisers und des Prinzen Napoleon; es gelingt ihm sogar, sich in die Gnade der Kaiserin einzuschmeicheln, die kein Hehl daraus macht, daß sie den piemontesischen Ambitionen feindlich gegenüberstehe. Mehr noch, er findet Mittel und Wege, die Frau zu interessieren, während er mit der Herrscherin spricht; er versteht es, dieses Herz zu bewegen, dieses sündlose, aber so kalte, so trockene, an zärtlichen Erinnerungen so arme Herz. Und da er nie verfehlt, seinen Chef aufs genaueste zu unterrichten, erhält er von ihm folgende schlaue Antwort: „Ihre Unterhaltung mit der Kaiserin hat mich bezaubert. Sie will Sie offenbar verführen. Lassen Sie ihr den Willen; seien Sie nicht zuviel Joseph. Auf die Dauer könnte uns ihr Einfluß schädlich sein. Man darf nichts versäumen, um sie für unsere Sache günstig zu stimmen. Sagen Sie ihr, daß wir Italiener sie reizend finden. In-

dessen scheint mir, daß Sie keine besonderen Lehren nötig haben und daß Sie es wohl verstehen, sich à la Richelieu oder à la Metternich aus der Affäre zu ziehen. Alles, was Sie mir über dieses zarte Thema geschrieben haben und in Zukunft schreiben werden, bleibt mein alleiniges Geheimnis. Ihre Briefe werden versiegelt, und Sie erhalten sie zurück, falls mir ein Unglück geschehen sollte."

Cavour kann sich übrigens nur beglückwünschen zu all den Nachrichten, die er in diesem Herbst des Jahres 1858 aus Paris erhält. Einerlei, aus welcher Quelle seine Informationen stammen, sie beweisen ihm gleichmäßig, daß der Kaiser dem Vertrag von Plombières treu geblieben ist.

Am 4. August hat sich Napoleon III. mit der Kaiserin nach Cherbourg begeben, um den vollendeten Hafen einzuweihen und der Enthüllung eines Denkmals für Napoleon I. beizuwohnen.

Königin Viktoria und Prinz Albert sind zu ihrer Begrüßung eingetroffen. Die Begegnung verläuft in der herzlichsten Weise; die scharfen Kontroversen, die den Beziehungen zwischen Frankreich und England nach dem Attentat Orsinis so sehr geschadet hatten, scheinen getilgt. Dem Kaiser gelingt es, durch eine geschickte Rede nicht nur in London, sondern auch in ganz Europa den besten Eindruck zu machen: „Je stärker eine Regierung ist, desto mäßiger wird sie in ihren Entschlüssen und desto gerechter in ihren Entscheidungen sein. Man setzt nicht die Ruhe des Landes aufs Spiel, um einen eitlen Stolz zu befriedigen oder um eine flüchtige Popu-

larität zu erringen. Eine Regierung, die sich auf den Willen der Massen stützt, ist nie die Sklavin irgendeiner Partei; sie geht nur dann in den Krieg, wenn sie dazu gezwungen ist, um die Ehre oder die höchsten Interessen der Völker zu verteidigen. So wollen wir also weiterhin die vielfachen Kräfte Frankreichs friedlich entwickeln. Wir wollen die Ausländer einladen, unsere Leistungen zu besichtigen, daß sie als Freunde zu uns kommen und nicht als Rivalen! . . ." usw.

Wer hätte in dieser feierlichen Friedensrede, in diesem Appell an die Eintracht, Arbeit und Klugheit kriegerische Hintergedanken vermuten können? Cavour aber läßt sich durch diese sanfte Sprache nicht beunruhigen; denn er hat verstanden — und nur er konnte es verstehen —, was die unschuldige Anspielung auf die „höchsten Interessen der Völker" bedeutete.

Sowie die Festlichkeiten in Cherbourg zu Ende sind, setzt der Kaiser sein doppelsinniges Spiel fort. Er reist nach der Bretagne, wo er sich seit seiner Thronbesteigung noch nicht hat blicken lassen. In offiziellen Kreisen fürchtet man sich ein wenig vor dieser Reise in eine Provinz, die sich noch vor kurzem laut zu legitimistischen Anschauungen bekannte und für die unüberwindliche Zitadelle des weißen Banners galt. Aber das ganze Programm wickelt sich vortrefflich ab. Überall, wo das Herrscherpaar vorbeikommt, versammelt sich in Scharen die Bevölkerung mit ihren Priestern und Fahnen. Die Heimat der La Rochejacquelin und Cadoudal, der klassische Boden der Chouans zeigt sich bonapartistischer als jede andere französische Provinz. Als letzten Akt die-

ses schlauen Szenariums will Napoleon III. das Fest des 5. August in Sainte-Anne d'Auray feiern. Sobald die Bretonen den Kaiser vor dem Altar ihrer verehrten Schutzpatronin knien sehen, kennt ihre Begeisterung keine Grenzen mehr. Und die Bischöfe, die Pfarrer, die Präfekten, die Bürgermeister wetteifern an Beredsamkeit, um „den neuen Karl den Großen" zu feiern, „der dem Herrn der Christenheit seine Krone zurückgegeben und sich im neunzehnten Jahrhundert zur mutigen Stütze des Papsttums gemacht hat".

Wer hätte nun, ebenso wie in Cherbourg, vermuten können, daß sich der Kaiser soeben mit Piemont verständigt habe, um Pius IX. vier Fünftel seiner Staaten wegzunehmen und einen Krieg zu entfesseln, dessen schließliche Folge die Vernichtung der weltlichen Papstmacht sein würde?

Aber auch diesmal fühlt sich Cavour keinen Augenblick lang beunruhigt. Er hat allzuoft das Evangelium des Machiavell in seiner Praxis befolgt, um sich nicht an den Lehrsatz des großen Ränkemeisters zu erinnern: „Ein Fürst muß immer seine Pläne verhüllen und seinem Ziele auf jenen Wegen sich nähern, die sich am meisten von ihm zu entfernen scheinen . . ."

Selbst gegenüber Walewski treibt Napoleon III. die Verstellung so weit, daß sich der unbefangene Minister in die süßeste Ruhe wiegt. In einem Gespräch mit Hübner, am 22. August, äußert er seine tiefe Freude über die besonnene Stimmung, in der sich der Kaiser befinde, besonders, was die italienischen Angelegenheiten betreffe. „Herr von Cavour", sagte er, „beutet in den Zeitun-

gen seinen Besuch in Plombières aus und bemüht sich, ihm eine Bedeutung zuzuschreiben, die er nicht besitzt. Der Kaiser sagte in Cherbourg zu mir: Man möchte den Glauben erwecken, daß ich gegen Österreich feindliche Absichten hege. Nichts könnte falscher sein! Zweifellos ist mir Piemont sympathisch, zweifellos liebe ich Italien, und ich werde den Italienern nach wie vor meine Sympathien beweisen, aber nur innerhalb gewisser Grenzen und keinesfalls in einer Weise, die den Frieden gefährden könnte.

Er verharrt auch noch in seiner ungetrübten Ruhe, als er gegen Ende September plötzlich erfährt, daß der Kaiser den Prinzen Napoleon nach Warschau sende, um dort den Zaren Alexander II. zu begrüßen. „Eine einfache, zeremonielle Galamission", erklärt er allen Diplomaten, die ihn wegen dieser unvorhergesehenen Reise befragen. „Daß übrigens der Prinz mit keinerlei politischen Verhandlungen beauftragt ist, ist wohl durch die Tatsache bewiesen, daß ihn der französische Gesandte Montebello nicht begleitet . . ."

Er wäre aus den Wolken gefallen, wenn er den Brief hätte lesen können, den der kaiserliche Botschafter bei seiner Rückkehr aus Polen von Cavour empfing: „Ich danke Eurer Hoheit für die liebenswürdigen Dinge, die Sie mir durch Herrn Nigra zu übermitteln geruhten. Ich war tief gerührt, da ich seit langem eine achtungsvolle Sympathie für Eure Hoheit empfinde. Und jetzt fühle ich mich Eurer Hoheit tief verbunden durch die Bande einer lebhaften Erkenntlichkeit für die hervorragende Rolle, die Eure Hoheit bei dem großen Unternehmen spielt, welches die Unabhängigkeit Italiens und den

Ruhm Piemonts sichern muß. Die Warschauer Mission, die Eure kaiserliche Hoheit mit einer so seltenen Geschicklichkeit durchgeführt haben, wird zu dem Erfolge dieses Unternehmens außerordentlich beitragen. Die Hilfe des Zaren, wenn er sich auch nur darauf beschränkt, eine Einmischung in unsere Angelegenheiten hintanzuhalten, sichert meiner Ansicht nach das Ergebnis des Krieges; indem Eure Hoheit uns diese Hilfe besorgten, haben Sie unserer Sache den allergrößten Dienst erwiesen."

Man kann sagen, daß dieser Brief eine neue Phase in der zwischen Turin und Paris angezettelten Verschwörung eröffnet: er bezeichnet das Erscheinen des Prinzen Napoleon auf der Bühne. Seine Familiarität mit dem Kaiser, seine seltenen Verstandesgaben, sein rednerisches und gewinnendes Talent, sein stattliches Aussehen, sein gebieterischer Blick, seine Zornesausbrüche, sein Stolz, seine Allüren des Volkstribunen, seine beleidigende Verachtung für die offiziellen Hierarchien und Prozeduren, sein fieberhaftes Verlangen, in einer großen historischen Rolle seinen Wert zu beweisen, sein Anspruch, der einzige und wahrhafte Interpret der napoleonischen Ideen zu sein, sein leidenschaftlicher Italienkultus, sein Haß gegen Habsburg, sein Haß gegen Pius IX., sein Haß gegen die Priesterschaft, sein Haß gegen die Kaiserin, seine ganze, kraftvolle Natur eines deklassierten Cäsars bedeuten für Cavour im entscheidenden Augenblick eine vortreffliche Unterstützung.

3

Von diesem Tage an beschleunigen sich die Präliminarien des Dramas, besonders die Verhandlungen über den „Vertrag, betreffend das Offensiv- und Defensivbündnis", dessen Grundlage in Plombières geschaffen wurde. Alles geht in tiefster Heimlichkeit vor sich, zwischen Viktor Emanuel und Cavour auf der einen Seite und zwischen dem Kaiser und seinem Vetter auf der anderen; Nigra, ewig unterwegs, vermittelt den Austausch der Meinungen.

Am 24. Dezember ist die Einigung erreicht. Mit Ausnahme einiger redaktioneller Einzelheiten fehlen nur noch die Unterschriften. Nach den Bestimmungen des politischen Vertrages, dem sich eine Militär- und eine Finanzkonvention anschließen, verpflichtet sich Frankreich, Piemont zu unterstützen, wenn es von Österreich angegriffen wird; das eigentliche Ziel dieses Bündnisses ist die Befreiung Italiens von der österreichischen Herrschaft; dann annektiert Piemont die Lombardei, Venezien, die Herzogtümer von Parma und Modena, die Legationen und die Marken; in Mittelitalien wird ein unabhängiges Königreich errichtet; die Herrschaft des Papstes bleibt in der Provinz Rom aufrechterhalten; das Herzogtum Savoyen und die Grafschaft Nizza werden mit Frankreich vereinigt.

Nach dem Abschluß der Verhandlungen entschließt sich Napoleon III. endlich, seinen Außenminister zu unterrichten. Verblüfft, verwirrt stößt Walewski einen Alarmruf aus: „Gestatten Sie, Sire, gestatten Sie meiner Ergebenheit, die niemand in Zweifel ziehen wird, Ihnen zu sagen, daß Sie sich auf einen verhängnisvollen Weg

begeben haben! . . .“ Und er nimmt seinen Abschied. Aber ein liebenswürdiger Brief des Herrschers und vielleicht auch ein noch intimerer Einfluß bestimmen ihn, seine Demission zurückzuziehen. Er folgt nun seinem Herrn „auf dem verhängnisvollen Wege“.

Am 1. Januar 1859 erscheint das diplomatische Korps in großer Uniform in den Tuilerien, um dem Kaiser seine Huldigung und seine Glückwünsche zu überbringen. Napoleon III. hat an diesem Tage seine rätselhafteste Miene aufgesetzt.

Er empfängt mit zeremoniöser Kälte die Glückwünsche des apostolischen Nuntius. Als er jedoch zu dem österreichischen Gesandten kommt, leuchten plötzlich seine Augen auf, und mit langsamer Stimme läßt er die Worte fallen: „Ich bedaure, daß die Beziehungen zwischen unseren Ländern nicht mehr so gut sind wie früher; wollen Sie indessen Kaiser Franz Joseph versichern, daß sich meine persönlichen Gefühle ihm gegenüber nicht verändert haben.“

Diese ernsten Worte, die bei einer feierlichen Gelegenheit, an der Schwelle des neuen Jahres, gesprochen wurden, durcheilen bald die ganze Welt und erwecken ein unheilvolles Echo.

Kein Zweifel, sie bedeuten Krieg. Die Öffentlichkeit verliert den Kopf. Auf der Pariser Börse stocken die Geschäfte, die Renten fallen, die festesten Werte geben nach.

Kaum haben sich die Geister ein wenig beruhigt, als man am 11. Januar voll Betroffenheit die Thronrede liest, die tags zuvor in Turin gehalten wurde.

Sie ist noch ernster als die Ansprache an Hübner. „Das Jahr beginnt unter einem düsteren Himmel", sagt Viktor Emanuel. „Unsere Lage ist nicht ungefährlich; wenn wir auch die Verträge achten, sind wir dennoch nicht fühllos gegen den Schmerzensschrei, der aus so vielen Gegenden Italiens zu uns heraufdringt. Stark in unserer Einigkeit, vertrauend auf unser gutes Recht, erwarten wir mit Klugheit und Entschlossenheit die Befehle der göttlichen Vorsehung."

Die allgemeine Unruhe hat wieder neue Nahrung gewonnen. In ganz Europa herrscht eine Panikstimmung. „Man hat den Funken ins Pulverfaß geworfen", sagt Prinz Albert, der von einem Tag auf den andern die Explosion erwartet. Und Cavour, dessen Freude keine Grenzen mehr kennt, schreibt an einen seiner Mitarbeiter: „Nun haben wir Österreich endlich in eine Sackgasse getrieben, aus der es nicht mehr heraus kann, ohne die Kanonen abzufeuern."

Dann, zwei Tage später, ein neuer Zwischenfall. Der „Moniteur" meldet, daß Prinz Napoleon in der Begleitung des Generals Niel nach Turin abgereist sei; keinerlei Erklärung für die Reise; aber alle Welt munkelt, der Vetter des Kaisers wolle sich um die Hand der Prinzessin Klothilde bewerben und zweifellos zu gleicher Zeit eine große politische Mission erfüllen.

Man ist übrigens bald seine Zweifel los. Am 24. Januar wird die Verlobung kundgemacht; die Hochzeit soll am 30. gefeiert werden.

4

Da Viktor Emanuel nicht den Mut zu besitzen glaubte, persönlich seiner Tochter die gefürchtete Heirat, die er für sie bestimmt hatte, anzukündigen, mußte Cavour diese Sache erledigen.

Man darf wohl annehmen, daß der Minister bei der Erfüllung dieser peinlichen Pflicht keinerlei Gewissensbisse empfunden hat. Welches Gewicht haben in einer nationalen Krise, da das Schicksal des Vaterlandes auf dem Spiele steht, da Tausende von Menschen den Tod finden werden, die Neigungen und Zimperlichkeiten eines jungen Mädchens? . . . Hätte er vielleicht vor der großen Jugend des Opfers haltmachen sollen? . . .

Klothilde ist fünfzehn Jahre und sechs Monate alt. Viele Prinzessinnen haben in diesem Alter und sogar noch früher geheiratet. Prinzessin Elisabeth von Bayern war erst fünfzehn Jahre und vier Monate alt, als sie den Kaiser Franz Joseph heiratete.

Im übrigen bleibt es Cavour erspart, sich in rednerische Unkosten zu stürzen, um die Einwilligung „Mme. Klothildes" zu erlangen. Er beschränkt sich darauf, ihr zu erklären, daß sie durch diese Heirat der Sache Italiens und dem Ruhme ihres Hauses einen großen Dienst erweisen werde. Sie fügt sich sogleich. Zu dem König gewandt, der soeben eingetreten ist, sagt sie: „Diese Verbindung muß mir schlechterdings passend erscheinen, da Sie sie mir vorschlagen. Ich unterwerfe mich folglich blindlings Ihrem Willen . . ." Dennoch äußert sie den Wunsch, den Prinzen Napoleon kennenzulernen, bevor sie das unwiderrufliche Ja spricht.

Um diese nur allzu berechtigte Forderung zu erfüllen, muß man die Hochzeit ein wenig verschieben. Der Kaiser fügt sich ohne sonderliche Mühe; denn er verkennt durchaus nicht, wie peinlich vom moralischen Gesichtspunkt aus und wie gefährlich unter einem politischen Aspekt es sein würde, wenn man die Unterzeichnung des Bündnisvertrages und die Hochzeitsfeier zu gleicher Zeit stattfinden ließe, als sei das eine der Preis des anderen. Walewski hat ihm dieses Bedenken sehr mutig vorgetragen: „Was ich Eurer Majestät heute morgen über die Nützlichkeit einer Verschiebung des Heiratstermines gesagt habe, scheint mir eine ernste Erwägung zu verdienen. Der Gedanke, daß Sie aus einem ausschließlich dynastischen Interesse, nur, um einen Vetter zu versorgen, das Land allen Fährnissen eines Krieges preisgeben wollten, dieser Gedanke würde eine um so beklagenswertere Wirkung üben, als dieser Vetter im Lande nicht beliebt ist. Wäre es nicht besser, die Heirat insgeheim zu verabreden und sich die größte Mühe zu geben, daß vor Ausbruch des Krieges nichts an die Öffentlichkeit gelangt? Dann, im Frieden, würde sich die Heirat ohne weitere Unbequemlichkeiten vollziehen lassen."

Aber der schreckliche Vetter ist auf diesem Ohre taub; er will die Doppelentscheidung beschleunigen, aus Angst, daß ihm, sowie einmal der Vertrag unterzeichnet ist, die Heirat entschlüpfen könnte.

Diese Heirat ist für ihn tatsächlich zu einer Art Besessenheit geworden, in der alle Begierden seiner impulsiven und herrischen Natur zusammentreffen. Erstens wünscht er seit langem einen regelmäßigen Haushalt zu besitzen, der ihm, ohne ihn bei seinen liederlichen Lau-

nen zu stören, gestatten würde, seine Rolle im Staate mit größerer Pracht und Autorität zu spielen. Dann, welch stolzer Triumph gegenüber seinem Vetter, daß man ihn als Gatten in die älteste Dynastie Europas aufnimmt! Bereits seine Geburt verleiht ihm einen Vorrang vor Napoleon III., da seine Mutter, Katharina, Prinzessin von Württemberg war, bevor sie den westfälischen Thron bestieg, während die Königin Hortense — eine Beauharnais! ... Um wieviel mehr wird er ihn nun übertreffen durch den Vergleich der Prinzessin Klothilde mit der Montijo! Und schließlich hat auch er wie der Kaiser seinen geheimen Traum. Einen großen Traum, den er niemandem, außer einigen Vertrauten, eröffnet. Dieses unabhängige Königreich, das man in Mittelitalien schaffen muß, indem man große Stücke des päpstlichen Gebietes an Toskana angliedert, dieses Königreich, das durch seine Geschichte, seine Denkmäler, seine Eleganz und seine attische Kultur das feinste Kleinod der Halbinsel sein wird, dieses Königreich begehrt er für sich. So muß er sich folglich, noch bevor der Krieg ausbricht, in den italienischen Boden verpflanzen. Und wie könnte es ihm besser gelingen als durch seine Zugehörigkeit zum Hause Savoyen?

Bei seiner Ankunft in Turin, am 16. Januar, beginnt er folglich zu gleicher Zeit und mit gleicher Energie die Heiratsverhandlungen und die politischen Verhandlungen.

Für das Bündnis bestehen keinerlei Schwierigkeiten mehr. Da die redaktionelle Arbeit fast erledigt ist, werden binnen kurzem die endgültigen Protokolle vorliegen.

Am 24. Januar bringt ein Adjutant des Prinzen, Major Ferri-Piani, den Bündnisvertrag, die Militärkonvention und die Finanzkonvention nach Paris. Napoleon III. setzt am 26. seine Unterschrift darunter. Der Adjutant begibt sich mit ihnen sogleich nach Turin, wo Viktor Emanuel sie seinerseits am 29. unterzeichnet. Die Originale tragen jedoch die Daten: 12. und 16. Dezember 1858. Das war des Kaisers Wunsch: „Ich habe Wert darauf gelegt," schreibt er an seinen Vetter, „die Dokumente vorzudatieren, um nicht den Leuten, die ständig behaupten, deine Heirat sei ein Handel und man habe sie nur um den Preis eines Bündnisvertrages erwirken können, gewonnenes Spiel zu geben."

Was die Heiratsverhandlungen betrifft, so ist der Prinz nicht weniger geschwind.

„Mme. Klothilde" hat sich bald überzeugt, daß kein weiterer Aufschub möglich ist. Sie versucht infolgedessen keinerlei Widerstand zu leisten.

Übrigens verfügt diese junge Prinzessin, die kaum erst das heiratsfähige Alter erreicht hat, bereits über eine bemerkenswerte Energie, Festigkeit und Selbstbeherrschung. Wenig hübsch, geschraubt und steif, mit der österreichischen Lippe, ist sie habsburgisch bis in die Knochen. Zu ihrer tiefen Frömmigkeit gesellt sich ein scharfer und sehr klarer Geist. So hat sie auf den ersten Blick den Gatten, den man ihr zuführt, durchschaut, und wie die Iphigenie des Racine konnte sie sich sagen: Dies also ist die Hochzeit, die mir das Schicksal bestimmt hat!

Sogleich aber gewinnen die religiösen Gefühle und das königliche Erbe in ihrer Seele die Übermacht, und ohne ein Wort vollbringt sie das Opfer, das erst mit ihrem Leben enden wird. Gefesselt an einen Menschen, dessen sämtliche Instinkte sie empören, so lebt sie an seiner Seite, ernst und unzugänglich, verschlossen und in Selbstkasteiung wie eine Karmeliterin. Gleichgültig, welche Beleidigungen, welche Demütigungen, ja, welche Gewalttätigkeiten er ihr zufügt, sie nimmt alles hin, die Blicke auf das Kreuz geheftet, bringt all ihren Kummer dem Gott der Liebe und des Trostes dar, sagt sich bei jeder neuen Prüfung: Paratum est cor meum, Domine!

Als in Turin die Neuigkeit bekannt wird, erhebt sich ein Entrüstungsschrei. Wie kann der König einer so schändlichen Mesalliance zustimmen und seine Tochter einem derartigen Menschen ausliefern! . . . Die königliche Familie gerät außer sich: Der Prinz von Carignano wirft sich dem Monarchen zu Füßen, um ihn im Namen seiner Mutter zu beschwören, daß er dem Hause Savoyen diesen Schandfleck erspare. Unter dem Adel, in der Bourgeoisie, ja sogar unter dem Volke ist der Tadel nicht weniger heftig. Als der Ministerpräsident zu Ehren des Prinzen einen Ball veranstaltet, weigern sich die meisten Damen, teilzunehmen.

Inzwischen meldet ein Telegramm aus Paris, daß der Kaiser den Bündnisvertrag unterzeichnet habe. Der Hochzeitsfeier steht folglich nichts mehr im Wege.

Nun aber eine unvorhergesehene Schwierigkeit. Bevor der Prinz das eheliche Sakrament empfängt, muß er im Beichtstuhl erscheinen. Man erwartet gewiß nicht eine Beichte von ihm, die der kanonischen Vorschrift ent-

sprechen würde: Humilis et verecunda, moerens et lacrymabilis; man sucht nur die Form zu wahren. Nach allerlei komödiantischen Verwicklungen schickt man ihm einen Priester, der berühmt ist wegen seiner einschmeichelnden Schlauheit. Der Prinz empfängt ihn mit spöttischer Miene und zieht sich aus der Affäre durch ein Taschenspielerkunststück, durch eine possenhafte Gaukelei, die ihm den Beifall Scapins und Figaros eingetragen hätte.

Am 30. Januar, um zehn Uhr vormittags, strahlt die Capella regia unter der berühmten Kuppel von Guarini im Lichterglanz. Der Erzbischof von Vercelli, unterstützt von vier Bischöfen, leitet die Feierlichkeit.

Etliche Schritte von dem König entfernt haben die Verlobten vor dem Altar Platz genommen. Während jedoch die Prinzessin kniet, bleicher als ihre Schleier, während sie sich voll tiefer Andacht in Gott versenkt, zieht es der Prinz vor, stehen zu bleiben; den Kopf aufgerichtet, die Fäuste in die Hüften gestemmt, mustert er mit hochmütigen Blicken die geputzte Menge der Höflinge, oder er dreht sich nach links und rechts, die Augen in die Höhe gerichtet, als betrachte er die Architektur der Kirche. So wenig scheint er an der Zeremonie beteiligt zu sein, daß mehrere Male — als das gegenseitige Einverständnis ausgesprochen wird, als sie einander die Hände reichen, als sie die Ringe tauschen — ein Priester genötigt ist, sich ihm leise zu nähern und ihn an die Erfüllung der Riten zu mahnen. Die Fron dauert wenigstens nicht lange; um elf Uhr ist alles zu Ende.

Nach dem Verlassen der Kirche und nach einem raschen Kleiderwechsel besteigen die Neuvermählten den

Zug nach Genua, von wo sie sich am nächsten Tage nach Marseille einschiffen wollen. Viktor Emanuel begleitet sie, gefolgt von der königlichen Familie und den Ministern.

Als der Zug um fünf Uhr durch die beflaggten Straßen der stolzen ligurischen Stadt defiliert, begrüßt den Monarchen eine tobende Bevölkerung mit den Rufen: „Es lebe der Krieg! . . . Nieder mit Österreich! . . . Es lebe der König von Italien!"

Das scharfe Gedächtnis Cavours muß ihn in diesem Augenblick an jene begeisterten Träume erinnern, die er achtzehn Jahre früher in diesem selben Genua am glühenden Herzen der Giustiniani geträumt hat. Sagte er sich nicht damals schon, „daß er es ganz natürlich finden würde, eines schönen Morgens als Premierminister des Königreichs Italien zu erwachen?"

5

Kaum sind der Prinz Napoleon und die Prinzessin Klothilde in Marseille an Land gegangen, als Piemont Österreich den Handschuh hinwirft. Von der Parlamentstribüne herab gibt Cavour die außerordentlichen Rüstungen bekannt, die Österreich im lombardischen Königreich betreibt, die Streitkräfte, die es in Cremona, Piacenza, Pavia und den ganzen Ticino entlang zusammenzieht. „Die Sache ist keineswegs mißzuverstehen", sagt er. „Man bereitet hier eine Offensive vor; Piemont muß sich eiligst in die Lage versetzen, sich wehren zu können."

Und nachdem er noch einmal an „die Schmerzensschreie" erinnert hat, die sich in ganz Italien gegen die Herrschaft der Habsburger erheben, läßt er sich Voll-

macht geben, eine Steuer von fünfzig Millionen Franken vorzuschreiben, um die nationale Verteidigung zu sichern.

Bei dieser etwas überstürzten Kundgebung hat der schlaue Cavour nicht nur Österreich im Auge, sondern auch — und vielleicht noch mehr — seinen neuen Verbündeten Frankreich; denn er mißtraut Napoleon III. Er kennt seine schwankende und zaudernde Mentalität; er befürchtet stets irgendeinen Rückzug, irgendeine Sinnesänderung. Und so wie er sich nach der Zusammenkunft in Plombières bemüht hat, ihn vor Europa zu kompromittieren, ebenso führt er, kaum daß der Vertrag geschlossen ist, einen überraschenden Schlag, um die französische Politik unwiderruflich auf die kriegerische Bahn zu lenken.

Von nun an richtet sich sein Vorgehen nicht sonderlich mehr nach seinem kaiserlichen Bundesgenossen; er dirigiert ihn, bald durch Überraschung, bald durch Einschüchterung, sei es, daß er ihn vor vollendete Tatsachen stellt und daß er ihn auf diese Weise zwingt, seine Entscheidungen zu treffen, indem er sie vorausnimmt, sei es, daß er ihn befürchten läßt, er, Cavour, könnte durch eine ungeduldige Gebärde ihre Eintracht zerstören und vor der Welt alle Geheimnisse ihrer Verschwörung enthüllen.

Die Methode ist sicherlich nicht sehr fein; aber das Zusammengehen mit der Sphinx der Tuilerien ist auch nur allzu unbequem.

Der Kardinal von Retz, den man stets mit soviel Nutzen zu Rate zieht, wenn es gilt, Charaktere zu analysieren und Menschen zu behandeln, sagte von „Monsieur", dem Herzog von Orléans und Generalstatthalter

des Königreichs: „Es war bei ihm ein weiter Weg vom Wunsch zum Willen, vom Willen zum Entschluß, vom Entschluß zur Wahl der Mittel, von der Wahl der Mittel zu ihrer Anwendung. Am sonderbarsten aber war, daß er oft mitten in der Anwendung stecken blieb." Das ist genau die Psychologie Napoleons III. Man muß jedoch einen besonderen Zug hinzufügen, in dem sich der Einfluß der Romantik äußert — jene bizarre Entartung des Geistes, jene Unkenntnis seiner selbst, die den Menschen verleitet, sich eine imaginäre, illusorische Persönlichkeit zurechtzustutzen, die seiner eigentlichen Natur nicht entspricht. So schafft man sich eine mehr oder weniger imposante, mehr oder weniger blendende Gestalt, die sich recht leidlich behauptet, solange man sich auf äußerliche Kundgebungen beschränkt, die jedoch zerbröckelt und zusammenstürzt, sowie man auf die brutalen Kräfte der Wirklichkeit stößt.

In einer unvollendeten Studie über „die zweitrangigen Cäsaren" hat der schreckliche Sainte-Beuve bereits sehr fein erfaßt, was bei dem Erneuerer der kaiserlichen Dynastie künstlich und verfälscht war, „hohl und nachgeahmt". Erzogen in der napoleonischen Religion, überzeugt von seiner messianischen Rolle, hat er sich zum Erlöser Frankreichs, zum Schiedsrichter Europas, zum Anwalt und Schwertbruder der unterdrückten Nationen ernannt. Eine derartige Aufgabe würde nichts Geringeres verlangen als eines jener hochrassigen Genies, die offenbar zur Welt kommen, um die Geschichte zu schmieden und die Völker zu führen. Nun, der Sohn der Königin Hortense hat nichts von einem Tatmenschen, weder den klaren Geist noch den festen und richtigen Verstand,

weder organisatorische Fähigkeiten noch kräftige Leidenschaften und vor allem keinerlei gleichmäßige, beständige Spannung des Willens. Von lymphatischem Temperament — was seine teilnahmslose Miene, seinen erloschenen Blick, seine wulstigen Lider, seinen monotonen Tonfall, sein häufiges Schweigen, seinen schweren Gang, seine spärlichen Gesten, seine häufigen Erschlaffungszustände erklärt —, gefällt er sich nur in humanitären Träumen, in großmütigen und verschwommenen Plänen. Er ist ein Idealist oder vielmehr ein Ideologe, der sich in die Politik verirrt hat.

Es dauert nicht lange, und die Ereignisse zeigen Cavour, wie richtig er gehandelt hat, als er gegenüber seinem beunruhigenden Partner seine Vorsichtsmaßregeln traf.

Am 3. Februar halten der Prinz Napoleon und die Prinzessin Klothilde ihren feierlichen Einzug in Paris, inmitten eines eisigen Schweigens; denn in den Augen aller gleicht ihre Vermählung einer Kriegsprophezeiung.

Am nächsten Tage wird eine Broschüre veröffentlicht mit dem Titel: Napoleon III. und Italien. Man begreift sogleich, daß sie durch den Kaiser veranlaßt, wenn nicht sogar diktiert wurde; sie propagiert die Reorganisation Italiens durch ein Föderativsystem, das jede Einmischung Österreichs ausschalten würde; ein Satz fällt besonders auf: „Napoleon I. glaubte die Völker niederwerfen zu müssen, um sie zu befreien; Napoleon III. will sie befreien, ohne sie niederzuwerfen."

Das Werkchen findet einen riesigen Widerhall, der alle Erwartungen des Autors übersteigt, . . . aber ganz im Gegensatz zu seinen Zwecken.

In den Kreisen der Finanz, des Handels und der Industrie herrscht Bestürzung: alle Werte sinken, alle Geschäfte stocken, die Wechselkurse geraten in Unordnung, Bankerotte, Zusammenbrüche usw. . . .

In Regierungskreisen, mit Ausnahme des kleinen, frondierenden Hofes im Palais Royal, kritisiert man mit einer Freiheit des Urteils, mit einer Kühnheit der Sprache, die man seit dem 2. Dezember nicht mehr gekannt hat. Wie immer zeichnet sich Persigny unter den Tapfersten aus; er schreibt an den Kaiser: „Europa und Frankreich haben Sie akzeptiert, weil sie neun Jahre lang zu Ihrem Versprechen, die Verträge zu achten, Zutrauen hatten; sie werden ihr Vertrauen verlieren, wenn Sie durch Ihr Benehmen den Eindruck erwecken, daß Sie die Verträge nicht mehr achten . . .“ Walewski äußert sich nicht weniger mutig: „Die Wirkung der Broschüre, Sire, ist abscheulich. An dem Tage, da Eure Majestät erkennen läßt, daß Ihre Politik nicht mehr auf der Aufrechterhaltung der Verträge beruht, an diesem Tage werden Sie die ganze Welt gegen sich haben. Ich zögere nicht, Ihnen zu versichern, daß, wenn die unselige Broschüre einen offiziellen Charakter trüge, Europa nicht erst morgen, sondern schon heute sich verbünden würde, nicht gegen Frankreich, sondern gegen die Person des Kaisers. Ich wiederhole, Sire: Nach der Stimmung in Frankreich und im Ausland zu urteilen, ist der Krieg unmöglich! . . .“ Drouyn de Lhuys, der nicht mehr die Gelegenheit hat, sich an den Herrscher zu wenden, wiederholt dennoch immer wieder, sogar vor Hübner: „Der Kaiser hat sich zwischen die Bajonette der Koalition und die Bomben der Verschwörer gestellt; diese gewähren ihm einen kurzen

Aufschub, da sie erwarten, daß er die Verträge zerreißen und Europa zum Kampf fordern werde..." Fould, Baroche, Maupas, Marschall Pélissier, General Fleury drücken sich nicht viel anders aus. Morny geht noch weiter. Bei einer Ansprache an die gesetzgebende Körperschaft, in der er den Vorsitz führt, spricht er unter dem Beifall der ganzen Versammlung folgende bedeutsamen Worte: „Die Religion, die Philosophie, die Zivilisation, der Kredit, die Arbeit haben den Frieden zum ersten Gut der modernen Gesellschaft gemacht. Das Blut der Völker läßt sich nicht mehr so leicht vergießen; der Krieg ist die letzte Zuflucht verkannten Rechtes oder beleidigter Ehre. Die internationalen Verbindungen und die Publizität haben eine neue europäische Macht geschaffen, mit der alle Regierungen zu rechnen gezwungen sind; diese Macht ist die öffentliche Meinung."

In der katholischen Partei schließlich erreichen Furcht und Schmerz das äußerste Maß. Der Erzbischof von Rouen, Mgr. de Bonnechose, der 1852 die ersten vertraulichen Mitteilungen über das Thema der päpstlichen Salbung erhalten hatte, fleht Napoleon III. an, „nicht mit seiner bisher so christlichen Politik zu brechen und nicht Österreich den Krieg zu erklären, der Piemont verhängnisvollerweise die Tore Roms eröffnen würde". Da sich die Antwort, die er erhält, in zweideutigen Versicherungen erschöpft, stößt er die bange Klage aus: „Der Kaiser reißt Frankreich aus seiner Bahn. Vom Beschützer des Heiligen Stuhles wird es zum Bundesgenossen seiner Feinde. Wahnsinn. Ich beschwöre Gott, mit uns Erbarmen zu haben und uns die Übel zu ersparen, die uns bedrohen, indem sie den Statthalter Christi bedrohen!"

Nachdem dieser einmütige Widerstand der französischen Öffentlichkeit bereits einen tiefen Eindruck auf den Kaiser gemacht hat, sieht er nun sogleich die Feindschaft ganz Europas gegen sich erwachen.

In London, wo er noch vor kurzem nichts als Freunde zählte, erhebt sich ein Zetergeschrei über seine kriegerischen Pläne. Der englische Diplomat Henry Greville macht sich nur zum Dolmetsch der allgemeinen Entrüstung, wenn er ausruft: „Ist der Gedanke nicht empörend, daß der Weltfriede und das Schicksal eines großen Teiles der Menschheit in den Händen eines skrupellosen, glaubenslosen, ehrlosen Abenteurers liegt, der nur eigennützige Ziele verfolgt und unglückseligerweise über eine riesige Macht verfügt? . . .“ Auf diesem Gebiet vereinigen sich alle politischen Parteien, die Whigs und Tories, Lord Palmerston und Lord Derby, Lord John Russel und Lord Malmesbury. Die Bewegung wird so stark, daß die Königin Viktoria an Napoleon III. schreibt: „Eure Majestät ersieht aus den Reden im Parlament, wie sehr England an der Aufrechterhaltung des Friedens interessiert ist. Die tiefe Besorgnis des Landes in diesem Punkt kommt der meinen gleich. Um die Befürchtungen Europas zu stillen, genügt es, wenn Sie versichern, daß Sie die Verträge achten wollen. Wenn irgend etwas den Kummer vergrößern könnte, den ich bei Ausbruch eines Krieges empfinden würde, wäre es das traurige Erlebnis, Eure Majestät einen Weg einschlagen zu sehen, auf dem Ihnen England unmöglich folgen kann.“

Zu gleicher Zeit verbreitet der Prinzgemahl den Alarm an den deutschen Höfen, wo man bereits nur allzusehr zu dem Glauben neigt, daß die französischen Armeen, falls

sie Österreich in Italien besiegen, unmittelbar darauf zur Eroberung der Rheinprovinzen und Belgiens schreiten werden. Ganz Deutschland gerät in Aufregung; Preußen nimmt offen Partei gegen Frankreich. So sieht der Kaiser bestürzten Blickes die Koalition sich bilden, die ihm Walewski prophezeit hat.

Zumindest kann doch Frankreich auf die tätige Hilfe Rußlands rechnen. Kommt nicht der Pakt, den der Prinz Napoleon auf so geheimnisvolle Weise in Warschau verhandelt hat, tatsächlich einem diplomatischen und militärischen Bündnis gleich, das einerseits Österreich bedroht und andererseits Deutschland zwingt, sich ruhig zu verhalten?

Aber nein! Auch diesmal hat sich der Kaiser in seinen Berechnungen geirrt; auch diesmal muß ihm sein Außenminister, der soeben erst die Dokumente der Verhandlungen kennengelernt hat, die Augen öffnen. Walewski beweist ihm rasch, daß „Fürst Gortschakow, als er sich einem so unerfahrenen Gegner wie dem Prinzen Napoleon gegenübersah, nicht versäumt hat, diese Gelegenheit auszunützen und zu mißbrauchen, um einen leoninischen Vertrag zu schließen, durch den das Kabinett von St. Petersburg unsere Zustimmung zu einer Revision des Pariser Vertrages erhält, ohne uns irgendeine Garantie gegen einen deutschen Angriff auf unsere Rheingrenze zu gewähren." Wenn wir also Österreich den Krieg erklären, dürfen wir von Rußland nichts weiter erwarten als eine freundschaftliche Neutralität, keinerlei gewaltsame Einmischung.

Unter den Schlägen dieser wiederholten Enttäuschungen sieht der Verschwörer von Plombières nach und nach

seinen ganzen Traum zusammenbrechen. Er macht nun eine jener Krisen ängstlicher Ungewißheit durch, da sein Wille ihn verläßt, da sein Verstand sich umwölkt, da sein Denkapparat nur mehr widersprechende, flüchtige, matte Gedanken hervorbringt. Beständig schwankt sein ratloser Geist zwischen Krieg und Frieden. Die Ängste, in denen er zappelt, stehen gleichsam auf seinem Gesicht geschrieben: fahle Farbe, gefurchte Stirne, schlaffer Mund, unsteter, trüber Blick. Nach dem 28. Januar, während der folgenden zwei Tage, nachdem er den Bündnisvertrag mit Piemont unterzeichnet hat, sind alle, die in seine Nähe kommen, verblüfft über seine Niedergeschlagenheit. Der Marschall von Castellane, den er am selben Tage zu sich berufen hat, schreibt in seinem Tagebuch: „Der Kaiser sah traurig und zerstreut aus. Aus unserer Unterredung ging hervor, daß der Kaiser, falls er den Gedanken hatte, Krieg zu führen, die Notwendigkeit eines raschen Verzichts zu fühlen beginnt . . ." Zwei Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages!

Der englische Gesandte bemerkt natürlich diese moralische Krise und versäumt nicht, sie dem Leiter des Foreign Office, Lord Malmesbury, mitzuteilen. Dieser, in seiner geschickten Weise, sieht sogleich den Vorteil, der sich bietet. Er läßt dem Kaiser den Vorschlag machen, daß er Lord Cowley nach Wien sende, um dort eine offizielle Vermittlung anzubahnen, die die italienischen Probleme in gemeinsamer Bemühung nach den folgenden Grundsätzen regeln würde: „Gleichzeitiges Zurückziehen der ausländischen Truppen, die Bologna und Rom besetzt halten — Einführung administrativer Reformen in den italienischen Staaten, Abschaffung der

Verträge, die die Herzöge von Parma und Modena der Habsburgermonarchie lehnspflichtig machen — Wiederherstellung guter Beziehungen zwischen Österreich und Piemont."

In den Tuilerien wird dieses Programm mit eifriger Dankbarkeit aufgenommen. Und um die Mission des britischen Gesandten zu erleichtern, läßt Napoleon sogar im „Moniteur" vom 5. März eine erzürnte Note veröffentlichen, in der er die kriegerischen Absichten dementiert, die man ihm zuschreibt, „diese absurden Gerüchte, die die Böswilligkeit erfindet, die Gutgläubigkeit verbreitet und die Dummheit akzeptiert"; schließlich erklärt er kategorisch, daß er dem König von Piemont nur eine einzige Sache versprochen habe — ihn gegen einen österreichischen Angriff zu verteidigen — weiter nichts. Um in das offiziöse Blatt des Kaiserreiches derartige Behauptungen einzuschalten, mußte Napoleon III. ein gutes Teil Gewissenlosigkeit oder Vergeßlichkeit besitzen; denn hatte er nicht in Plombières mit Cavour die Mittel ersonnen, um eine österreichische Offensive zu erzwingen, ohne von allem übrigen zu sprechen?

Die Veröffentlichung dieser Note beruhigt sogleich die Gemüter; alle Geschäfte beleben sich von neuem; die Börsenkurse klettern munter empor. Der Optimismus steigert sich noch, als man drei Tage später erfährt, daß Prinz Napoleon das algerische Ministerium verläßt; man bezweifelt nicht, daß seine Demission nur ein Mäntelchen für die kaiserliche Ungnade ist; man erwartet den Sturz Cavours.

Während jedoch das Londoner Kabinett sich bemüht, die versöhnlichen Stimmungen zu verwirklichen, die

Lord Cowley bei dem Kaiser Franz Joseph und dem Grafen Buol gefunden hat, bringt Fürst Gortschakow feierlich den Vorschlag eines Kongresses aufs Tapet. Dieser Schritt ist seltsam, unvorhergesehen, so ärgerlich wie nur möglich; denn er durchkreuzt das geschickte Manöver der britischen Regierung, und unter dem Vorwand, die Debatte zu erweitern, stellt er alles in Frage. Niemand begreift, wie dem Minister des Zaren dieser Gedanke kommen konnte; man weiß heute, daß er von dem russischen Gesandten in Paris ausging, dem General Kisselew, dem er von Napoleon insgeheim zugeschoben wurde.

Der Kongreß war seit jeher seine Schimäre, einen ökumenischen Areopag zu leiten, seit jeher sein Traum. Hypnotisiert von dem Zeitalter der Antonine und der Majestät des „römischen Friedens", glaubt er sich von der Vorsehung berufen, dieses historische Wunder zu erneuern und die erhabenen Wohltaten des „napoleonischen Friedens" über die Welt auszugießen. Vor sieben Monaten, in den Schatten Plombières', versuchte er mit Cavour herauszufinden, durch welches Vorgehen man „Österreich zwingen könnte, gegen Piemont eine jener hübschen, kleinen Angriffshandlungen zu begehen." Und er sah sich bereits, die Heldentaten von Arcole und Marengo wiederholend, seine Armeen jenseits der Alpen bis vor die Tore Wiens führen, denn Österreich wird nicht nachgeben, „solange man ihm nicht den Degen auf die Brust setzt!"

Jetzt kehrt er zu den berühmten Reden von Bordeaux zurück: „Das Kaiserreich ist der Friede! . . . Der Ruhm vererbt sich auf den Erben, nicht aber der Krieg. Wehe

über den, der Europa als erster das Zeichen zu einem Zusammenstoß gibt!"

Auch er fügt sich mit geschlossenen Augen sämtlichen Klauseln des russischen Vorschlages; er stimmt sogar zu, daß nur die fünf Großmächte, nämlich Frankreich, England, Österreich, Preußen und Rußland, an dem Kongreß teilnehmen; daß folglich die italienische Frage ohne Piemont geregelt werde; daß man überdies die Grundsätze von 1815 respektiere und daß schließlich, vor jeglicher Beratung, das Turiner Kabinett aufgefordert werde, seinen militärischen Apparat einzuschränken. Angesichts dieser brüsken Sinnesänderung hatte Lord Cowley das Recht zu schreiben: „Ich weiß nicht mehr, was der Kaiser will; es geht über meinen Verstand, das Wahre und Falsche in seinen Worten zu entwirren."

Aber der schwächliche Herrscher hat die Rechnung ohne Cavour gemacht.

6

Schon seit mehreren Wochen beobachtet der piemontesische Minister mit unruhigen Augen die Entwicklung, die sein hinterlistiger Komplice durchmacht und die, wenn es in dieser Richtung weitergeht, sehr wohl binnen kurzem zu einem öffentlichen Widerruf des Bündnisvertrages führen könnte.

Nun, er weiß, daß es für wendige und ausflüchtige Naturen nur ein einziges Heilmittel gibt: den moralischen Zwang unter dem Druck der Tatsachen. Er beschleunigt folglich soviel wie möglich, und von nun an ohne jede Bemäntelung, die kriegerischen Vorbereitungen, damit man in den Tuilerien begreife, daß der Würfel gefallen

ist; daß die Zeit der Ausflüchte und diplomatischen Schliche vorüber ist; daß Piemont unter keinerlei Vorwand ein Zurückweichen, eine Konzession, einen Aufschub zulassen wird.

Bei jeder Wendung des Kaisers verdoppelt er seine Kühnheit. Bald erläßt er ein Dekret, das mehrere Reservistenklassen unter die Waffen ruft; bald organisiert er in auffälligster Weise eine Truppe lombardischer und venezianischer Freiwilliger, die gegen Österreich rebelliert haben; bald läßt er etliche beängstigende Auslassungen über den nahen Aufstand in ganz Italien in die Presse sickern; und schließlich erweckt er durch einen Brief des Königs an den Prinzen Napoleon die Befürchtung, daß ein mehr oder weniger zufälliger Zwischenfall Piemont sogleich nötigen könnte, die Eröffnung der Feindseligkeiten zu beschleunigen.

Als jedoch der Vorschlag des Kongresses erfolgt, als Napoleon III., in Mißachtung seines geschworenen Wortes, einwilligt, die italienische Frage dem Schiedsurteil Europas zu unterwerfen, und damit beginnt, daß er Piemont mundtot macht, da eilt Cavour nach Paris.

Prinz Napoleon, der ihm eine sofortige Audienz beim Kaiser verschafft, hat sie durch einen heftigen Zornesausbruch vor seinem Vetter sozusagen eingeleitet. „Im Krimkrieg wurden die piemontesischen Soldaten für würdig befunden, Seite an Seite mit den Truppen der Großmächte zu figurieren; König Viktor Emanuel hatte die Ehre, mit unserer Erlaubnis das Blut und Geld seines Volkes verschwenden zu dürfen zugunsten dieser Großmächte, die ihn heute in einer rein italienischen Frage vor die Türe setzen. Und dieser so ernste Entschluß wird

getroffen, ohne ihn anzuhören! . . . Offenbar, Sire, haben Sie die Tragweite dieser Handlung ermessen. Es ist die erneute heilige Allianz! Es ist das Todesurteil für die italienischen Völkerschaften! Es ist der Despotismus der Starken gegen die Schwachen! Es ist die Vernichtung des Vertrages mit Piemont, die Preisgabe beschworener Versprechen und beschlossener Pläne! Es wird Sie zu einer ‚römischen Expedition' gegen Piemont führen. Und das heißt, die Explosion in Italien überstürzen. Ich sehe die Dinge, die sich ereignen werden, so klar wie die Sonne am Himmel. Entweder wird Herr von Cavour seinen Abschied nehmen und mein Schwiegervater abdanken, indem sie der Welt die Motive ihrer Handlungsweise klar darlegen, oder Piemont wird gegen den Kongreß protestieren, mutig bewaffneten Widerstand leisten und in den Tod gehen. Dann wäre abermals ein Volk geopfert und eine große Sache verloren! Wenn Sie sich in dieser Hinsicht irgendwelchen Enttäuschungen hingeben, werden die Ereignisse Sie binnen acht Tagen eines besseren belehren . . ."

Der Kaiser, noch gar nicht recht erholt von dieser Standpredigt, die ihm sehr auf die Nerven gegangen ist, empfängt Cavour am 26. März.

Es ist das erste Mal, daß sie sich seit ihrer geheimen Unterredung in Plombières Auge in Auge gegenüberstehen. Zwischen diesen beiden Männern sind die Chancen sicherlich nicht gleich verteilt, da der eine der autokratische Beherrscher eines der größten Kaiserreiche auf Erden ist, während der andere lediglich ein armseliges Königreich vertritt, dem die Großmächte nicht einmal das Recht zubilligen, sich Gehör zu verschaffen. Aber

durch den innerlichen Elan, durch die Härte und die magnetische Kraft des Willens, durch die klare und dringende Wucht der Argumentation, durch die Schärfe des Blicks, der wie ein blanker Degen funkelt, ist der Kleinere von beiden bei weitem der Stärkere.

Das Geheimnis ihrer Unterredung wird vielleicht nie gelüftet werden. Man weiß jedoch, daß der Minister Viktor Emanuels sich heftig gegen die Forderung verwahrt hat, die Frage der italienischen Unabhängigkeit, das heißt, die unverjährbaren Rechte eines ganzen Volkes, den willkürlichen Entscheidungen einer politischen Synode zu unterwerfen; und er hat in nicht weniger scharfen Worten eine vorgängige Verkleinerung der piemontesischen Armee verweigert. Ebensowenig läßt sich bezweifeln, daß er dem Kaiser gedroht hat, von der Regierung zurückzutreten, wenn ihn Frankreich in dieser entscheidenden Stunde im Stiche lasse, und in den Vereinigten Staaten sämtliche Beweise ihrer Verschwörung zu veröffentlichen. Hat er die Kühnheit noch weiter getrieben? Hat er vor Napoleon III. das Gespenst Orsinis heraufbeschworen? Hier sieht man sich auf Vermutungen beschränkt. Ist es aber nicht wahrscheinlich, daß der Monarch in manchen Minuten dieses ernsten Gesprächs an den Wänden seines Arbeitszimmers, wie beim Feste des Belsazar, den schrecklichen Ausspruch des Mörders erscheinen sah: Solange Italien nicht unabhängig ist, werden die Ruhe Eurer Majestät und die Ruhe Europas nur Schimären sein?

Wie dem auch sei, Cavours Vorstoß ist sehr heftig gewesen; denn am nächsten und übernächsten Tage muß Napoleon das Bett hüten.

KAISER FRANZ JOSEPH I.

In Hofkreisen erklärt man sich sehr rasch die Indisposition des hohen Herrn, und der österreichische Gesandte verzeichnet sogleich in seinem Tagebuch: „Vielleicht wird Kaiser Napoleon durch die Ängste, die er momentan erduldet, durch die Erkenntnis der Gefahren, die ihn umgeben, durch die Folterqualen, die ihm Herr von Cavour in der Stunde, da ich diese Zeilen schreibe, zufügt, seinen Fehler büßen; vielleicht muß man noch nicht völlig darauf verzichten, ihn seine Irrtümer aufgeben zu sehen."

Während der arme Herrscher in seinem Bett langsam wieder zu Kräften kommt, hat Cavour lange Unterredungen mit Walewski, Lord Cowley, General Kisselew, dem Prinzen Napoleon und den Vertrauten vom Palais Royal.

Am 29. März sieht er den Kaiser wieder, diesmal in Gegenwart des Außenministers. Aber er erhält von ihm nur unbestimmte Versprechungen, Sympathiebeteuerungen, den Rat, abzuwarten. Ihren Abschiedsgrüßen fehlt jede Herzlichkeit.

In dem Augenblick, da Cavour den Turiner Expreß besteigt, sagt er mit lauter Stimme vor einer zahlreichen Umgebung: „Der Kaiser hat mich in einer foppischen Weise entlassen. Ich möchte indessen nicht, daß er sich über uns lustig macht!"

Diese Laune ist seines Scharfblicks nicht würdig: er hat keinerlei Anlaß, zu schimpfen, er darf sich glücklich schätzen. Wenn auch die greifbaren Erfolge seiner Reise gleich Null sind, die moralischen Ergebnisse sind ungeheuer. Er hat seinen Einfluß auf den Kaiser wiederhergestellt; er hat ihn auf den rechten Weg gebracht; er hat

ihm endgültig jeden Rückzug abgeschnitten; ja, noch mehr, er hat ihn durch das schreckliche Dilemma gebannt: „Den Krieg oder die Schande!...“ Also den Krieg.

Was nützt es, wenn in den folgenden Wochen die Kanzleien der Großmächte sich bemühen, den Kongreß, der die letzte Friedensmöglichkeit bietet, zusammenzubringen; sie tauschen nur mehr hohle Worte, unfruchtbare Formeln aus, da die Hilfsmittel der Diplomatie nichts gegen den Determinismus der Wirklichkeit vermögen.

Am 23. April läßt Österreich, dessen Geduld zu Ende ist, Piemont durch einen außerordentlichen Gesandten, den Baron von Kellersberg, die Forderung überreichen, den Effektivbestand seiner Armee binnen einer Frist von drei Tagen herabzusetzen.

Am 26. April um sechs Uhr abends weist die piemontesische Regierung das Ultimatum zurück.

Nachdem Cavour den österreichischen Bevollmächtigten entlassen hat, begibt er sich in das Vestibül seines Arbeitszimmers, wo sich eine ängstlich neugierige Menge drängt. Und mit strahlender Miene ruft er aus: „Alea jacta est! Der Würfel ist gefallen!... Wir haben Geschichte gemacht. Jetzt wollen wir essen gehen!“

Am nächsten Tage erhält die österreichische Armee unter dem Kommando des Generals Giulay aus Wien den Befehl, die Grenze zu überschreiten. Zwei Tage später setzt das Korps des Fürsten Schwarzenberg bei Pavia über den Ticino.

VII

SOLFERINO UND VILLAFRANCA

Während der König den Befehl über die piemontesische Armee übernimmt, vereinigt Cavour alle politischen, verwaltungstechnischen und finanziellen Organe der nationalen Verteidigung in seinen Händen. – Revolution in Modena, Parma, Bologna, Florenz. Einsetzung piemontesischer Kommissare. Erhebung der Marken und Umbriens. – Ankunft Napoleons III. in Genua. Jubelnder Empfang; ein Tag der Vergötterung und des Taumels. Proklamation an die italienische Armee: „Die Heilige Straße". – Allgemeine Generaloffensive der Alliierten. Sieg von Magenta am 4. Juni; Einzug in Mailand am 8. Juni; Sieg von Solferino am 24. Juni. Jäher Stillstand der Offensive; ungestörter Rückzug der Österreicher hinter die Etsch. – Die Mission des Generals Fleury in Verona. Napoleon III. läßt Franz Joseph einen Waffenstillstand vorschlagen, der angenommen wird. – Cavour gerät in Bewegung, da er den Abschluß des Waffenstillstandes befürchtet. Er reist augenblicklich in das Hauptquartier des Königs nach Monzambano am Mincio. Aus aller Kraft beschwört er Viktor Emanuel, keinen vorzeitigen Frieden zu unterzeichnen; heftiger Wortwechsel. Cavour entfernt sich wütend. Dann läßt er sich in das französische Hauptquartier, nach Valeggio, führen, wo er vergeblich eine Audienz bei dem Kaiser nachsucht. Er hofft, zumindest bei dem Prinzen Napoleon Unterstützung zu finden: Neuerliche Enttäuschung. – Die Motive, die den Kaiser gezwungen haben, die militärischen Operationen hastig zu beenden. Bittere Mißgeschicke, die er in seiner Rolle als Generalissimus erduldet hat; drohende Haltung Preußens und der deutschen Staaten: Der Weg nach Paris ist offen. – Am 11. Juli Zusammenkunft zwischen Napoleon III. und Franz Joseph in Villafranca. Rasche Einigung über die allgemeinen Friedensbedingungen: Österreich tritt die Lombardei ab, aber es behält Venezien, von wo aus es auch fernerhin die Halbinsel beherrschen wird, kraft der Stellung, die ihm in dem italienischen Staatenbund versprochen ist. – Cavour revoltiert, als ihm der König diese Klausel mitteilt: Er demissioniert. – Napoleons III. Ungeduld, den Boden Italiens zu verlassen; seine Rückkehr über Turin: Das Bild Orsinis. Ankunft in Saint-Cloud: Öffentliche Beichte. – Cavour zieht sich zuerst in die Schweiz, dann nach Léri zurück. Die Schnelligkeit, mit der er sich sammelt und auf die Präliminarien von Villafranca eine neue Konzeption des Risorgimento begründet . . .

I

Während König Viktor Emanuel zur Armee reist, deren Oberkommando er bis zur Ankunft der Franzosen führt, vereinigt Cavour, der allein in der Hauptstadt zurückbleibt, mit seinen Funktionen des Ministerpräsidenten und Außenministers die Portefeuilles des Inneren, des Krieges und der Marine. Auf diese Weise hat er die wesentlichen Organe der nationalen Verteidigung in seinen Händen.

Um diese schreckliche Arbeitslast zu bewältigen, ist er ununterbrochen auf dem Posten, verläßt kaum noch sein Arbeitszimmer, gestattet sich mit knapper Not fünf Stunden nächtlichen Schlafes. Die ganze Verproviantierung der Armee, die ganze Verwaltung der Intendantur, der Requisitionen, der Magazine, der Arsenale, der Etappen und Transporte ist seiner persönlichen und unmittelbaren Autorität unterstellt. Hier entfaltet er jene administrative Begabung, jene schönen Fähigkeiten der Initiative, Leitung und Improvisation, die ehemals einem Louvois die Titel „Groß-Munitionär" und „Groß-Proviantär" eingetragen haben.

Neben dieser aufreibenden Arbeit leitet er noch eine andere, die nicht weniger schwer, aber viel heikler ist: die Erhebung der kleinen italienischen Staaten gegen ihre verhaßten Fürsten.

Er hat sein Mobilmachungsprogramm so gut zusammengestellt, er hat in Palavicino und La Farina so kluge und tätige Mitarbeiter gefunden, daß Florenz bereits am 27. April seinen Großherzog entthront. Dann folgen Massa, Carrara, Parma, Piacenza, Modena, die ihre Regierungen verjagen. Bald greift der Aufstand auf die

Kirchenstaaten über: Bologna, Ravenna, Foreli, Fano, Sinigaglia, Ancona, Perugia zertrümmern das Wappen des Heiligen Stuhles und hissen die nationalen Farben. In all diesen befreiten Provinzen wendet sich die Bevölkerung Piemont zu und fordert die Diktatur Viktor Emanuels.

Cavour, dessen Hauptsorge es ist, die Revolution, nachdem er sie entfesselt hat, in genauen Grenzen zu halten, schickt überall kommissarische Vertreter hin, die er nach ihrer Klugheit und Festigkeit bestimmt. Allen erteilt er die gleiche Instruktion: „Halten Sie streng die Ordnung aufrecht; machen Sie die übermenschlichsten Anstrengungen zur Unterstützung des Krieges! Was die politischen Probleme betrifft, so warten wir, bis wir gesiegt haben! . . .“ Man fühlt, wie sehr es ihm darum zu tun ist, das Haus Savoyen in dem größeren Teile der Halbinsel auf irgendeine Weise zu verankern, bevor Napoleon III., der um so mehr zu fürchten ist, je siegreicher seine Unternehmung verläuft, die Möglichkeit hat, den piemontesischen Ansprüchen entgegenzutreten und seine persönlichen Kombinationen in den Vordergrund zu schieben. Man könnte meinen, daß der kluge Minister sich jeden Morgen die Fabel La Fontaines über „die Ziege und das Schaf in Gesellschaft des Löwen“ wiederholt.

2

Doch seit der Zurückweisung des österreichischen Ultimatums muß er mit seinem erhabenen Verbündeten schlechterdings zufrieden sein.

Erstens hat der italienische Krieg zufolge eines selt-

samen Phänomens, durch einen jähen Umschwung der öffentlichen Stimmung, die Begeisterung des französischen Volkes entfacht. Mérimée beeilt sich, diese glückliche Neuigkeit seinem Freunde Panizzi mitzuteilen: „Wir sind eine wunderliche Nation! Ich habe Ihnen vor vierzehn Tagen geschrieben, daß es in Frankreich keinen Menschen gebe, der den Krieg wolle, und ich glaube, die Wahrheit gesagt zu haben. Heute können Sie das Gegenteil für wahr halten. Der gallische Instinkt ist erwacht. Heute herrscht eine Begeisterung, die ihre großartige und auch ihre beängstigende Seite hat. Die Bevölkerung begrüßt den Krieg mit Freude; sie ist voll Zuversicht und Eifer. Was die Soldaten betrifft, so ziehen sie aus wie zum Tanz. Wenn sie durch die Straßen zum Bahnhof marschieren, überhäuft man sie mit Blumen, bringt ihnen Wein, umarmt sie; man beschwört sie, soviel Österreicher wie nur möglich umzubringen. Jeder einzelne trägt einen Strauß an seiner Flinte. Diese französische Heiterkeit enthält ein beträchtliches Element des Erfolges: unsere Leute glauben sich des Sieges sicher. Die Bankiers und die beaux messieurs jammern immer noch über die unheilvolle Verwicklung; aber die Masse ist für den Krieg, und der Kaiser ist populärer denn je."

Napoleon III., neu belebt durch dieses unvorhergesehene Erwachen seiner Popularität, vergißt bereits den Alpdruck, den er soeben durchgemacht hat, zweifelt nicht länger an sich, sieht seinen Stern wieder leuchten und richtet an das französische Volk eine feierliche Proklamation, in der er erklärt, warum Frankreich zu den Waffen greift: „Wir wollen ein Volk befreien, das unter

fremder Unterdrückung seufzt. Österreich hat die Dinge so auf die Spitze getrieben, daß es bis an die Alpen herrschen, oder daß Italien frei sein muß bis an die Adria!..."

Am 12. Mai verläßt er im Hafen von Genua die „Königin Hortense". Die Sonne strahlt mit heftigem Glanz, wie in den heißesten Tagen des Sommers. Im blendenden Widerschein des Meeres und Himmels gleicht die Stadt mit ihren Marmorpalästen, auf den Hügelterrassen ihres Amphitheaters, einer Märchendekoration. Als die Schaluppe, die den Cäsar und das Glück Italiens trägt, von dem kaiserlichen Avisoschiff abstößt, umschwärmen sie Hunderte von Barken und überschütten sie mit Rosen; man könnte meinen, es sei die Galeere der Kleopatra auf den Wassern des Cydnus. Den ganzen Kai entlang eine zahllose Menge, ein malerisches und buntes Gewimmel. Plötzlich erfüllt ein ungeheures Geschrei die Lüfte, übertönt den Lärm der Glocken und den Donner der Kanonen. Selbst in den heldenhaften Zeiten des großen Doria hatte das Herz der alten Herzogstadt nicht feuriger geschlagen.

Der Prinz von Carignano und der Ministerpräsident warten an der Landungsbrücke, um den Kaiser im Namen des Königs zu begrüßen. Dann begibt sich der Zug nach dem Palazzo Reale, begleitet von jubelnden Ovationen, unter Triumphbögen, Wimpeln und Blumen.

Geblendet, berauscht, funkelnden Auges, bleichen Gesichts fühlt Napoleon III. in seinem Herzen alle die Erinnerungen und Träume der Vergangenheit sich regen. Einen Augenblick lang beugt er sich zu Cavour, der vor ihm sitzt, und sagt mit ernster Stimme: „Ein Vierteljahrhundert ist es her, daß mein Bruder in meinen Ar-

men für die Sache Italiens starb und meine Mutter mich den Klauen der Österreicher entriß!"

Bis zum Abend dauert die Phantasmagorie fort, mit Empfängen, einem prächtigen Festmahl, einer Opernvorführung. Um diesen Tag der Vergötterung und des Jubels würdig abzuschließen, gibt der Kaiser seinen Truppen seine Übernahme des Oberbefehls bekannt:

Soldaten!

Ich stelle mich an eure Spitze, um euch in die Schlacht zu führen. Wir werden den Kampf eines Volkes unterstützen, das seine Unabhängigkeit fordert; wir werden dieses Volk von seinen fremden Unterdrückern befreien ... Ich kann mir ersparen, euren Eifer anzuspornen: Jede Etappe wird euch an einen Sieg erinnern. In der Via Sacra, der Heiligen Straße des alten Rom reihte sich Inschrift neben Inschrift auf dem Marmor, um dem Volk seine großen Taten ins Gedächtnis zu rufen. Ebenso werdet ihr heute, wenn ihr durch Mondovi, Marengo, Lodi, Castiglione, Arcole, Rivoli kommt, auf einer heiligen Straße marschieren, inmitten dieser ruhmreichen Erinnerungen! Das Vaterland erwartet viel von euch. Schon widerhallen von einem Ende Frankreichs bis zum andern die Worte einer glücklichen Prophezeiung: Die neue Italien-Armee wird ihrer älteren Schwester würdig sein!

Am übernächsten Tage begibt sich Napoleon III. in sein Hauptquartier nach Alessandria. Die großen stra-

tegischen Operationen werden sogleich beginnen, denn die Gegner haben bereits Fühlung genommen. Auf der einen Seite hundertzwanzigtausend Franzosen und sechsundfünfzigtausend Piemontesen; auf der andern hundertzweiunddreißigtausend Österreicher.

Bisher hat der Kaiser noch nie Krieg geführt; er ist einundfünfzig Jahre alt, also fünf Jahre älter als sein Onkel bei Waterloo. Und diese fünf Jahre entsprechen einer Epoche seines Lebens, in der ihn der Mißbrauch verliebter Launen sichtlich ermüdet hat. Zum Glück hat er vor sich den zögerndsten, ängstlichsten aller Generalissimi, einen würdigen Nachfolger der Melas und Alvinczy — den Feldzeugmeister Grafen Giulay.

Nach zahlreichen Plänkelversuchen und Enttäuschungen, Befehlen und Gegenbefehlen, Märschen und Gegenmärschen unternehmen die Alliierten in der Gegend des oberen Ticino, zwischen Novarra und Turbigo eine Offensive großen Stils.

Nach dem Siege bei Magenta am 4. Juni ziehen sie drei Tage später in Mailand ein.

Cavour durfte niemals hoffen, daß der Krieg unter günstigeren Auspizien beginnen würde. Aber es ist nur ein Anfang. Die österreichische Armee, die sich in guter Ordnung auf den Mincio zurückzieht, wartet nur auf eine Gelegenheit, um die Offensive zu ergreifen; sie empfängt beständig Verstärkungen über den Semmering; ferner wird sie bald das berühmte Festungsviereck von Verona erreicht haben, wo sie sich in aller Ruhe sammeln kann; und, schließlich, die Moral der Truppen ist ausgezeichnet, vor allem, seit der unfähige Giulay sein Amt niedergelegt hat und der junge Kaiser Franz Jo-

seph persönlich den Oberbefehl führt. Alles drängt folglich zu der Vermutung, daß der Krieg noch sehr lange dauern und sehr erbittert sein werde. Überdies hat Cavour nicht vergessen, was ihm der Kaiser in Plombières über die riesige Mühe gesagt hatte, die es die Alliierten kosten würde, die Habsburger von der Halbinsel zu verjagen: „Täuschen wir uns nicht! Österreich verfügt über ungeheure militärische Hilfsmittel; die Kriege des ersten Kaiserreichs haben es nur allzugut bewiesen ... Zwei oder drei gewonnene Schlachten in den Tälern des Po und des Tagliamento werden nicht genügen, damit es auf Italien verzichtet. Wir müssen unbedingt die Festungen des Vierecks blockieren, die Tiroler Pässe sperren und durch Kärnten auf Wien marschieren. Dazu brauchen wir mindestens dreihunderttausend Mann!"

Der Tagesbefehl, den der Kaiser in Genua an seine Armee erlassen hat, beweist, daß er an dieser Ansicht festhielt; denn die Heilige Straße, wie sie Bonaparte in unverlöschlichen Zügen in die Karten der Weltgeschichte eingezeichnet hat, endet nicht auf den cisalpinischen Ebenen: sie überschreitet den Paß von Tarvis, und nach Campo Formio gelangt sie über Leoben.

Da Cavour diese spätere Phase der Feindseligkeiten nie aus dem Auge verliert, arbeitet er ohne Unterlaß an der Erhebung der Madjaren. Er läßt Kossuth und Klapka nach Turin kommen; er schickt heimlich auf der Donau über Galatz zwanzigtausend Gewehre an die Nationalkomitees in Budapest; er organisiert in der piemontesischen Armee eine Legion ungarischer Freiwilliger.

Am 24. Juni bleiben die Alliierten bei Solferino Sie-

ger. Noch am selben Abend kann Napoleon III. an die Kaiserin telegraphieren: Eine große Schlacht und ein großer Sieg! Aber eine zusammenhanglose, wirre, zerstreute Schlacht — „eine Schlacht der Soldaten", wie man sie genannt hat, um auszudrücken, daß man in ihr keinerlei überlegenen Willen, keinerlei Leitgedanken erkennt — kurz, eine jener lärmenden, absurden und konfusen Hekatomben, die in den Augen Tolstois die ganze Kunst der großen Heerführer ausmachen. Auch der Sieg bleibt ebenso unfruchtbar; denn Napoleon III., berauscht von seinem Triumph, ordnet keinerlei Verfolgung an, obgleich seine Kavallerie noch kaum im Gefecht gewesen ist. Die Österreicher ziehen sich folglich ungehindert bis hinter die Etsch zurück, unter die Kanonen von Verona.

Während dieses friedlichen Rückzuges rührt sich die franko-piemontesische Armee nicht. Am 6. Juli, dreizehn Tage nach der Schlacht, lagert sie immer noch an den Ufern des Mincio, zehn Kilometer von Solferino entfernt.

Diese wunderliche Untätigkeit muß Cavour überraschen und bald auch beunruhigen. Seit dem 1. Juli wittert er „irgendeine diplomatische Intrige, die den Siegesmarsch der Alliierten an der Etsch, wenn nicht gar am Mincio aufhalten soll". Er hat es übrigens schwer, Erkundigungen einzuziehen. Aus tausend technischen Gründen sind seine persönlichen Beziehungen mit dem Oberkommando sehr gespannt; es ist der unvermeidliche Zank zwischen den Zivilisten und den Strategen in Zeiten des Krieges. Die Leiter des Generalstabes, La Marmora und Della Rocca, wollen ihn auf seine Verwaltungsarbeit

beschränken; wenn er sich erlaubt, sie über das Programm der Operationen zu befragen, erwidern sie unverfroren, er möge sich doch um die Dinge kümmern, die ihn angehen! . . . Beim König findet er keinen besseren Empfang. Viktor Emanuel, glücklich, daß er endlich das einzige Leben führen kann, das ihm gefällt, das Leben des Kriegers — ein Leben der Mühsal, Gefahr und des Ruhmes, „die wahre Weide einer wahrhaft königlichen Seele", wie Heinrich IV. sagt — hat die lastende Vormundschaft seines Ministers abgeschüttelt und empfindet ein boshaftes Vergnügen, wenn er ihn mit seinen Offizieren zanken sieht, denen er immer recht gibt.

Indessen erfährt Cavour am 8. Juli auf einem Umwege, daß sich General Fleury, erster Stallmeister des Kaisers, nach Verona begeben habe, um Franz Joseph einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Am nächsten Abend meldet ihm ein Telegramm, daß der Waffenstillstand abgeschlossen sei.

Als ihn die Neuigkeit erreicht, befindet sich sein treuer Sekretär Nigra bei ihm: „Wie denken Sie über diese Sache? . . ." Der junge Diplomat ist allzutief in die Ansichten seines Chefs eingeweiht, um auch nur eine Minute zu zögern: „Das ist der Friede!" — „Nun, beeilen wir uns! Vielleicht kommen wir noch zurecht."

Am 10. Juli, in aller Morgenfrühe, setzt sie der Zug in Desenzano ab, am Gardasee, wo die Zone der Kriegshandlungen beginnt. Von hier bringt sie ein Bauernwagen in zwei Stunden nach dem piemontesischen Hauptquartier in Monzambano am Mincio.

Cavour eilt sogleich zum König, der in einem Häuschen der Umgebung wohnt, in der Villa Melchiorri.

Kaum haben sich der Monarch und der Minister unter vier Augen eingeschlossen, als der Lärm ihrer Stimmen durch Fenster und Türen schallt. Was in dem kleinen Salon dieser Provinzvilla vorgeht, ist wirklich dramatisch: man könnte von einer shakespearischen Szene sprechen.

Gleich in den ersten Worten muß Viktor Emanuel gestehen, daß ihm am Tage von Solferino — folglich vor achtzehn Tagen — Napoleon III. seinen Entschluß anvertraut habe, mit Österreich alsbald in Verhandlungen einzutreten, angesichts der drohenden Haltung, die die deutschen Staaten einnehmen; und der König habe sich gefügt, da er sich sagte, daß alles in allem dieser verkürzte Krieg ihm zumindest die Lombardei eintragen werde. Sei das nicht vernünftigerweise der einzig mögliche Entschluß? Wenn Frankreich den Kampf aufgab, hätte dann Piemont die Kraft, ihn allein fortzusetzen? Und schließlich habe ihm der Kaiser erst vorgestern feierlich versichert, daß der Waffenstillstand nur eine einfache Einstellung der militärischen Handlungen bedeute und in keiner Weise die Friedensbedingungen vorwegnehme; er hat sogar hinzugefügt: „Seien Sie überzeugt, daß ich sehr harte Bedingungen auferlegen werde, sehr harte Bedingungen!“ Bei jeder dieser Phrasen springt Cavour in die Höhe, geschüttelt von seiner wachsenden Wut. Der Gedanke an das, was er hätte tun können, an alle die Kombinationen, die er hätte erfinden, an all die Mittel, die er während dieser achtzehn Tage hätte in Bewegung setzen können, wenn er unverzüglich von der vertraulichen Mitteilung Napoleons III. erfahren hätte, dieser Gedanke erfüllt ihn mit Zorn. Was den Kern der

Dinge selbst betrifft, so reizt ihn die ängstliche Argumentation des Königs nicht weniger heftig, und er zerpflückt sie in tausend Stücke. Mit Österreich verhandeln, bevor es völlig von der Halbinsel vertrieben ist, bedeutet das Ende des Risorgimento; den Untergang aller nationalen Hoffnungen; die sinnlose Opferung der Tausende von Italienern, die soeben auf den Schlachtfeldern gefallen sind, bedeutet den Verzicht auf die Führerrolle, die Piemont in Italien an sich gerissen hat; bedeutet Schande, unauslöschliche Schande für das Haus Savoyen! Da Napoleon so feige ist, seinen Verbündeten mitten im Kriege zu verraten, bleibt nichts übrig, als sich nicht mehr um diesen Verräter zu kümmern und den Krieg ohne ihn fortzusetzen. „Wenn wir untergehen müssen, wollen wir zumindest erhobenen Hauptes untergehen! . . ." Viktor Emanuel bemüht sich vergebens, ihn zu widerlegen, ihn zur Vernunft zu bringen. Ob es nicht besser sei, den Krieg zu beenden und dadurch die Lombardei zu gewinnen, als sich mit Frankreich zu überwerfen, auf die Gefahr hin, mit leeren Händen nach Turin zurückzukehren, unter dem Druck der österreichischen Bajonette und dem Gelächter Europas? . . . Aber Cavour, der sich nicht mehr beherrschen kann, schreit schließlich: „Nun, Sire, dann danken Sie ab!" — „Schweigen Sie! Vergessen Sie nicht, daß ich der König bin!" — „Nein, der wahre König bin in diesem Augenblick ich!" — „Sie der König? . . . Sie sind nur ein unverschämter Kerl!" Und zitternd am ganzen Körper verläßt Viktor Emanuel den Raum, wirft die Türe hinter sich zu.

Ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, läßt sich

Cavour in das französische Hauptquartier bringen, das fünf Kilometer von Monzambano entfernt in dem Marktflecken Valeggio untergebracht ist. Wer weiß, ob nicht noch durch einen energischen Druck auf Napoleon III. die Katastrophe zu vermeiden ist? . . . Aber die Sphinx, die gerade in diesem Augenblick einen großen Theatercoup für den nächsten Tag erwägt, macht sich unsichtbar.

Wütend begibt sich Cavour zu dem Prinzen Napoleon. Hier zumindest bezweifelt er nicht, mit offenen Armen empfangen zu werden! . . . Welcher Irrtum, welche Enttäuschung! Nachdem der Schwiegersohn Viktor Emanuels so sehr zum Kriege getrieben hat, entfaltet er heute denselben Eifer, denselben Nachdruck, dieselbe scharfe und bittere Beredsamkeit, um den unverzüglichen Friedensschluß zu predigen. Und warum diese jähe Fahnenflucht, warum diese krasse Abtrünnigkeit? Weil eine Mission, die er soeben in Florenz zu erfüllen hatte, und auf der andern Seite sämtliche Vorgänge, die er seit zwei Monaten beobachten konnte, ihm gezeigt haben, daß sein schönes Königreich Toskana nur eine Schimäre war, da sich ganz Mittelitalien bereits in den Händen Piemonts befindet.

Und er fühlt sich erbittert wie durch eine persönliche Beleidigung, als hätte man ihn betrogen und an der Nase geführt. Statt folglich die Besorgnisse Cavours teilnahmsvoll aufzunehmen, fährt er ihn gehörig an: „Ja, gewiß, wir müssen Frieden schließen, und zwar sofort. Andernfalls wird man uns am Rhein angreifen, und nicht Sie werden uns dann verteidigen . . .“ Cavour hält ihm die feierlichen Versprechungen Napoleons III. entgegen

ein freies Italien bis an die Adria: „Jeder Friede, der Venezien nicht befreit, ist ein Verrat. Wenn man vor der Welt solche Verpflichtungen übernimmt, muß man sie einhalten! . . .“ Aber der Prinz gehört nicht zu jenen Leuten, die sich in Verwirrung bringen lassen: „Glauben Sie vielleicht, daß wir Ihretwegen Frankreich und unsere Dynastie verlieren wollen?“ — „Nun,“ erwidert der andere, „dann werden wir den Krieg allein weiterführen; wir werden auf der ganzen Halbinsel die Revolution entfesseln; wir werden Armeen aus Freiwilligen bilden.“ — „Ah, ich kenne sie, Ihre Freiwilligen; ich habe sie in Florenz gesehen. Man hatte mir dreißigtausend gemeldet. Wissen Sie, wieviel davon gekommen sind? Viertausend! . . . Und was für eine Truppe! Eine degenerierte, verkümmerte, verächtliche Rasse, unwürdig der Freiheit, unwürdig all der Opfer, die man für sie gebracht hat! . . .“ Hingerissen von seinem rednerischen Schwung, ist er unerschöpflich an Sarkasmen über die Entartung des italienischen Volkes. Cavour, kochend vor Wut, hemmt schließlich diesen Strom von Schmähungen: „Ich weiß, ich weiß . . . Wenn man seinen Hund töten will, beschuldigt man ihn der Tollwut!“

Nach dieser demütigenden Standpredigt kehrt er nach Monzambano zurück; er fühlt, daß nun die Katastrophe unvermeidlich und nicht mehr fern ist.

3

Fasziniert von den Bildern der Heldenlegende will Napoleon III. in den Annalen seiner Regierung gleichfalls eine Begegnung von Tilsit verzeichnen. Er hat infolgedessen für den nächsten Tag, den 11. Juli, eine Zu-

sammenkunft mit Franz Joseph in Villafranca veranstaltet.

Aber die Zeremonie von Tilsit hatte zum Ziel, vor den Augen der Welt den Beginn einer großen Sache kundzugeben, nach dem Ausspruch Bossuets „die Eröffnung einer neuen Epoche im Laufe der Jahrhunderte". Die Zeremonie von Villafranca ist nur eine Augentäuschung; sie soll lediglich einen Rückzug bemänteln, das Ende einer Illusion, das Scheitern eines schlechtgeplanten Unternehmens.

Seit seiner triumphierenden Ankunft in Genua, seit den glänzenden Tagen, da er seine Truppen auf die „Heilige Straße" sandte, hatte der Caesar Imperator sozusagen an jeder Etappe ein Stück seines Traumes zurückgelassen.

Über diese geheime Tragödie besitzen wir ein unwiderlegliches Zeugnis: die Briefe und Aufzeichnungen seines ersten Stallmeisters, des Generals Fleury.

Und vor allem die militärischen Mißgeschicke. Der Kaiser hat rasch bemerken müssen, daß man mit einundfünfzig Jahren nicht mehr den Generalissimus improvisiert. „Der Krieg", sagte der Gefangene auf St. Helena, „ist eine einfache Kunst, und es kommt nur auf die Durchführung an." Nun, Napoleon III. besitzt keine der angeborenen Fähigkeiten, die die Grundbedingung dieser Kunst darstellen. Bar jedes topographischen Sinnes, verhaspelt er sich im Kartenlesen. Die abstrakte und nebelhafte Gestalt seiner geistigen Vorstellungen macht ihn ebenso unfähig, eine Armee zu führen. Die Verteilung der Kräfte, das Programm der Märsche und Verproviantierung, die Manöver auf dem gegebenen Ge-

lände, die Wahl der Stellungen, die Formation der Schlachtreihen, das Spiel der Reserven, die Bewegungen des Feindes usw. hinterlassen auf seiner Netzhaut nur verschwommene und verwischte Bilder. Nie hat er einen klaren, raschen Blick für die Wirklichkeit; nie eine jener lichtvollen und konzisen Intuitionen, die plötzlich wie ein Blitz eine ganze Gruppe von Tatsachen mit ihren Verbindungen, ihrem Mechanismus, ihren unmittelbaren oder nahen Folgen hervortreten lassen. Daher in seinen dienstlichen Befehlen eine derartige Zusammenhanglosigkeit und Verwirrung, daß er nach dem Feldzug die Register seines Generalstabs sorgfältig verbrennen läßt, um dem strengen Urteil der Geschichte zu entrinnen. So stellt auch General Fleury sehr bald fest, daß „die materiellen Schwierigkeiten des Krieges den Kaiser ermüden und ihn von dem Gedanken, eine große Armee zu kommandieren, abgebracht haben".

Dann, am Tage von Magenta, hat er Todesängste durchgemacht. Fast drei Stunden lang ist er reglos auf der Brücke von St. Martino gestanden, nachdem er alle seine Reserven erschöpft hatte, entsetzter Augenzeuge schrecklicher Hekatomben, ohne zu wissen, wo sich seine Adjutanten befanden, ohne noch irgend etwas von der Schlacht zu begreifen, ohne noch irgendeinen Befehl zu erteilen, seine Umgebung durch seine verstörten Blicke und seine stumpfe Miene erschreckend, und so verblieb er in einer Art moralischen Zusammenbruchs bis zu dem Augenblick, da man in der Gegend von Buffalora endlich das rettende Geschütz Mac Mahons donnern hörte. Während dieser tragischen Stunden hat er den Zusammenbruch seiner Armee, das Ende seines Glücks, die

Tiefe des Abgrunds gesehen. Am nächsten Tage schreibt Fleury an seine Frau: „Es ist also ein Sieg. Aber wieviel Tränen, wieviel Blut! Wenn man noch einmal von vorne beginnen sollte, ich glaube, der Kaiser würde es nicht tun." Und einige Tage später: „Wenn wir die Kanalbrücke verloren hätten, wenn uns der Feind in den Ticino zurückgeworfen hätte, weiß Gott, was dann aus dem Kaiser und aus Frankreich geworden wäre!"

Nach Solferino kann das menschliche Herz Napoleons III. den Anblick dieser vielen Toten, dieser vielen Sterbenden, dieser vielen Verwundeten, die das Schlachtfeld bedeckten, nicht mehr ertragen. Mehr als dreißigtausend! . . . „Der Krieg ist schön von weitem", schreibt Fleury. „Er kommt den Generälen zugute, er bringt dem Lande Ruhm; aber er kostet viele Tränen . . ." Vor den Leichen seiner Soldaten peinigt den Kaiser der traurige Gedanke, „daß so viele tapfere Männer in den Tod gingen für ein Volk, das uns nicht liebt, und für eine Sache, deren Zukunft so voller Ungewißheit ist . . ." Und Fleury schreibt weiterhin: „Diese Gemetzel gehören nicht mehr in unsere Zeit. Es fällt übrigens schwer, die Österreicher als Feinde zu betrachten, und noch schwerer, das degenerierte Volk, das Volk, das wir aus der Sklaverei befreien wollen, als unseren Freund anzusehen. Das Glück dieses Italien, das nicht glücklich sein will, ist das blutige Opfer nicht wert, das man unserer Armee auferlegt . . ."

Und schließlich stellt der unvollständige Sieg von Solferino Napoleon III. vor ein unlösbares Problem. Er befindet sich jetzt vor den großen Festungen des Vierecks. Um sie anzugreifen oder einzuschließen, brauchte er drei-

hunderttausend Mann; er hat im besten Falle hunderttausend.

Aber die Enttäuschungen und Verlegenheiten, die er als Generalissimus erlebt, sind nichts gegen die Sorgen, die ihm die diplomatische Situation Europas bereitet.

Noch bevor er Paris verließ, hatte ihm Walewski prophezeit, daß sich der Krieg nicht lange lokalisieren lassen und daß Deutschland ihn am Rhein herausfordern werde, während er an der Etsch festgehalten ist. Diese Vorhersage scheint sich erfüllen zu wollen.

Seit Magenta ist die deutsche Welt in Erregung, und allenthalben brechen die kriegerischen Leidenschaften hervor. Sogleich stellt sich Preußen an die Spitze der Bewegung. Auf sein Verlangen ordnet der Bundesrat die Mobilmachung von dreihundertundfünfzigtausend Mann an. Sobald diese Armee in den Rheinprovinzen konzentriert ist, wird man Napoleon III. auffordern, die Lombardei zu räumen, und, wenn er sich weigert, auf französisches Gebiet vordringen. Nun, die Invasion hätte nicht mehr als sechzigtausend Mann vorgefunden, fast lauter Rekruten; man kann ebensogut sagen, daß der Weg nach Paris offen stand.

Als der Kaiser diese beunruhigenden Nachrichten erhält, wendet er sich an Rußland und beruft sich auf die berühmten Verträge von Stuttgart und Warschau. Aber auch diesmal hat Walewski nur allzusehr recht behalten; diese angeblichen Verträge sind nichts als Worte, verba et voces, praetereaque nihil. Ferner haben sich in dieser letzten Zeit die Stimmungen des Zaren sehr verändert. Wenn er den Wunsch hegte, Österreich ein wenig verprügelt und gedemütigt zu sehen, so ist er jetzt

völlig befriedigt. Im Gegenteil, er sieht nicht ohne geheime Angst den Aufschwung der revolutionären Ideen in Italien und vor allem den unverschämten Triumph dieses neuen Prinzips, das in Polen für ihn so verhängnisvoll werden könnte, des Nationalitätenprinzips. Und schließlich ist er durch die Familientradition von Grund auf mit der Dynastie der Hohenzollern verknüpft. So interveniert er folglich in Berlin nur sehr milde und schwächlich, um den Furor Germanicus zu besänftigen, während er an den Sieger von Solferino den dringenden Rat richtet: „Beeilen Sie sich, Frieden zu schließen; andernfalls wird man Sie am Rhein angreifen."

In dieser grausamen Zwangslage hat Napoleon III. versucht, die britische Regierung zu einer Vermittlungsaktion zwischen den Kriegführenden zu bewegen; aber das Londoner Kabinett hat es klugerweise für gut befunden, ihn sich schlecht und recht aus den Folgen seines törichten Abenteuers herauswinden zu lassen.

Und nun erst kam ihm der Gedanke, seinen geschickten Adjutanten, den General Fleury, nach Verona zu schicken und Franz Joseph um eine Unterredung zu bitten.

Die Zusammenkunft wurde für den 11. Juli, um neun Uhr vormittags, festgesetzt, in dem Marktflecken Villafranca, der halben Wegs auf der Straße von Verona nach Valeggio liegt.

Der ritterliche Napoleon III. erscheint als erster zum Rendez-vous und geht seinem jungen Gegner eine Viertelmeile weit entgegen, als wollte er diesen Nachkommen Maria Theresias und Karls V. die Niederlage vergessen lassen, die er ihm zugefügt hat.

Sie betreten ein bescheidenes Haus, die Casa Morelli. Ihre Unterredung dauert eine knappe Stunde. Kein Papier, keine Karte auf dem Tisch. Dies sind nicht Diplomaten, die sich zu einem Handel einigen, dies sind Herrscher, die von oben herab eine Streitfrage ihrer Völker regeln wollen.

Der Kaiser der Franzosen beginnt den Dialog mit den ritterlichen Worten: „Sire, wir können in Ehren verhandeln, da sich Ihre und meine Truppen mit gleicher Tapferkeit geschlagen haben." Der österreichische Monarch erwidert: „Ebenso wie Sie, Sire, erwünsche ich den Frieden. Das Los der Waffen hat gegen mich entschieden; ich beuge mich. Um Eurer Majestät das Vertrauen zu bezeugen, das Sie mir einflößen, will ich Ihnen sogleich und ganz offen die Grenze der Zugeständnisse bekannt geben, die ich machen kann. Ich habe die Lombardei verloren, ich bin bereit, auf sie zu verzichten. Aber Gefühle, die Sie begreifen müssen, verhindern mich, sie an Piemont abzutreten. Ich trete sie an Frankreich ab, das nach Belieben über sie verfügen möge. Ich will indessen die Festungen Peschiera und Mantua behalten, weil sie noch immer mir gehören . . ." Übrigens willigt er ein, daß das Herzogtum Parma an das Haus Savoyen falle; dagegen verlangt er, daß die Fürsten von Modena und Toskana ihren Thron zurückerhalten; schließlich verspricht er eine allgemeine Amnestie für diejenigen seiner Untertanen, Venezianer und Ungarn, die sich im Verlauf der letzten Ereignisse der Gehorsamsverletzung schuldig gemacht haben. Napoleon III. erklärt sich bereit, auf dieser Grundlage zu verhandeln. Dagegen verlangt er, daß sich Venezien einem Bunde der italienischen Völker unter der

Ehrenpräsidentschaft des Papstes anschließe: „Eure Majestät wird sich im Hinblick auf diese Provinz in einer analogen Situation befinden wie der König von Holland, der als Souverän von Luxemburg Mitglied des deutschen Bundes ist ...“ Franz Joseph fügt sich mit gleichgültiger Miene dieser bizarren, unerwarteten Forderung, die Österreich etwas zuerkennen will, was es nicht einmal 1815 ausdrücklich erlangen konnte, nämlich das Recht, sich in die inneren Angelegenheiten der ganzen Halbinsel einzumischen. Da sich die beiden Monarchen so einig finden, verabschieden sie sich, nachdem sie einander die Hände geschüttelt haben.

Napoleon III. kehrt nach Valeggio zurück; eine schwere Last ist von seiner Seele gewichen. Philippe de Commynes sagte von dem Konnetabel de Saint-Pol, der sich zu einem traurigen Ende hatte treiben lassen: „Ich habe in meinem Leben wenig Menschen gesehen, die es verstanden haben, rechtzeitig zu fliehen.“ Der boshafte Ratgeber Ludwigs XI. hätte die „Flucht“ von Villafranca sehr gebilligt ... Aber es war hohe Zeit!

Noch im Laufe des Tages begibt sich Prinz Napoleon nach Verona, um Franz Joseph die endgültige Fassung der am Vormittag vereinbarten Präliminarien zu unterbreiten. Nach einer kurzen Erörterung unterzeichnet sie der Kaiser, wobei er seufzend hinzufügt: „Ich bringe ein großes Opfer, daß ich meine schönste Provinz abtrete.“

In den Augen Viktor Emanuels ist das „Opfer“ nur allzu winzig. Als er von Napoleon III. die Friedensbedingungen erfährt — diese Bedingungen, über die sein Verbündeter ihn nicht einmal befragt hat —, ruft er

aus: „Armes Italien! . . . Wie! Nicht nur, daß wir Venezien nicht bekommen; man verweigert uns auch noch Peschiera, Mantua, Modena! Und Österreich wird auch weiterhin die Halbinsel beherrschen! Welcher Zusammenbruch, welcher Ruin! . . .“ Mit seiner linken Hand zerzaust er das Portepee seines Säbels. Sogleich aber erfaßt ihn wieder das Gefühl seiner königlichen Würde, und er will sich nicht an all das erinnern lassen, was er Frankreich gleichwohl schuldet: „Trotz meiner Trauer versichere ich Eurer Majestät, daß ich nie vergessen werde, was Sie für die italienische Sache getan haben, und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich stets Ihr treuer Freund bleiben werde.“

Das Herz von Kummer erfüllt, begibt er sich gegen elf Uhr abends auf den Rückweg nach Monzambano. Die Nacht ist gewittrig, die Hitze erstickend. Sobald er sein Arbeitszimmer erreicht hat, beginnt er, seinen Säbel, seine Krawatte, seinen Kragen, seinen Waffenrock abzulegen; er knöpft sein Hemd auf; er entblößt seine breite, haarige Brust; dann, in diesem Negligé, das in seiner Gewohnheit liegt, läßt er Cavour und La Marmora rufen.

„Lesen Sie!“ sagt er zu dem Minister und reicht ihm eine Abschrift des verhängnisvollen Vertrages. Mit blitzschnellem Blick hat Cavour alles durchflogen, alles begriffen: „Majestät, das werden Sie nicht unterzeichnen; das ist zu schändlich! . . . Man gibt uns die Lombardei. Was nützt es, wenn der Rest der Halbinsel unter der habsburgischen Tyrannei bleibt? . . . Sie haben nicht das Recht, die Unterschrift Piemonts unter einen Vertrag zu setzen, der nicht nur Venezien nicht befreit, son-

OTTO VON BISMARCK

dern Österreichs Hegemonie in Modena, Bologna, Florenz, Rom, ja in ganz Italien legalisiert und bestätigt. Nein, nein, das werden Sie nicht unterzeichnen! . . . Ihre Pflicht ist nicht zweifelhaft: selbst ohne die Unterstützung Frankreichs müssen Sie den Kampf fortsetzen. Wenn Sie besiegt werden, nun gut, dann danken Sie ab." Der König fällt ihm brüsk ins Wort: „Genug! Ich werde Ihnen nicht gestatten, Ihre gestrigen Unverschämtheiten zu wiederholen." — „Dann bitte ich Eure Majestät, meine Demission entgegenzunehmen." — „Ich nehme sie entgegen. Sie können sich zurückziehen."

Sobald Viktor Emanuel mit La Marmora allein ist, macht er seinem Zorn Luft: „Wenn er gehen will, soll er gehen! . . . Zumindest werde ich von seiner Arroganz und seiner Tyrannei befreit sein . . . Übrigens verliert er den Kopf; er hat etwas Ruhe nötig."

Am 13. Juli kehrt Cavour nach Turin zurück, um die laufenden Angelegenheiten zu erledigen, bis sein Nachfolger ernannt ist. Die zahlreichen Freunde, die ihn auf dem Bahnhof erwarten, erschrecken bei seinem Anblick: In drei Tagen ist er um mehrere Jahre gealtert.

Die piemontesische Hauptstadt, in der der Vertrag von Villafranca seit heute morgen bekannt ist, scheint von tiefer Bestürzung gepackt wie am Tage von Novarra. Überall düstere, unheilvolle, verstörte Gesichter. Hier und dort schwatzende Gruppen mit drohenden Gebärden: „Napoleon hat uns wieder verraten! . . . Schurkisch und meineidig 1849, schurkisch und meineidig 1859, schurkisch und meineidig in alle Ewigkeit! . . . Der Meuchelmörder der römischen Republik hat sein verbrecherisches Werk gekrönt; er heuchelte den Befreier Italiens,

nur um es leichter erdolchen zu können ... Ah, wann wird der Tag unserer Rache kommen? ...“ Und plötzlich, wie auf ein Kommando oder wie durch einen Zauberschlag, sieht man in den Auslagen aller Geschäfte das Porträt Orsinis auftauchen.

Am selben Tage legt Napoleon III., voller Ungeduld, nach Frankreich zurückzukehren oder vielmehr den Boden Italiens zu verlassen, das Kommando seines Heeres nieder. Er vermeidet es, über Genua zu reisen; denn in dieser hitzigen Stadt würde seine stürmische Apotheose vom 12. Mai heute einen andern Charakter annehmen. Er begibt sich unmittelbar nach Turin, von dort wird er am nächsten Tage, zur frühesten Stunde, nach dem Mont Cenis weiterfahren.

Viktor Emanuel hat es sich zur Pflicht gemacht, ihn zu begleiten, weniger aus Höflichkeit, als um ihn im Notfall mit seiner Autorität zu schützen. Diese Vorsichtsmaßregel ist nicht überflüssig. Die für gewöhnlich so ruhigen Turiner sind dermaßen aufgepeitscht, daß es die Polizei für nötig befunden hat, der königlichen Eskorte ein französisches Kavallerieregiment beizugeben.

Nachdem Cavour die beiden Monarchen bei ihrer Ankunft auf dem Bahnhof begrüßt hat, zieht er sich in seine Wohnung zurück und weigert sich, auf dem Abschiedsbankett zu erscheinen, das der König seinem Gast wohl oder übel geben muß.

Am Abend jedoch wird er in den Palast gerufen. Der Kaiser will sich einige Augenblicke mit ihm unterhalten: „Ich habe Sie in Valeggio nicht empfangen, weil ich entschlossen war, unwiderruflich entschlossen, Frieden zu schließen. Was wollen Sie? Um den Krieg fortzuführen,

hätte ich dreihunderttausend Mann gebraucht; ich hatte sie nicht . . ." Cavour diskutiert nicht; er gestattet sich nur einige Bemerkungen über das traurige Los der italienischen Provinzen, die unter das Joch ihrer alten Herren zurückfallen. „Keine Angst", versichert Napoleon III. „Ich werde ihre Sache vor dem künftigen Kongreß vertreten . . . Ich lege übrigens Gewicht darauf, Ihnen zu wiederholen, was ich dem König gesagt habe: Da Piemont nicht alles erhält, was ihm unser Bündnis versprochen hat, verzichte ich auf die Annexion Nizzas und Savoyens . . ." Dies ist das letzte Mal, daß sich die Verschwörer von Plombières gegenüberstehen. Die Ketten, die sie sich selbst vor genau einem Jahre geschmiedet haben, werden sie noch lange zwingen, miteinander oder gegeneinander zu arbeiten, aber sie sehen sich nie mehr wieder.

Am 17. Juli trifft der Kaiser in Saint-Cloud ein.

Die Zeitungen und die Berichte, die er unterwegs erhalten hat, zeigen ihm, daß der Vorfriede von Villafranca in der französischen Öffentlichkeit lebhaften Verdruß erregt hat. Nach der tönenden Proklamation vom 3. Mai: Italien muß frei sein bis zur Adria; nach den offiziellen Lobeshymnen auf die Siege von Magenta und Solferino, hat man nicht erwartet, unsere Truppen jählings am Ufer des Mincio zum Stillstand gebracht, Venezien unter dem Szepter der Habsburger erhalten, die österreichische Vormachtstellung in Italien befestigt und anerkannt zu sehen. Napoleon III. will sich folglich keinen unangenehmen Kundgebungen der Pariser aussetzen und hat befohlen, daß man seinen Zug von Bercy über die Ringbahn unmittelbar nach Saint-Cloud dirigiere.

Dann, nachdem er sich noch kaum von den Strapazen der Reise erholt hat, beruft er die großen Körperschaften des Staates zusammen, um den vorzeitigen Friedensschluß zu rechtfertigen: „Als die verbündeten Armeen nach einem ruhmreichen, zweimonatigen Feldzug vor den Mauern Veronas anlangten, mußte der Kampf unvermeidlich seinen Charakter ändern, sowohl in militärischer wie in politischer Hinsicht. Ich wäre fatalerweise gezwungen gewesen, einen Feind, der sich hinter einem starken Festungsgürtel verschanzt hat, in der Front anzugreifen. Gleich zu Beginn des langen und unfruchtbaren Belagerungskrieges hätte ich mich im Angesicht eines waffenstarrenden Europas befunden, das bereit gewesen wäre, entweder uns unsere Erfolge streitig zu machen oder unsere Niederlagen zu verschärfen. Man hätte folglich den Kampf nicht nur an der Etsch, sondern auch am Rhein aufnehmen müssen; man hätte von neuem kostbares Blut vergießen müssen, davon nur allzuviel bereits geflossen ist ... Für die Unabhängigkeit Italiens habe ich gegen den Willen Europas Krieg geführt; sobald die Geschicke Frankreichs gefährdet erschienen, habe ich Frieden geschlossen."

Es ist ein offenes Geständnis; und der Entschuldigung fehlt es weder an Kühnheit noch an Stolz. Aber General Fleury hat nicht Unrecht, wenn er in seinen Aufzeichnungen folgenden Kommentar hinzufügt: „Jetzt fragt man sich, warum man Krieg geführt hat, wenn man Gefahr lief, Europa gegen sich aufzuwiegeln, und wenn man sich der Verpflichtung aussetzte, vor der drohenden Gefahr einer Invasion mitten im Siegeslauf innezuhalten. Es war zweifellos schön von dem Kaiser,

daß er sich zum Erneuerer Italiens machte. Aber was er am Tage nach Solferino begriffen hat, hätte er begreifen müssen, bevor er diesen Kreuzzug unternahm."

4

Inzwischen hat Viktor Emanuel endlich und nicht ohne Mühe einen neuen Ministerpräsidenten gefunden, General La Marmora, einen scharfsinnigen Geist, ein treues und festes Herz; er hat ihn mit energischen Mitarbeitern umgeben, wie Dabormida für die Auswärtigen Angelegenheiten und Rattazzi für das Innere.

Cavour, befreit von allen amtlichen Pflichten, reist in die Schweiz, nach Pressing, nicht weit von Genf, wo seine lieben Vettern La Rive wohnen.

Zwei Motive bestimmen ihn: ein gebieterisches Ruhebedürfnis nach diesen drei Jahren herkulischer Arbeit und dann der Wunsch, den neuen Ministern ihre Aufgabe zu erleichtern, indem er ihnen den störenden Zwang seiner Gegenwart erspart und in loyaler Weise beiseite tritt.

Die Ungnade ist die große moralische Feuerprobe des Staatsmannes. Die Geschichte berichtet sehr verschiedenartige Beispiele, von dem stillen und edlen Exil eines Choiseul in Chanteloup bis zu dem mürrischen, rachsüchtigen, demütigenden Rückzug eines Bismarck nach Varzin. Das Beispiel Cavours verdient nicht weniger, aufbewahrt zu werden; denn es macht ihm Ehre und bereichert seine originelle Gestalt um einen lebendigen Zug.

Bei seiner Ankunft in Pressing sind seine Nerven noch in einem zittrigen Zustand, seine Seele fiebert, sein Hirn wirbelt. Die ersten Tage der Entspannung und des Mü-

ßiggangs sind unerträglich. Die kluge Freundlichkeit seiner Vettern, die aufmerksame und diskrete Sorglichkeit, mit der sie ihn umgeben, gestatten ihm, sich ohne jeden Zwang gehen zu lassen. So offensichtlich seine körperliche Ermüdung ist, er zeigt sich in keiner Weise niedergeschlagen; aber man sieht ihn abwechselnd finster, erregt, zerstreut, konzentriert, redselig, schweigsam, verträumt, sarkastisch, begeistert; man sieht, daß er unaufhörlich über seine gescheiterten Pläne, seine zerstörten Kombinationen, seine zusammengebrochenen Hoffnungen nachgrübelt. Oft spricht er von Napoleon III., und immer ironisch: „Dieser arme Kaiser hat in Villafranca getan, was er konnte. Man wirft ihm vor, daß er auf Venezien, die Romagna, auf Toskana, Modena, Mantua, Peschiera verzichtet habe . . . Er hätte noch mehr abgetreten, wenn nur Franz Joseph darauf bestanden hätte; er hätte Mailand, Turin abgetreten . . . Was wollt ihr? Er war müde, er langweilte sich, es war ihm heiß . . ."

Aber sehr bald, eine knappe Woche nach seiner Ankunft, geht eine plötzliche Veränderung mit ihm vor. Vorbei die fruchtlosen Beschuldigungen und das überflüssige Bedauern. In der reinen Alpenluft hat sich sein kräftiger Organismus bereits wieder erholt; seine elastische Natur hat ihre Spannkraft wiedergewonnen. „Man darf nicht zurückschauen", ruft er eines Tages; „man muß vorwärts blicken . . . Ich bin einen Weg gegangen; man hat ihn mir abgeschnitten. Gut, ich werde einen anderen gehen. Wir werden zwanzig Jahre brauchen, um durchzusetzen, was in wenigen Monaten hätte geschafft werden können. Was sollen wir machen? Übrigens hat England noch nichts für Italien getan. Jetzt ist es an der

Reihe! . . . Dann werde ich mich mit Neapel beschäftigen. Man wird mich beschuldigen, daß ich ein Revolutionär sei; tut mir leid! Man muß vor allem marschieren, und wir werden marschieren!"

In dieser frischen und entschlossenen Stimmung kehrt er gegen Ende August nach Piemont zurück, um sich in die Einsamkeit Léris zurückzuziehen.

Während er sich dort mit derselben Energie wie ehemals der Bewirtschaftung seines ländlichen Besitzes widmet, kreisen seine Gedanken unablässig um die Folgen des verhängnisvollen Friedens, den er nicht verhindern konnte. Zahlreiche Freunde besuchen ihn, holen sich Rat bei ihm. Und allen versichert er: „Der Vertrag von Villafranca ist nicht nur verbrecherisch; er ist verrückt, undurchführbar, er wird sich nicht durchführen lassen . . . Die italienische Frage kann nur mehr durch die Unabhängigkeit und Freiheit der ganzen Halbinsel gelöst werden."

Die chaotischen Ereignisse,die ganz Mittelitalien während der letzten Monate des Jahres 1859 erschüttern, bestätigen Tag für Tag seine Voraussicht. Aber er beschränkt sich nicht auf abstrakte Prophezeiungen. Bei ihm bleibt ein Gedanke niemals theoretisch, algebraisch; sein realistischer Geist verleiht ihm unverzüglich konkrete Formen. So entwirft er bereits mit erstaunlicher Schnelligkeit und bis in die winzigsten Einzelheiten ein ganz neues Programm, eine ganz neue Politik, die das Unheil von Villafranca wieder gutmachen könnte. Aber dieses Programm und diese Politik sind von einer solchen Kühnheit, daß nur er imstande ist, sie durchzuführen. Der große Virtuose des italienischen Dramas hat noch nicht sein letztes Wort gesprochen.

VIII

DER STAATSMANN UND DER CONDOTTIERE

Cavour ergreift wieder das Staatsruder: „Gesegnet sei der Friede von Villafranca!" – Die wirre Politik Napoleons; das Mißtrauen, das sie ganz Europa einflößt. Die Annexionen in Mittelitalien; Eröffnung der römischen Frage. – Wie wichtig es Cavour erscheint, möglichst rasch das französische Bündnis zu erneuern. Um für die territorialen Erweiterungen, die er auf der Halbinsel plant, die Zustimmung Napoleons III. zu erlangen, gibt er Savoyen und Nizza preis. Meisterhafte Darlegung seiner Politik vor dem Parlament. – Garibaldi betritt die Bühne. Der Zug der „Tausend"; die Argonauten erobern Sizilien. Seltsame Sympathie Viktor Emanuels für den „Mann im roten Hemd". – Cavour, der anfangs den Zug der Tausend mißbilligt hat, bemüht sich, ihn in die Hand zu bekommen, um die Richtung der nationalen Bewegung zu wahren. – Der Rote Mann in Palermo; sein außerordentliches Ansehen. – Wachsende Unruhe Cavours: „Gott gebe, daß uns Garibaldi in Neapel nicht zuvorkommt!" Um einen Vorsprung zu gewinnen, schürt er eine Revolution gegen Franz II. Sein Versuch scheitert. – Triumphierender Einzug Garibaldis in Neapel, wo er seine Absicht verkündet, nach Rom und Venedig zu marschieren. – Ein kritischer Augenblick für Cavour; die Erfolge des Roten Mannes lassen befürchten, daß er Piemont die Hegemonie auf der Halbinsel entreißen könnte: „Die Dynastie Savoyen kann nicht dulden, daß ein einfacher Condottiere das Werk des Risorgimento vollbringe." Angesichts der drängenden Gefahr entschließt sich Cavour, die Kirchenstaaten von einer piemontesischen Armee besetzen zu lassen, die sodann bis nach Neapel vorstoßen würde. Die politische und moralische Tragweite eines derartigen Unternehmens; die Zustimmung Napoleons III., zumindest seine stillschweigende Zustimmung ist unbedingt notwendig: „Ohne Frankreich sind wir Österreich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert." – Die Zusammenkunft von Chambéry: „Viel Glück, aber beeilt euch!" – Einmarsch in die Marken und nach Umbrien. Am 18. September zerstreuen die Piemontesen die päpstliche Armee bei Castelfidardo; der Weg nach Neapel ist frei. – Viktor Emanuel übernimmt in Ancona das Kommando über seine Truppen. Seine Begegnung mit Garibaldi am Volturno: „Sei gegrüßt, König Italiens!" Des Herrschers Einzug in Neapel. Die Erledigung des Roten Mannes, der wütend nach Caprera geht.

I

Am 20. Januar 1860 wird Cavour wieder an die Macht zurückberufen. Es ist die Gewalt der Dinge, die unerbittliche Logik der Tatsachen, die diesen Schritt herbeiführt; denn während der sechs Monate, die er in der Zurückgezogenheit verbracht hat, schmiedeten seine Feinde, überglücklich, endlich seinem Despotismus entronnen zu sein, die tollsten Ränke gegen ihn, und er bekam die ganze Bitternis der Unpopularität zu kosten.

Eines schönen Tages aber müssen sich gerade seine schlimmsten Verleumder überzeugen, daß nur er die nötigen Talente und die nötige Autorität besitzt, um die unlösbaren Probleme der jetzigen Stunde zu bewältigen. Heute ist man gezwungen, anzuerkennen, daß er, als er nach Villafranca das Ministerium niederlegte, keineswegs einer einfachen Laune nachgegeben, wie man ihm bisher vorzuwerfen pflegte, sondern daß ihn auch diesmal sein politischer Instinkt richtig beraten hat. Durch seine entschiedene Verleugnung des traurigen Friedens hat er sich mit dem nationalen Gewissen identifiziert; er ist in den Augen aller Italiener der hartnäckige Vorkämpfer des heiligen Werkes geblieben, der einzige Mann, der imstande sein wird, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen.

Als jedoch seine schwächlichen Nachfolger, die unter ihrer Last erliegen, an Viktor Emanuel die Bitte richten, sie von ihren Schultern zu nehmen und wieder ihm zu übertragen, ist die königliche Einwilligung nicht ohne Mühe zu erlangen. Der Herrscher hat noch die Erinnerung an die heftigen Auftritte von Monzambano im Herzen; der Gedanke, daß er sich von neuem dem Wil-

len eines so herrischen Mitarbeiters unterwerfen solle, gefällt ihm in keiner Weise. Schließlich, und vielleicht fällt dieser Punkt am meisten ins Gewicht, fürchtet er, der arrogante Minister könnte wieder beginnen, ihn wegen des beständigen Skandales seiner Liebesabenteuer zu schulmeistern; er willigt folglich nicht eher ein, ihm die Macht zu übergeben, als bis er ihn hat schwören lassen, daß er sich nie mehr auch nur die geringste Einmischung in seine Beziehungen zu der schönen Rosine erlauben würde.

Kaum hat Cavour die Hand an das Staatsruder gelegt, als er mit einem einzigen Ruck den Kurs des Schiffes berichtigt.

Am 25. Januar schreibt er an den Prinzen Napoleon: „Da mich die Güte des Königs an die Leitung der Angelegenheiten meines Landes zurückberufen hat, fühle ich das Bedürfnis, gleichsam im Namen der Vergangenheit an das Wohlwollen und die Unterstützung Eurer kaiserlichen Hoheit zu appellieren. Ihre Gefühle für Italien sind, wie ich weiß, noch immer dieselben; und das läßt mich hoffen, daß auch die Gefühle, mit denen Sie mich so lange Zeit beehrt haben, unverändert sind ... Was für große Ereignisse sind geschehen seit meiner letzten Begegnung mit Eurer Hoheit! Wie haben sich die in dem Vertrag von Villafranca enthaltenen Keime so wunderbar entwickelt! Die diplomatische Kampagne, die auf ihn gefolgt ist, war für den Kaiser ebenso ruhmreich und für Italien noch vorteilhafter als die militärische Kampagne, die ihm vorherging. Wie oft habe ich in meiner Einsamkeit ausgerufen: Gesegnet sei der Friede von Villafranca!“

Diese Worte, denen man zuerst nur mit einiger Verblüffung unter der Feder Cavours begegnet, lenken unseren Blick auf eine der bemerkenswertesten Fähigkeiten seines politischen Genies: die Fähigkeit des Schwenkens. Nachdem er den Frieden von Villafranca so sehr verflucht hat, erhebt er ihn jetzt in den Himmel. Und zwar deshalb, weil er gerade in seinen Unvollkommenheiten, gerade in seinen schimärischen und absurden Teilen ein unerhofftes Mittel entdeckt hat, auf viel weiteren Grundlagen, mit viel größeren Perspektiven den Feldzug der nationalen Erhebung neu zu eröffnen.

Während er als einfacher Beobachter den Lauf der Ereignisse verfolgen konnte, hat ihn nichts so sehr verblüfft wie die Widersprüche, die Schlappen und schließlich das völlige Durcheinander der napoleonischen Politik.

In Frankreich haben die Präliminarien von Villafranca, bestätigt durch den Vertrag von Zürich, niemanden befriedigt. Die Liberalen wollen in ihm nur die Aufrechterhaltung der österreichischen Hegemonie auf der Halbinsel sehen. Und der Prinz Napoleon, der bereits die Rolle vergißt, die er in Valeggio gespielt hat, scheut sich nicht, das ganze Odium des Friedens auf seinen kaiserlichen Vetter zu wälzen; er setzt keinen Fuß mehr nach Saint-Cloud; er weigert sich, an den Festlichkeiten teilzunehmen, mit denen man die Rückkehr der Truppen feiert; er versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß der Kaiser ein unfähiger Mensch, daß er nun vor ganz Europa bloßgestellt sei, daß er niemandem mehr Vertrauen einflöße, weil man jetzt wisse, daß er nicht die Wahrheit sagt. Der kleine Hof des Palais Royal übersteи-

gert natürlich diese Äußerungen und erklärt, daß „Frankreich nicht leben könne mit einer Verfassung, die einem einzigen Menschen so übertriebene Machtbefugnisse verleiht . . .“ In der Bürgerklasse, die bisher dem kaiserlichen Regime so sehr ergeben war, ist die Unzufriedenheit nicht minder groß: „Dieser Krieg war eine Dummheit! Trotzdem hat man den Kaiser vor den Gefahren gewarnt, in die er sich stürzte; er wollte nichts hören. Es ist allzuleicht, nach zwei Monaten voll blutiger Schlachten herzukommen und uns ganz einfach zu beteuern, daß man sich geirrt habe! . . .“ In der katholischen Partei erreicht die Gereiztheit ihren Höhepunkt: „Wie! Der Kaiser, der dem Papst die Unantastbarkeit seiner Staaten garantiert hat, läßt ihm die Romagna, die Marken, Umbrien rauben! . . . Wann kommt die ewige Stadt an die Reihe? . . .“ Aus allen Diözesen erhebt sich ein Chor heftiger Proteste. Und so sieht man jene unlösbare „römische Frage“ entstehen oder vielmehr neu entstehen, jene Frage, die so schwer auf den Geschicken des Zweiten Kaiserreiches lastete, daß man ohne sie weder Sadowa noch Sedan erklären könnte.

Den fremden Mächten gegenüber ist die Lage Napoleons III. noch schwieriger.

Englands Regierung, die nicht mehr in den Händen der Tories Lord Derby und Lord Malmesbury liegt, sondern in denen der Whigs Lord Palmerston und Lord John Russell, hat seit Solferino ihre Haltung gegenüber Italien jäh verändert. Während sie bisher den Österreichern sehr gut gesinnt war, begünstigt sie nun mit demonstrativer Wärme die kühnsten Bestrebungen des italienischen Nationalismus. Ihr Ziel ist klar: Napo-

leon III. die Sympathien des Volkes zu entreißen, das er in seiner Naivität befreien wollte. Sie faßt sogar den Plan, auf der Halbinsel einen festen, einheitlichen, zentralisierten Staat zu errichten, dessen natürlicher Bundesgenosse gegen die französische Macht England wäre. So fördert sie also durch ein geschicktes Steigern auf jede erdenkliche Weise den Abscheu, den das Werk von Villafranca den Italienern einflößt. Nach dem Ausspruch Palmerstons wird sie nicht zugeben, daß „die Sklaverei Italiens der Ausgang eines Dramas sei, dessen Prolog in der Erklärung bestand, Italien müsse frei sein bis an die Adria".

In Preußen stößt das Kabinett der Tuilerien auf eine unerbittliche Feindseligkeit; denn die Leidenschaften der Deutschen beben immer noch vor Wut gegen Frankreich. Überdies hat im Oktober des Jahres 1859 — folglich drei Monate nach Solferino — der piemontesische Gesandte in Berlin dem Chef der preußischen Regierung, Baron von Schleinitz, vorgestellt, „daß Deutschland den Italienern helfen müsse, die französische Vormundschaft abzuschütteln und ein großes, unabhängiges Königreich zu schaffen, das ihm später bei der Durchsetzung seiner nationalen Ansprüche große Dienste leisten könne . . ." Und diese Sprache hat aufmerksame Ohren gefunden.

In Rußland ist Alexander II. der Ansicht, daß die revolutionären Hirngespinste Napoleons III. lange genug gedauert haben: „Wenn man ihn nicht aufhält, wird er noch zu guter Letzt in Europa das Unterste zu oberst kehren . . ." Gortschakow äußert sich sehr freimütig zu Montebello: „Ich werde als Freund zu Ihnen sprechen.

Europa braucht Ruhe. Wenn Sie nicht aufhören, uns immer wieder zu beunruhigen, werden Sie niemandem mehr Vertrauen einflößen und sich Ihre besten Freunde entfremden." Ohne erst die Wirkung dieser Warnung abzuwarten, verstärkt die Monarchie der Romanows ihre intimen Beziehungen zu dem preußischen Hof und söhnt sich mit Österreich aus. Von diesem Tage an hätte ein scharfsichtiger Kopf am europäischen Himmel die ersten Anzeichen jener Konstellation erblicken können, die Frankreich im Jahre 1870 gegenüber Deutschland völlig isoliert ließ.

Inmitten dieser vielfältigen Schwierigkeiten weiß der arme Napoleon III. nicht mehr, was er tun soll. Bei jedem Abschnitt seines Programmes zögert er, macht Ausflüchte, weicht zurück, schleicht sich davon, widerspricht sich.

So bemüht sich der Kaiser vergebens, den italienischen Staatenbund zu verwirklichen, der die Leitidee und gleichsam das Gerüst des in Villafranca entworfenen Gebäudes darstellt. Österreich in den föderativen Organismus des italienischen Volkes einzugliedern, solange es noch in Venedig und in den furchtbaren Stellungen des Festungsvierecks lagert, würde nach dem Ausspruch Palmerstons bedeuten, „ihm die Halbinsel gebunden an Händen und Füßen auszuliefern", oder nach dem Ausspruch d'Azeglios, „den Bock zum Gärtner zu machen". Was die Ehrenpräsidentschaft des Bundes betrifft, so weist sie der Papst energisch zurück; denn sie hat die Bewilligung eines Laienregimes in der Romagna zur Folge. Und dennoch hat sich der Kaiser in schwere, stilistische Unkosten gestürzt, um dem päpstlichen Souve-

rän seinen seltsamen Vorschlag schmackhaft zu machen: „Es ist gerade für den Ruhm der Religion von Wichtigkeit, daß Eure Heiligkeit den Geschicken Italiens präsidiere, wie der Doge von Venedig, der gleichsam mit einer Gebärde die Fluten der Adria aufwühlen und besänftigen konnte." Angesichts dieser edlen Metapher ruft Pius IX. mit einem feinen Lächeln aus: „Schön, sehr schön, wie der Doge mit einer Gebärde die Fluten der Adria aufwühlt oder besänftigt; . . . aber ich will weder von seinem Bund, noch von seinen Laienbeamten etwas wissen." Und nichts mehr kann ihn bewegen, von diesem non possumus abzugehen. Die Gegner des Heiligen Stuhles stehen natürlich dieser bizarren Kombination noch feindlicher gegenüber. „Wie," sagen sie, „das Oberhaupt, der Führer und Inspirator des neuen Italiens soll die päpstliche Regierung sein, eine erbärmliche, schwächliche, überjährte Regierung, alt geworden in der Routine und Reaktion, jedem erfrischenden Luftzug des Auslandes unzugänglich — unfähig, die Bedürfnisse und Tendenzen der modernen Gesellschaft zu begreifen! Welch Anachronismus! Welche Tollheit! . . ." Die englischen Staatsmänner und Zeitungen machen dieses Argument zu einem ihrer Lieblingsthemen. Lord Malmesbury schreibt: „Die ganze Welt spottet über diesen Frieden und vor allem über den lächerlichen Titel eines Ehrenpräsidenten des Bundes, den man Pius IX. erteilen will. Dieses System, das den Anspruch erhebt, die Frage der italienischen Unabhängigkeit zu lösen, ist absurd. Der Papst, dessen Staaten die elendesten und am schlechtesten regierten auf der ganzen Halbinsel sind, soll an die Spitze des Bundes gestellt werden! . . . Und

für diesen schlechten Witz wurden hunderttausend Menschenleben geopfert!"

Nun aber reiht sich eine andere Frage, viel schwerer noch, weil sie eine sofortige Lösung fordert, den Qualen Napoleons III. an: die Rückgabe der Romagna, Toskanas und der Herzogtümer an ihre früheren Herren. Darf man annehmen, daß diese Völker, die seit dem Kriege tatsächlich befreit und deren Truppen, Polizei, Verwaltung, Finanzen, deren sämtliche öffentliche Dienste bereits der piemontesischen Autorität unterstellt sind, darf man annehmen, daß sie sich freiwillig wieder unter das verhaßte Joch begeben werden? Indessen haben Österreich und der Heilige Stuhl das Recht, darauf zu dringen: Frankreich hat es feierlich unterschrieben. Mehr noch, der Züricher Vertrag verkündet, daß die „Gebietseinteilung Italiens nur mit Hilfe der Mächte verändert werden darf, die ehemals zu ihrer Schaffung geschritten sind". Durch diesen juridischen Grundsatz, einen seltsamen Grundsatz, der den Potentaten der europäischen Großmächte eine Art kollektiver Oberherrschaft zuschreibt, hat Napoleon III. das Nationalitätenprinzip, das ursprüngliche Recht der Völker auf Selbstbestimmung in aller Form verleugnet. Was nun? ... Wird er also eine französische Armee entsenden müssen, um die Toskaner, die Romagnolen, die Parmesaner, die Modenesen mit Gewalt in die alte Knechtschaft zurückzuführen? Wird sich Frankreich, nachdem es für die italienische Unabhängigkeit gekämpft hat, mit Österreich gegen Italien verbünden?

Wie stets in schwierigen Fällen, versucht Napoleon sich durch geheimniskrämerische und verwickelte Ränke

aus der Affäre zu ziehen. In dieser Hinsicht ist dies vielleicht die traurigste Periode seiner Herrschaft. Man verzichtet übrigens gern, sein Spiel der Intrigen, Ausflüchte, Vorwände, Gegenzüge, Heucheleien, Kniffe, Verleugnungen zu verfolgen. Neben seiner offiziellen Politik, deren strenger Interpret Walewski ist, hat er mehrere private Politiken, die er mit einem Schwarm italienischer Emissäre verfolgt. Was er am Vormittag beschlossen hat, zerstört er am Abend; was er vor dem einen behauptet hat, läßt er durch die andern dementieren. In dieser Kakophonie ist die Stellung Walewskis bald nicht mehr haltbar. Seine Geduld erreicht ihre Grenzen, und er schreibt an den Kaiser: „Ein Herrscher darf sich nicht über die Vermittlung seiner Minister hinwegsetzen. Wenn er unmittelbar mit den Mitgliedern des diplomatischen Korps, mit offiziellen oder nicht offiziellen Agenten, Journalisten oder anderen Leuten verhandelt, schwächt er sein Prestige; er verurteilt die Handlungen seiner Regierung zur Ohnmacht; er lähmt die Bemühungen seiner eigenen Politik. Man versucht, mich als einen charakterlosen Menschen hinzustellen; der Prinz Napoleon wiederholt bis zum Überdruß, daß ich durchaus nicht weiß, was Sie denken und was Sie tun. Die „Times" schrieben in der vorigen Woche, daß der Portier des Ministeriums über die Politik Eurer Majestät ebensogut unterrichtet sei wie ich. Die Gesandten, die das kleine Türchen offen finden, wachsen mir über den Kopf, gehen über mich hinweg und wenden sich in heiklen Lagen unmittelbar an den Kaiser; selbst unsere diplomatischen Agenten sind unschlüssig; sie wissen nicht genau, ob sie richtig handeln, wenn sie meine Anwei-

sungen befolgen. Beschuldigen Sie mich nicht der Empfindlichkeit. Ich erinnere Sie an Plombières und Biarritz; an die Unterhandlungen mit Rußland und Piemont, die stets ohne mein Wissen vor sich gingen; an die chiffrierte Korrespondenz des Prinzen Napoleon mit Turin, die mir zum Trotz durchgeführt wurde; an die Broschüren und Zeitungsartikel, die sich auf Ihre Politik bezogen und gänzlich ohne mein Wissen verfaßt und redigiert wurden; an den Waffenstillstand und Vertrag von Villafranca, der geschlossen wurde, ohne daß mich der Telegraph bezüglich der Form auch nur im mindesten befragt hätte; an Ihren direkten Briefwechsel mit dem Papst; an Ihre Befehle an den Herzog von Gramont hinter meinem Rükken. Ich sage es ohne Groll: das heißt mich weder als Minister noch als Freund behandeln; das heißt mich als Untergebenen behandeln."

Da Napoleon III. nicht mehr weiß, wie er sich aus seiner Klemme befreien soll, flieht er zu seiner üblichen Schimäre, einem Kongreß. Er lädt folglich die Großmächte zu einer baldigen Zusammenkunft nach Paris, „damit sie sich über die Mittel verständigen, Italien Ruhe und Festigkeit zu geben".

Kaum aber hat er die Einladung ergehen lassen, als ihm einfällt, daß er ganz Europa gegen sich haben wird und daß er sich einer diplomatischen Katastrophe aussetzt. Nun greift er zu seinem alten Kniff der anonymen Broschüre.

Am 22. Dezember sieht man in den Schaufenstern der Buchhandlungen eine soeben erschienene Flugschrift ausliegen: Der Papst und der Kongreß. Auf ein Kommando aus den Tuilerien wird die Schrift einmütig dem

gewohnten Exegeten der kaiserlichen Apokalypsen zugeschrieben, dem Vicomte de la Guéronnière. Sie bringt eine kühne These, die den Ansprüchen des italienischen Nationalismus durchaus günstig ist und zum Schluß eine Drohung gegen den Papst enthält. In einem schmeichlerischen, frömmlerischen und abgewogenen Stile entwickelt der Verfasser der Broschüre folgenden Aphorismus: „Die weltliche Macht ist rechtmäßig und notwendig; aber man kann sie beschränken, ohne daß die geistige Autorität des Papstes dadurch vermindert wird. Im Gegenteil, je kleiner das Gebiet der Kirchenstaaten ist, desto größer wird ihr Herrscher sein. Pius IX. wäre folglich wohl beraten, wenn er sich freiwillig seiner rebellischen Provinzen entschlüge, um sich von nun an auf die Apostelstadt zu beschränken..." So räsonniert der Arzt bei Molière: „An Ihrer Stelle, Monsieur, ließe ich mir den rechten Arm abnehmen; der linke würde dann um so kräftiger sein."

Dieses unerwartete Manifest, das die Totenglocke der weltlichen Macht zu läuten scheint, erregt in allen katholischen Ländern heiße Entrüstung. Pius IX. legt öffentlichen Protest ein. Am 1. Januar 1860, als er die Huldigung und die Glückwünsche des Kommandanten der französischen Garnison, des Generals Goyon, empfängt, ruft er zuerst den Segen des Himmels auf Frankreich herab, und dann, mit einer gebieterischen, bebenden Stimme, in der man bereits den Zorn seiner künftigen Bannflüche grollen fühlt, fügt er hinzu: „Wir bitten auch den Allerhöchsten, das Oberhaupt dieser Nation zu erleuchten, damit es die Falschheit gewisser Grundsätze erkenne, die dieser Tage in einem Werkchen aufgestellt

wurden, welches man als ein Ehrendenkmal der Heuchelei und ein unwürdiges Gewebe von Paradoxen anprangern muß."

Pius IX. wird bald noch weiter gehen; er wird sich nicht scheuen, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft auszurufen: „Der Kaiser Napoleon ist nichts weiter als ein Lügner und Betrüger. Ich glaube nicht mehr an sein Wort. Er lasse mich doch in Ruhe mit all seinen heuchlerischen Vorschlägen! Was vermag er über den Papst? Nichts. Über Mastai alles. Nun gut, ich werde in die Gruft der Apostel flüchten; dort kann er mich in meinem päpstlichen Gewand ergreifen lassen; aber er wird wissen, was es heißt, dieses Gewand zu berühren. Für ihn ist die Stunde des Gerichts gekommen; das Schwert Gottes ist bereit, ihn durch die Hand der Menschen zu treffen!"

In den krummen Gedankengängen Napoleons III. hat die Veröffentlichung der Broschüre keinen anderen Zweck, als den Zusammentritt des Kongresses zu behindern; offenbar ist die Stunde vermittelnden Beratungen nicht günstig, da die Polemiken allerwärts so heftige Formen annehmen. Überdies läßt der Kaiser, damit kein Mißverständnis möglich ist, am 28. Dezember den europäischen Kanzleien mitteilen, daß der Kongreß sine die vertagt sei. Zur gleichen Zeit nimmt er die Demission Walewskis entgegen und ersetzt ihn am Quai d'Orsay durch einen nicht weniger klugen, aber gelehrigen, umgänglicheren und vor allem weniger nervösen Diplomaten, seinen Gesandten in Konstantinopel, Thouvenel.

2

So stehen die Dinge, als Cavour am 20. Januar wieder zur Macht berufen wird.

Was wird er tun?

Das Programm, das er während seiner einsamen Grübeleien in Léri entworfen hat, natürlich mit dem Vorbehalt, es den Umständen anzupassen, ist eines der schönsten, das sich jemals ein Staatsmann vorgenommen hat; es besteht aus zwei Artikeln: erstens, die verstreuten Glieder der italienischen Nation um das Haus Savoyen zu vereinigen, zweitens sodann, die organische und moralische Einheit dieses großen, neuen Körpers durch das lebendige Spiel der liberalen Institutionen zu schaffen.

Zu einem so ungeheuren, so langwierigen und folglich so gefährlichen Werk aber braucht die piemontesische Monarchie Unterstützung von außen. Und dieser Gesichtspunkt beweist den Scharfsinn Cavours. Die Siege von Magenta und Solferino verblenden ihn nicht; stets sieht er Österreich wie einen Keil südlich der Alpen eingeschaltet, furchtbar verschanzt in Verona, Peschiera, Mantua und Legnago, Herr des Adriatischen Meeres durch Venedig, Triest und Pola. Wer weiß, ob es nicht insgeheim auf Rache sinnt? ... Sechs Jahre später bestätigen ihm Custozza und Lissa, daß er mit Recht die österreichische Gefahr so sehr gefürchtet hat.

Welchen Verbündeten aber soll man wählen? England oder Frankreich?

Gewiß, seit Villafranca versagen die britische Regierung, Presse und Öffentlichkeit dem italienischen Volke nicht mehr ihre Gunst. Aber Cavour ist allzutief mit den Traditionen der englischen Politik vertraut, um sich ein-

zubilden, daß Großbritannien jemals ein Schiff oder einen Soldaten riskieren würde im Dienst einer fremden Sache, die nicht seine Lebensinteressen berührt. Folglich fragt er sich nur, ob es ihm seine diplomatische Unterstützung geben würde (was es im übrigen gerne tut).

Bleibt das Bündnis mit Frankreich. Auch hier sieht Cavour die Dinge sehr richtig. So unzusammenhängend und widerspruchsvoll auch die Politik der Tuilerien sei, zwei Punkte treten klar hervor: erstens, daß der Kaiser die Resultate von 1859 nicht wieder in Frage stellen lassen darf; zweitens, daß der Erwählte des französischen Volkes sich nicht mit Waffengewalt der italienischen Einigung widersetzen kann. Genügen diese beiden Punkte nicht, um auf die mehr oder weniger sichtbare, mehr oder weniger resignierte Hilfe der kaiserlichen Regierung eine Politik von großem Ausmaß zu gründen? Und dann kennt Cavour jetzt Napoleon III.; er weiß ihn zu behandeln. Er wird folglich so schnell wie möglich das französische Bündnis erneuern. Daher der Hymnus an den Prinzen Napoleon: Gesegnet sei der Friede von Villafranca! . . .

Um diese Politik durchzuführen, überträgt er die königliche Gesandtschaft in Frankreich seinem geschickten Sekretär Nigra, der den nach Neapel transferierten Villamarina ersetzt.

Auf seinen zeitweiligen Missionen im Jahre 1858 hat sich der junge Diplomat in den Tuilerien und in der Pariser Gesellschaft bereits außerordentliche Gunst erworben, eine Gunst, die noch fernerhin wachsen soll. Bald wird er eine der auffälligsten und sympathisch-

sten Gestalten am kaiserlichen Hofe sein. Salonmensch, Mann des Cercles und des Boudoirs, glänzender Plauderer, begabt mit Höflichkeit, Anmut und sogar — wie uns Saint-Simon den Abbé von Polignac geschildert hat, — „mit einer überzeugenden und kräftigen Beredsamkeit, voll treffender Ausdrücke und bezaubernder Wendungen, ein duftiger und einschmeichelnder Wohlredner", ist er noch überdies ein vortrefflicher Praktiker der Diplomatie, scharfsichtig, geschmeidig, geschickt, vernünftig, mit einem besonderen Talent, Hindernisse zu umgehen, sich die Türen zu öffnen, Auswege zu finden, versöhnliche Formen vorzuschlagen, die Grundsätze mit den Notwendigkeiten auszusöhnen; er ist folglich sehr gut gerüstet für die heikle Rolle, die ihm sein Chef zugewiesen hat.

Kaum hat Cavour die Zügel der Regierung wieder ergriffen, als er den annexionistischen Manövern in Mittelitalien eine fieberhafte Beschleunigung verleiht; er treibt alle seine Agenten in Parma, Modena, Florenz und Livorno an. „Fördern Sie die Kundgebungen", sagt er ihnen; „verdoppeln Sie Ihre Kühnheit; schlagen Sie einen drohenden Ton an! Es muß binnen kurzem den Anschein haben, als würde ich überflügelt."

So regnet es also unablässig Proteste aus Paris; und Thouvenels Vorstellungen, mögen sie auch weniger scharf sein als die Walewskis, sind nicht weniger dringlich. Aber Cavour hält ein letztes Argument, eine Trumpfkarte in Reserve, die nicht verfehlen kann, ihm die Zustimmung Frankreichs zu den geplanten territorialen Vergrößerungen zu verschaffen: die gleichzei-

tige Ausdehnung der französischen Grenzen bis an die Gipfel der Alpen, die Vereinigung Savoyens und Nizzas mit dem französischen Kaiserreich.

Wieso steht von neuem diese Frage, die man seit Villafranca hatte fallen lassen, zwischen den Kabinetten von Paris und Turin? Hat Napoleon III. sie wieder aufgenommen? Ist es nicht vielmehr Cavour, der sie durch Nigra oder durch den Grafen Arese in einer ihrer zahllosen Unterredungen mit dem Kaiser heimlich wieder aufnehmen ließ? Man weiß es nicht; denn die Unterhandlungen wurden offenbar ohne Zutun der offiziellen Diplomatie eröffnet. Doch einerlei! Nicht zweifelhaft — und das zu wissen, genügt — ist die geistige Haltung Cavours in dieser Episode. Mit dem Blick des Adlers, der aus ferner Höhe niederstößt und den ganzen Horizont überschaut, hat der Chef der piemontesischen Regierung zu dieser Zeit die gesamte Zukunft seines Vaterlandes vor Augen. Indem er sich über die flüchtigen Zufälligkeiten des Tages erhebt, begreift er, daß die Annexion Mittelitaliens, der erste Schritt zur italienischen Einigkeit, ein großes Opfer wert ist; daß im übrigen der Verlust einiger transalpiner Gebiete weder die Sicherheit noch den Reichtum, weder die Macht noch den Glanz des künftigen Italien berühren wird. Und wie immer, wenn ihm ein ernster Schritt notwendig erscheint, übernimmt er mutig die Verantwortung für ihn.

Am 22. März, nachdem man sich zwischen Paris und Turin verständigt hat, proklamiert Viktor Emanuel die Einverleibung Emilias und Toskanas in die piemontesische Monarchie. Zwei Tage später unterzeichnet Cavour den Vertrag, der die Provinz Savoyen und den Be-

SILVIO PELLICO

zirk Nizza mit dem Kaiserreich vereinigt; die Angliederung ist nicht eher endgültig, als bis sie durch einen Volksentscheid bestätigt wird.

Dieser Verzicht auf einen Teil des nationalen Gebietes bedarf der legislativen Sanktion. Am 26. Mai eröffnet die piemontesische Kammer, in der zum ersten Male die Vertreter Mittelitaliens erscheinen, die Debatte. Eine stürmische, dramatische Sitzung. Alle Feinde Cavours, Mazzinisten und Klerikale, greifen ihn mit äußerster Heftigkeit an, werfen ihm vor, daß er das Vaterland gedemütigt, verkauft habe. Besonders verschlimmert wird die Diskussion durch den wütenden Feldzug, den Garibaldi gegen den Abtretungsvertrag geführt hat. Er, der aus Nizza gebürtig ist, denunziert als ein Verbrechen la vendita vergognosa di Nizza a Napoleone; er verflucht den schändlichen Händler, der seine Geburtsstadt verschachert hat. Und wenn er ihn auch nur von ferne sieht, wirft er ihm wilde Blicke zu, „wie man einen Menschen betrachten würde, der einem die Mutter aus den Armen gerissen und sie auf den Markt geschleppt hat".

Aber der Ministerpräsident ergreift das Wort. Ruhig, stolz, alle Herausforderungen beantwortend, alle Beleidigungen mißachtend, legt er loyal die entscheidenden Motive des Vertrages dar, den er soeben unterzeichnet hat: „Dieser Vertrag ist ein integrierender Teil unserer Politik, eine logische, unvermeidliche Folge der bisherigen Politik, die uns bereits nach Mailand, Bologna und Florenz geführt hat — eine absolute Notwendigkeit für die Fortsetzung dieser Politik in der Zukunft . . ." Dann, mit einer wärmeren Stimme, nähert er sich dem heiklen

Punkt: „Ich sage mit tiefer Überzeugung, die Abtretung Savoyens und Nizzas war unerläßlich, um die französischen Massen in ihren freundschaftlichen Gefühlen gegenüber Italien zu erhalten; denn, mit Recht oder mit Unrecht, sie glauben, daß die Provinzen geographisch zu Frankreich gehören. Nun, man mußte das französische Bündnis befestigen, über das wir uns nicht hinwegsetzen können. Vergessen Sie nicht, daß Italien noch schwere Wunden an seinem Leibe trägt. Richten Sie Ihre Blicke nach Verona und nach dem Mincio; blicken Sie nach dem Süden, südwärts von Toskana, und sagen Sie mir, ob Italien nichts mehr zu fürchten hat! . . .“ Durch diese offene und kräftige Sprache, durch diese klare, genaue, solide, inhaltsreiche, überzeugende und bündige Beredsamkeit, die Macaulay an einem Burke oder einem William Pitt so sehr geschätzt hat, erobert Cavour die Versammlung, die am 24. März den Vertrag mit einer riesigen Mehrheit bestätigt.

3

Während im Palazzo Carignano diese ernste Debatte vonstatten geht, verbreitet sich in Turin eine verblüffende Neuigkeit, die sogleich ganz Europa durcheilt und überall Aufsehen erregt. Am Abend des 5. Mai hat sich Garibaldi, begleitet von seinen treuesten Gefährten, „den Tausend“, die er heimlich in einer Vorstadt von Genua gesammelt hatte, zweier Schiffe, der „Piemonte“ und der „Lombardo“, bemächtigt, um Sizilien zu erobern. Und die genuesischen Behörden, die alles mit ansahen, haben ihn ziehen lassen!

Der Mann im roten Hemd weicht geschickt den nea-

politanischen Kreuzern aus und geht am 11. Mai in Marsala an Land. Dann folgt der rasche, gewaltsame, siegreiche Zug nach dem Norden der Insel; die bourbonische Armee flieht überall vor den Flibustiern; und einige Tage später öffnet Palermo, das alte Panormus, die große blühende Handelsstadt, ungeachtet ihrer Wälle, ungeachtet ihrer Kanonen, ungeachtet ihrer zwanzigtausend Verteidiger dem Condottiere ihre Tore. Ein erstaunliches Heldenstück, das an die wunderbaren Taten der normannischen Krieger, der sarazenischen Piraten, der skandinavischen Wikinger erinnert — das die Phantasie sogar in legendäre Zeiten, zu den fabelhaften Eroberungen der Argonauten zurückversetzt . . .

Was jedoch bei diesem phantastischen Streich die Italiener vor allem begeistert, was die europäischen Kanzleien erschreckt, ist der Plan, den der siegreiche Held vor der ganzen Welt verkündet: Palermo ist nur eine Etappe, die erste Etappe des ruhmvollen Weges, auf dem er nicht eher innehalten wird, als bis er Neapel, Rom, Venedig, die ganze Halbinsel befreit hat, vom Adriatischen bis zum Tyrrhenischen Meer, vom Golf von Tarent bis zum Golf von Triest.

Wenn für die Italiener und für Europa der Zug der Tausend ein Theatercoup war, so war er es doch keineswegs für Cavour. Er kannte sämtliche Vorbereitungen. Wenn er sie geduldet hat, so hat er sie zumindest nicht unterstützt; denn er mißbilligt das Unternehmen, hält es für tollkühn, ahnt, daß es eine Sturmflut diplomatischer Proteste gegen das Kabinett von Turin entfesseln, Napoleon III. vielleicht Gelegenheit bieten, das piemontesische Bündnis zu lösen, und auf jeden Fall ganz zweifel-

los die Franzosen in Rom festhalten wird, von wo sie gerade abziehen wollten. Andererseits hätte er in seiner steten Besorgnis, das Risiko den günstigen Chancen anzugleichen und möglichst viele Trümpfe in sein Spiel zu mischen, gerne die Einigung Norditaliens befestigt, bevor er die neapolitanische Frage im großen eröffnete; er wünschte, daß „der jetzige Zustand noch einige Jahre dauere". Um das Königreich der beiden Sizilien allmählich in die Bahn Piemonts zu ziehen, versuchte er, zwischen den nördlichen und den südlichen Staaten ein föderatives Band zu schaffen, eine Art Liga, von der sich sein kluger Scharfblick alle erdenklichen Vorteile versprach. Und schließlich mußte Garibaldis große Geste den moralischen Charakter des Risorgimento ernstlich verändern. Bisher hatte sich das italienische Drama, wenigstens scheinbar, in den Grenzen des internationalen Rechts entwickelt. So hinterlistig und betrügerisch zuweilen die heimlichen Manöver waren, die offiziellen Regeln des politischen Spiels hatte man nie in offenkundiger Weise verletzt. Unter dem Gesichtspunkt juristischer Vorbehalte war der Krieg von 1859 einwandfrei. Was die darauffolgenden Annexionen betrifft, so hatten sie sich ohne Gewalt vollzogen, die Bevölkerung von Toskana, Modena, Parma und der Romagna begab sich freiwillig unter das Szepter Viktor Emanuels. Dagegen war der Überfall auf Sizilien vor dem Völkerrecht nicht zu verteidigen, das in ihm nur ein eklatantes Verbrechen, eine ungeheuerliche Briganten- und Piratentat sehen konnte.

Cavour hatte sich folglich diesem törichten Abenteuer energisch widersetzt und erklärt, daß er die Abfahrt der

Flibustier im Notfall manu militari hindern würde; er hatte sogar daran gedacht, Garibaldi verhaften zu lassen.

Aber der Urheber der Expedition hatte für seine Sache einen ebenso mächtigen, wie unerwarteten Bundesgenossen gewonnen — den König.

Dies ist ein seltsames, psychologisches Problem. Der Chef des berühmten Hauses Savoyen, der Sohn des frommen Karl Albert, durch seine Mutter und seine Frau mit den Habsburgern verschwägert, erzogen im Kultus monarchischer Grundsätze und Traditionen, unzugänglich bezüglich der Vorrechte seiner Krone, stolz auf seinen Stammbaum und sein Wappen, eifriger Christ, gewissenhafter Beichtgänger, faßt die lebhafteste Vorliebe und gleichsam eine freundschaftliche Zärtlichkeit für den nizzanischen Volksführer, der, Sohn armer Eltern, Matrose nach seinem Beruf, Abenteurer, gegen alle sozialen Hierarchien kämpft, alle Epaulettenträger verachtet, ein persönlicher Feind aller Tyrannen, Gendarmen, Sbirren und Zöllner ist, in seinem Priesterhaß noch exaltierter als in seinem Republikanismus, der den Papst verabscheut und ihn „den großen Betrüger, den großen Gaukler" nennt, der den vatikanischen Hof verflucht und ihn unablässig der Welt als „einen pestilenzialischen Pfuhl, eine Kloake der Schändlichkeiten, einen Schlupfwinkel für Heuchler und Marktschreier, einen Tummelplatz der Füchse und Krokodile" denunziert.

Daß Viktor Emanuel imstande war, sich mit einem solchen Menschen zu verständigen, könnte man nicht erklären, wenn nicht bei dem Herrscher zahlreiche Indizien eine „plebejische" Seite enthüllten. Trotz seines Rassendünkels liebte er seinen Monarchenberuf durchaus nicht,

außer soweit er das Militärische berührte. Er interessierte sich weder für die Politik noch für die Diplomatie, weder für die Finanzen noch für die Verwaltung. „Sie wissen nicht," sagte er eines Tages zu einem seiner Vertrauten, „Sie wissen nicht, wie schwer mich meine Königslivree bedrückt! . . ." Ebenso sträubte er sich gegen den Zwang des Zeremoniells, gegen die Vorschriften der Schicklichkeit und Eleganz, und fühlte sich nur bei einfachen Menschen, bei den Bauern und bei den Soldaten, wirklich behaglich. Diese Anlage scheint einer Legende, die zur Zeit seiner frühen Jugend viel Glauben fand, einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen: der wirkliche Sohn Karl Alberts sei in seiner Wiege erstickt, und man habe an seiner Stelle heimlich das Kind einer Bäuerin untergeschoben. Wie dem auch sei, die hitzige Rauheit des volkstümlichen Paladins gefiel ihm recht gut. Noch besser gefiel ihm aber an dem Condottiere der Patriotismus, der Mut, die Treue, der ritterliche Geist, die Liebe zu den Armen, der leidenschaftliche, heroische, uneigennützige Hang zu einem Leben der Gefahr.

Er war infolgedessen Feuer und Flamme für die Expedition nach Sizilien, und während insgeheim die Vorbereitungen vonstatten gingen, blieb er mit Garibaldi in ständiger Fühlung, hinter dem Rücken seiner sämtlichen Minister, durch die Vermittlung seiner Adjutanten; er schrieb ihm sogar eigenhändig: „Verlassen Sie sich auf mich und nur auf mich!"

So mußte also Cavour die Argonauten ziehen lassen.

Schnell aber hat er den Vorteil gesehen, den er aus der Situation ziehen kann. Er wird in auffälliger Weise den Schwabenstreich der Tausend desavouieren, wenn auch

nur, um für Piemont gegenüber Europa das Gesicht zu wahren. Wenn das Unternehmen scheitert, um so schlimmer für den Organisator; man wird ihn ins Meer werfen oder erschießen wie einstmals Murat in Kalabrien, und das Risorgimento wird diesen lästigen Don Quixote los sein, diesen „stierköpfigen Narren", der nicht hören will. Gelingt die Expedition, so ändert die piemontesische Regierung ihre Taktik. Solange die Angreifer auf sich selbst angewiesen sind, kommen sie nicht sehr weit: sie brauchen bald Verstärkungen, Waffen, Munition, Proviant. Dann wird ihnen Cavour unter dem Vorwand, sie zu unterstützen, heimlich seinen Willen aufzwingen; wird ihnen ein Programm, eine Richtung geben; wird sie zwingen, wohl oder übel in den Rahmen der offiziellen Politik zurückzukehren.

Am 6. Juni zwingt ihn die Übergabe Palermos, die Sache in die Hand zu nehmen; denn binnen kurzem, wenn das Glück Garibaldi noch weiter lächelt, wird sein Prestige auf der ganzen Halbinsel unwiderstehlich und er von nun an der wahre Führer der nationalen Bewegung sein. Nun, um keinen Preis darf die italienische Einigung durch das Volk und die Revolution erfolgen: nur durch Piemont darf Viktor Emanuel die Krone Italiens empfangen.

Der Entschluß ist um so dringlicher, als der Condottiere, der sich zum Diktator Siziliens erklärt hat, eine unerträgliche Haltung einnimmt.

Seine außerordentlichen Siege haben seine Macht über die Massen auf höchste gesteigert. Er besaß seit jeher die Gabe, die Massen zu bewegen, zu verblüffen, zu faszinieren. Bei ihm sind der Held und der Schauspieler

eines. Von engem, aber schlauem Verstand, von einer knappen, aber lebhaften und pittoresken Einbildungskraft, verfügt er in höchstem Grade über die Kunst des Sich-in-Szene-Setzens, über die Wissenschaft der Dekorationen und Kostüme, über das Geheimnis der ausdrucksvollen Haltung, der beredten Geste, des magnetischen Blicks, all jener kindischen und groben Hilfsmittel, die die Massen mitreißen oder beherrschen. Seit seiner Landung in Marsala ist er in den Augen der Sizilianer eine Art Messias geworden. Da man ihn im Schlachtgetümmel so ruhig, in der schlimmsten Gefahr so heiter sieht, hält man ihn für unverwundbar, und man erzählt, er habe zuweilen verächtlich die Falten seines großen Mantels geschüttelt, um die Kugeln, die ihn soeben durchlöchert hatten, zu entfernen. Als Herr des frommen Palermo hat er sogleich seinen wilden Antiklerikalismus abgestreift, um in der alten Kathedrale, die voll erhabener Erinnerungen ist, einer bischöflichen Messe beizuwohnen. Und hier, im roten Hemd, auf einem Throne sitzend, läßt er sich die Ehren eines apostolischen Legaten erweisen, in strammer Haltung, mit blitzenden Augen und begeisterter Miene, und während der Verlesung des Evangeliums zieht er seinen Säbel wie ehemals die normannischen Könige, die bestallten Verteidiger der heiligen Kirche.

Cavour hat folglich keine Zeit zu verlieren, wenn er die Richtung der nationalen Bewegung wahren will. Auch muß man eiligst unter dem kaum verhohlenen Beistand des piemontesischen Geschwaders die Verstärkungen schicken, die der Diktator mit großem Geschrei verlangt; denn eine neapolitanische Armee von dreißigtausend

Mann hat soeben die Straße von Messina überschritten, um Palermo zuückzuerobern.

Indessen wälzt sich in Turin eine Lawine diplomatischer Proteste über die königliche Regierung, deren Mittäterschaft an dem sizilianischen Abenteuer sich nicht mehr leugnen läßt. Österreich, Rußland, Preußen beschuldigen Piemont, der unverbesserliche Störenfried der europäischen Ordnung zu sein, und sie sprechen bereits davon, ihm mit Waffengewalt den Respekt vor seinen internationalen Pflichten beizubringen. Auch Frankreich protestiert. Selbst England beginnt die Folgen des garibaldischen Streifzuges zu fürchten, der ihm anfangs so sehr gefallen hat; es beauftragt seinen Gesandten, Sir James Hudson, seine Besorgnisse Cavour anzuvertrauen, welcher erwidert: „Eh, was können wir tun? ... Sehen Sie nicht, daß in ganz Italien die Blüte unserer Jugend unter die Fahnen Garibaldis eilt? Wenn die Regierung des Königs diesen nationalen Elan zerstören wollte, würde sie sich selbst zerstören, und bald hätten wir auf der ganzen Halbinsel von oben bis unten den Triumph der Mazzinianer, Republikaner, Anarchisten, eine furchtbare Verwirrung. Ist es das, was Europa will ...? Glauben Sie mir: um den Strom der revolutionären Ideen zu hemmen, muß das Haus Savoyen die moralische Autorität bewahren, die es sich dadurch erworben hat, daß es an die Spitze des Risorgimento trat. Wir beklagen das Unternehmen Garibaldis; wir unterstützen ihn nicht; verlangen Sie nicht von uns, daß wir ihn bekämpfen ..."

Während der piemontesische Minister, der sehr vorsichtig zu Wege geht, sich solchermaßen bemüht, vor den Verweisen und Drohungen der europäischen Diplomatie

die Fassung zu wahren, nimmt das süditalienische Drama plötzlich eine ernste Wendung. Die königliche Armee, die Sizilien zurückerobern sollte, wurde bei Milazzo schändlich geschlagen. Garibaldi bereitet sich vor, nach Kalabrien überzusetzen und auf Neapel zu marschieren.

In Cavours bewegtem Leben ist dies vielleicht die Stunde, da sein politisches Genie sich mit dem Höchstmaß an Scharfblick, Geschmeidigkeit und Kühnheit behauptet.

Der Sieg von Milazzo ist so grandios, daß er sich nicht ersparen kann, den Sieger zu beglückwünschen; aber in seinem Innern ruft er aus: „Gebe Gott, daß Garibaldi uns nicht in Neapel zuvorkommt!“ . . . Und er telegraphiert an den Admiral Persano, den Kommandanten der piemontesischen Flotte: „Verzögern Sie auf geschickte Weise, gleichgültig unter welchem Vorwand, die Überfahrt der Garibaldianer nach Kalabrien. Tun Sie Ihr Bestes, um das große Ziel zu erreichen, das wir uns gesteckt haben: Italien schaffen, ohne uns von der Revolution beherrschen zu lassen.“

Um der Revolution zuvorzukommen, bedient er sich aller Mittel — der Gewalt, des Betruges, des Verrats, des Charlatanismus, der Bestechung; er legt alle Bedenken und alle Scham beiseite; denn er will nichts Geringeres versuchen, als den neapolitanischen Thron zu stürzen, damit Garibaldi bei seiner Ankunft bereits die Monarchie Savoyens am Fuße des Vesuvs befestigt finde.

Am 30. Juli befiehlt er dem Admiral Persano, sich nach Neapel zu begeben und sich sogleich mit dem Marchese Villamarina zu besprechen, dem früheren Gesandten

Viktor Emanuels in Paris, der gegenwärtig bei Franz II. akkreditiert ist. Diese sind seine unmittelbaren Vermittler, die Hauptorgane der riesigen Verschwörung, die er ersonnen hat; ihnen gesellt er einige kühne Emissäre hinzu, die er reichlich mit klingendem Geld versieht; einer von diesen ist der junge Marchese Visconti-Venosta.

Und alsbald beginnt die Tragödie: stürmische Kundgebungen vor dem Palazzo Reale, Zusammenrottungen und Tumulte auf den Straßen, aufrührerische Reden, aufreizende Anschläge, Meutereien in den Kasernen, Intrigen und Komplotte bis in die Familie des Herrschers usw. . . . Es fällt einem schwer, sich vorzustellen, daß dies alles von einem eifrigen Royalisten, von dem Premierminister einer der ältesten Dynastien Europas veranlaßt, geleitet, unterstützt wurde.

Wie? hätte Cavour sagen können, haben sich die großen Politiker, Richelieu, Mazarin, Cromwell, Wilhelm von Oranien, Friedrich II., Napoleon I., Metternich jemals durch das Sittengesetz behindern lassen? Machiavelli hat ein für allemal die Spielregel festgesetzt, die die großen Reiche begründet und schützt, als er mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit, ein scharfsinniger Beobachter und strenger Logiker, erklärte, daß Ehre, Gerechtigkeit und Tugend in den Angelegenheiten des Staates nichts zu suchen haben; daß der Erfolg alle Mittel heiligt; daß Ruchlosigkeit und Verbrechen zuweilen für das Heil und den Wohlstand der Völker notwendig sind; als er schließlich schrieb: „Ein kluger Geist wird nie einen Menschen der außerordentlichen Handlungen wegen verurteilen, zu denen er im höheren Interesse seines Vaterlandes greifen mußte."

Aber so groß auch der Eifer Persanos, Villamarinas und ihrer Helfershelfer ist, die Bevölkerung Neapels reagiert nur sehr schwächlich; sie gestikuliert, sie redet, sie schreit, sie brüllt sich heiser; sie revoltiert nicht. Heimlich von den Agenten Mazzinis bearbeitet, wartet sie auf den „Roten Mann", ruft sie nach Garibaldi. Bis jetzt ist Cavours Propaganda in der Familie und nächsten Umgebung des Königs noch am wirksamsten. Der unglückliche Franz II. ist bald nur mehr von Verrätern umgeben, selbst seine Onkel, die Grafen von Syrakus, Trapani und Aquila gehen zum Feinde über. Am 5. September erfährt er, daß die Garibaldianer, die von Sieg zu Sieg eilen, bereits dicht vor Salerno stehen. Nun fühlt er sich unrettbar verloren, und begleitet von seiner heroischen Gemahlin, der schönen und katzenhaften Marie Sophie von Bayern, schifft er sich nach Gaeta ein, wo er den kleinen Rest seiner treugebliebenen Truppen zusammengezogen hat.

Die Verschwörung Cavours ist fehlgeschlagen. Der Rote Mann wird in Neapel einziehen, bevor das savoyische Banner mit dem weißen Kreuz auf dem Schloß von Sankt Elms gehißt werden konnte.

Am 7. September hält er inmitten der tollsten Ovationen seinen Einzug. Eine riesige Menge aller Klassen und aller politischen Schattierungen, Mazzinisten und Camorristen, Handwerker und Bürger, Patrioten und Klerikale, Priester und Kapuziner, Zuhälter und Lazzaroni, Galeerensträflinge, die ihre Ketten zerbrochen haben, Frauen aus der großen Welt in bunten Miedern, Frauen aus dem Volk mit zerzaustem Kraushaar, ja, sogar die schönen, fleischlustigen und liebespendenden Töchter

von der Porta Capuana, eine begeisterte, schreiende, rasende Bevölkerung wirft und drängt sich dem Helden zu Füßen, dessen erste Geste darin besteht, daß er sich in die Kathedrale begibt, wo durch ein unvermeidliches Wunder das Blut des heiligen Januarius in der geweihten Phiole sich augenblicklich verflüssigt.

Am nächsten Tag, noch berauscht von seinem Triumph, erklärt Garibaldi feierlich, daß er ohne Verzug nach Rom marschieren werde. Er scheut sich nicht, seine Absicht dem englischen Gesandten, Sir Henry Eliot, zu erklären, der sogleich Einwände erhebt: „Nach Rom marschieren! ... Was fällt Ihnen ein? ... Und die französische Garnison?" — „Was liegt daran?" erwidert der Diktator hitzig. „Rom ist eine italienische Stadt, und weder Kaiser Napoleon noch irgend jemand auf der Welt hat das Recht, mir den Einzug zu verwehren. Wenn die Franzosen Widerstand leisten, werde ich sie vertreiben ... Übrigens halte ich mich nicht lange in Rom auf. Nachdem ich Viktor Emanuel zum König Italiens proklamiert habe, ziehe ich nach Norden, greife die Österreicher an, erobere Venedig und halte nicht inne, bevor ich die ganze Halbinsel befreit habe! ..."

Der Augenblick ist für Cavour sehr kritisch. Was aber kann er tun? Nach allem, was er bisher gewagt hat, was kann er noch weiterhin wagen?

Indessen zögert er keine Minute; denn er hat die Krise, die nun eintritt, vorhergesehen, er hat sie zumindest als eine Möglichkeit in Betracht gezogen. Und nach dem 1. August, nachdem der Sieg bei Milazzo den Garibaldianern erlaubt hat, in Kalabrien einzudringen, hat er einen neuen Plan entworfen für den Fall, daß sie in

Neapel eintreffen würden, bevor die piemontesische Monarchie von dieser Stadt Besitz ergriffen hat.

Dieser in tiefster Heimlichkeit ersonnene und mit einer minutiösen Genauigkeit entworfene Plan übertrifft die Landung in Marsala um vieles an Kühnheit. Wäre der Condottiere gescheitert, er hätte schließlich nichts weiter riskiert, als erschossen zu werden; während der Chef der piemontesischen Regierung in dieser letzten Partie nicht nur seinen persönlichen Ruf, sondern auch die Ehre und das Los seines Landes aufs Spiel setzen will. Die Größe der Interessen, um die es sich handelt, die Nähe der Gefahr, die nationale Notwendigkeit rechtfertigen jedoch seine Kühnheit.

Sein scharfer Blick erkennt sogleich, daß die ungeheuerlichen Erfolge des Roten Mannes Piemont die Hegemonie über die Halbinsel zu entreißen drohen, und im Kreise seiner Vertrauten ruft er aus: „Die Dynastie Savoyen kann nicht dulden, daß ein einfacher Condottiere das Werk des Risorgimento durchführe. Sie muß selber erobern, was noch zu erobern ist. Um ihr Prestige in Mittelitalien wieder herzustellen, um den Süden an den Norden zu knüpfen, muß sie sich einen Weg durch die Kirchenstaaten bahnen, in die Marken und nach Umbrien einmarschieren, bis nach Neapel vorstoßen, die bourbonischen Truppen in ihrer Zuflucht Gaeta angreifen, falls sie noch imstande sind, sich zu schlagen, und so Garibaldi auf die einzige Rolle beschränken, die er mit Recht beanspruchen darf, „die eines heldenhaften Abenteurers . . .“

Aber mitten im Frieden, ohne die geringste Provokation, ein in den Augen der ganzen katholischen Welt

heiliges Gebiet, ein Gebiet, das unter dem Schutz der französischen Fahne steht, das Gebiet des Papstes überfallen zu lassen, ist ein so ungeheuerlicher Schritt, ein Schritt von einer derartigen politischen und moralischen Tragweite, daß Cavour, bevor er sich dazu entschließt, sich zumindest gegenüber Frankreich sichern will. Freilich schielt er immer mit einem Auge nach Wien. Werden nicht das gefährliche Abenteuer, in das er sich einzulassen gedenkt, und die Verwicklungen, die es notwendigerweise nach sich zieht, Österreich einen plausiblen Vorwand liefern, für Solferino Rache zu nehmen und die Lombardei zurückzuerobern? Ohne die — zumindest stillschweigende — Erlaubnis Frankreichs kann er nichts unternehmen. „Wir können nicht", sagt er, „uns über Frankreich hinwegsetzen, denn ohne es sind wir Österreich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert."

Nun, soeben besucht Napoleon III. die neuen Provinzen seines Reiches: Am 28. August ist er in Chambéry, wo Viktor Emanuel ihm durch den Innenminister Farini und den General Cialdini seine Grüße überbringen läßt.

Vor ihrer Abreise hat Cavour die beiden Sendboten in seinen Plan eingeweiht und sie beauftragt, ihn dem Kaiser zu enthüllen.

4

Während dieser letzten Monate hat sich der unglückliche Napoleon III. wohl kaum in seiner Allmacht glücklich gepriesen. Keinerlei Befriedigung, viele düstere Gedanken: das launische Glück hat ihm keinen einzigen Tag lang gelächelt.

Erstens haben ihn die zahllosen Verdrießlichkeiten, die

ihm die Annexionen in Mittelitalien bereiteten, restlos aus seinem italienischen Traum ernüchtert. Zuweilen — wie er an den Prinzen Albert schrieb — „hätte er die Halbinsel am liebsten auf dem Grunde des Mittelmeeres gesehen". Er denkt nur mehr daran, wie er seine Truppen aus Rom zurückziehen, wie er so gut wie möglich die verhaßte römische Frage liquidieren könnte.

Andererseits fühlt er an allen Höfen Europas ein unbesiegliches Mißtrauen gegen seine Person. Niemand glaubt mehr seinem Wort, man fragt sich stets, was er nun wieder anzettle, auf welch neuen Theatercoup man gefaßt sein müsse. Dieser allgemeine Argwohn betrübt ihn um so mehr, als er ihn nicht beleidigt; denn die Wolken seines menschenfreundlichen Mystizismus, die beständigen Schwankungen seines Geistes, das widerspruchsvolle Spiel seiner Ränke und Versprechungen verhindern ihn, einzusehen, daß er die ganze Welt betrügt, und er hält sich für die Ehrlichkeit selbst.

Ein wunderliches Zeugnis von seinem Seelenzustand in dieser Zeit ist ein Brief, den er am 25. Juli an Persigny, seinen Londoner Gesandten, richtete, und den er kurz darauf als eine öffentliche Beichte in den Zeitungen erscheinen ließ: „Zufolge des Mißtrauens, das seit dem italienischen Kriege überall um sich gegriffen hat, erscheinen mir die politischen Verhältnisse dermaßen verworren, daß ich Ihnen in der Hoffnung schreibe, eine völlig rückhaltlose Aussprache mit Lord Palmerston könnte dazu dienen, dieses Übel zu beseitigen. Lord Palmerston kennt mich, und wenn ich ihm etwas versichere, wird er mir glauben. Nun, Sie können ihm von mir sagen, daß ich seit dem Frieden von Villafranca nur ein

einziges Ziel habe: mit allen meinen Nachbarn, besonders mit England, im denkbar besten Einverständnis zu leben. Aber, um Gottes willen, erwirken Sie, daß die hervorragenden Männer, die an der Spitze seiner Regierung stehen, dieses ungerechte Mißtrauen beiseite lassen! Handeln wir offen und loyal gegeneinander als die ehrlichen Leute, die wir sind, und nicht wie Halunken, die einander zu betrügen suchen." Einige Tage später nahm er in einer Unterredung mit Lord Clarendon, der durch Paris reiste, die Frage wieder auf: „Warum," fragte er ihn, „warum hat England nicht mehr Vertrauen zu mir?" Der alte Lord erwiderte geradeheraus: „Weil alle Erklärungen, die Eure Majestät uns abgegeben haben, am nächsten Tag mißachtet wurden; weil Ihre Politik der jähen Schwenkungen ein allgemeines Unbehagen erzeugt; weil sich jeder des Morgens beim Aufstehen fragt, welche neue Überraschung Sie der Welt über Nacht vorbereitet haben." — „Nun also? . . . Da bleibt mir nichts übrig, als mich in mein Gehäuse zurückzuziehen und mich für nichts mehr zu interessieren!" — „Nichts könnte klüger sein, und sofern Eure Majestät bei diesem Entschluß verharren, wird das Vertrauen rasch zurückkehren . . ."

Aber seit dem erstaunlichen Heldenstückchen der Garibaldianer in Sizilien besaß Napoleon III. einen noch gewichtigeren Grund, unruhig und bekümmert zu sein. Er hatte sich verhältnismäßig leicht mit den Annexionen in Mittelitalien ausgesöhnt, da sie zugunsten Frankreichs durch die Einverleibung Nizzas und Savoyens aufgewogen wurden. Konnte er ebenso leicht die Annexion des Königreichs Neapel an Piemont hingehen lassen, da doch in dieser Annahme keinerlei Revancheposten fest-

gesetzt war? Wie in den Tagen von Plombières träumte er stets von einem dreigeteilten Italien: „Ein nördliches Königreich, ein südliches Königreich und zwischen beiden die päpstliche Herrschaft." Nun sollte plötzlich das törichte Unternehmen eines Abenteurers die Vollendung der italienischen Einheit beschleunigen! Welcher Abbruch für die französische Macht! . . . Selbst Prinz Napoleon geriet in Angst: „Wollen wir", sagt er, „vor unserer Türe eine große Nation von fünfundzwanzig Millionen Menschen entstehen lassen, die sich um eine jahrhundertealte Dynastie gruppiert? Wollen wir so den Einfluß opfern, den Frankreich seit unvordenklichen Zeiten auf die lateinischen Rassen besitzt? . . ."

Gewiß, Napoleon III. hätte das Königreich Neapel ohne weiteres retten können. Es hätte genügt, in Turin ein entschiedenes Veto einzulegen und dieses Veto durch die Entsendung einer Flotte in die Straße von Messina zu unterstreichen. Als ihn jedoch Franz II. um Hilfe bat, antwortete er dem neapolitanischen Gesandten: „Meine Lage ist recht schwierig. Man hält eine Revolution nicht durch Worte auf. Die Italiener sind gut beraten, sie werden niemals glauben, daß ich, nachdem ich das Blut meiner Soldaten für die italienische Unabhängigkeit geopfert habe, mein Geschütz gegen sie richten wolle."

Seither hat er sich, dem natürlichen Hang seines Charakters folgend, statt auf die Vorgänge zu reagieren, in das Schweigen seiner verschwommenen und fatalistischen Grübeleien gehüllt.

Er ist also ziemlich niedergedrückt, als am 28. August die Sendboten Viktor Emanuels nach Chambéry kommen, um ihn zu begrüßen.

Minister Farini und General Cialdini, von Cavour gehörig instruiert, nach einem langen Gespräch mit Dr. Conneau, der folglich seinen Herrn vorbereiten konnte, legen dem Kaiser die dringenden Gründe dar, die die piemontesische Regierung nötigen, in das päpstliche Gebiet einzudringen: „Wir können nicht die Revolution in Neapel triumphieren lassen. Um dort die Ordnung wiederherzustellen, müssen wir die Marken und Umbrien besetzen; aber wir werden die Provinz Rom nicht anrühren. Unsere militärischen Dispositionen sind bereits getroffen, die Bewegung wird sich in einigen Tagen vollziehen." Napoleon III. hört zu, ohne sie zu unterbrechen; dann sagt er mit seiner langsamen Stimme: „Meine Situation wird nicht behaglich sein, die Diplomatie wird ein großes Geschrei erheben . . . Ich werde wieder einen Kongreß vorschlagen müssen . . ." Was den moralischen Charakter des Unternehmens betrifft, das man ihm ankündigt, was die Ungeheuerlichkeit dieses Attentats auf das öffentliche Recht betrifft — nicht ein einziges Wort des Protestes. Der Kaiser zeigt nur für das Programm des strategischen Manövers einige Neugier; und sobald man ihn unterrichtet hat, lächelt er über den Gedanken, daß die päpstlichen Soldaten gezwungen werden sollen, sich zu schlagen. Die Audienz ist im übrigen sehr kurz. Als die Boten Viktor Emanuels sich erheben, um sich zurückzuziehen, reicht ihnen der Kaiser die Hand, liebenswürdig und höflich wie immer, und sagt: „Viel Glück, aber beeilen Sie sich."

Über diese berühmte Zusammenkunft in Chambéry, — die sich nur allzugut mit der von Plombières vergleichen läßt — besitzt man keinerlei Dokument französi-

schen Ursprungs; man ist folglich gezwungen, sich auf das Zeugnis der piemontesischen Emissäre zu verlassen, die sich übrigens in ihren Berichten nie widersprochen haben. Einige Historiker jedoch wollen nicht glauben, daß der Kaiser mit solcher Leichtigkeit die Plünderung des Papstes gebilligt habe; daß er vor allem diesen letzten Satz gesprochen habe: „Viel Glück, aber beeilen Sie sich!" Ihre Ansicht hat zumindest den ganzen Ablauf der Ereignisse gegen sich. Ferner ist zu bemerken, daß am 4. September — folglich sieben Tage vor dem Einmarsch in die Kirchenstaaten — der römische Gesandte, Herzog von Gramont, nach Paris telegraphierte: „Einer schriftlichen Mitteilung aus Turin zufolge habe der Kaiser, als er die Abgesandten König Viktor Emanuels in Chambéry empfing, ohne weiteres zugestimmt, daß Piemont sich die Kirchenstaaten annektiere, vorausgesetzt, der Papst behält seine Herrschaft in der heiligen Stadt." Nun, Napoleon III. hat keinerlei Dementi nach Rom geschickt, hat keinerlei Erklärung von Turin gefordert. Erst am 23. September, als „das Verbrechen von Chambéry" vollendet ist, als das piemontesische Attentat den Zorn ganz Europas erregt hat, telegraphiert Thouvenel an Gramont: „Der Kaiser brandmarkt die Politik Piemonts ebenso heftig wie wir. Er entrüstet sich über die Mittel, die man anwendet, um den Eindruck zu erwecken, als habe er auch nur ein einziges Wort geäußert, das Herrn von Cavour berechtigen könnte, sich in seinem abscheulichen Abenteuer ermutigt oder unterstützt zu glauben . . ." Aber es gibt noch ein entscheidenderes Argument. Wenn Napoleon III. dem Überfall auf die Kirchenstaaten nicht zugestimmt hätte, hätte

ihm die elementarste Vernunft geboten, Ancona und Perugia durch die französische Division, die in Rom stationiert war, besetzen zu lassen; und diese Truppenverschiebung, eine einfache Maßnahme der inneren Verwaltung, hätte das päpstliche Gebiet geschützt. Nun, er hat seine Truppen sorgfältig an den Ufern des Tiber zurückgehalten, während die kleine päpstliche Armee, diese Karikatur einer Armee, über die er in Chambéry gelächelt hat, allein mit den Angreifern handgemein werden sollte.

Und schließlich hat Cavour in einem Übermaß von Vorsicht und um ganz sicher zu sein, daß er auf das stillschweigende Einverständnis Napoleons III. rechnen dürfe, am 31. August den Grafen Arese nach Thonon geschickt, den Grafen Arese, Napoleons Freund aus seiner revolutionären Jugendzeit, mit dem er ehemals in dieser selben Romagna, in der nun „das abscheuliche Abenteuer" beginnen sollte, Krieg geführt hatte. Auch diesmal war der Kaiser „einverstanden". Und um jeder lästigen Auseinandersetzung mit seinen Ministern aus dem Wege zu gehen, begibt er sich sogar auf der Stelle nach Algerien.

Am 11. September marschieren unter dem dürftigen Vorwand, die Ordnung im Gebiet der Apenninen wieder herstellen zu wollen, fünfzehn piemontesische Divisionen, hundertsechzigtausend Mann, in den Marken und in Umbrien ein. Vor diesem Angriff zerrinnt und zerstiebt gleichsam von selbst die ebenso schlecht organisierte wie schlecht geführte päpstliche Armee, zwanzigtausend Mann stark, in Perugia, Orvieto, Foligno, Spo-

leto. Am 18. September ergreift sie schließlich bei Castelfidardo die Flucht, und wenige Tage später muß ihr Führer, der tapfere La Moricière, der einstige Held von Constantine und Mouzaïa, der soeben noch „das heilige Banner von Lepanto gegen die Barbaren des neunzehnten Jahrhunderts geschwungen hat", in Ancona kapitulieren. Von nun an ist der Weg nach Neapel offen.

Und jetzt beginnt der Epilog des Dramas; Cavour entfaltet hierbei nicht weniger Flinkheit und Geschicklichkeit als bisher.

Eine doppelte Aufgabe tritt mit äußerster Dringlichkeit an ihn heran. Es ist nötig, daß das Haus Savoyen in der Person seines Oberhauptes unverzüglich von Süditalien Besitz ergreife, und zu gleicher Zeit muß man Garibaldi erledigen.

Am 3. Oktober trifft Viktor Emanuel in Ancona ein, um sich an die Spitze der Armee zu stellen. Er ist glücklich; denn er kehrt nun wieder zu seinen Soldaten zurück. Frühmorgens erwachen beim hellen Klang der Reveille, unablässig den Lärm der Trompeten und Trommeln in den Ohren haben, keine papierenen Wische mehr lesen und von früh bis abend im Sattel sein. Damit schließlich nichts zu seinem Vergnügen fehle, nimmt er die schöne Rosine mit, die sich in ihrer Besorgnis, auf dieser kriegerischen Expedition eine edle Figur zu machen, mit ihren funkelndsten Juwelen und ihren grellsten Kleidern geschmückt hat. Aber er ist zugleich ein wenig traurig, denn er ist ein guter Katholik. Nun, der Papst hat ihn soeben als den „Berauber der Kirche" exkommuniziert, „hat die Fürsten und die Völker beschworen, dem Statt-

halter Christi Hilfe zu leihen gegen die vatermörderischen Waffen eines entarteten Sohnes". Um seine Gewissensbisse ein wenig zu mildern, sagt er sich immer wieder, daß er nur ein duldendes Werkzeug in den Händen Gottes sei, daß die Dinge nicht ohne das Zutun des Himmels diese Wendung hätten nehmen können. „Wie," sagt er zu seinen Vertrauten, „wie sollte man nicht annehmen, daß dies alles den Plänen Gottes entspricht, da wir doch trotz so vieler Irrtümer und so vieler Fehler nichts als Erfolge erringen? . . ." Der fromme Ludwig XI. liebte sehr die tröstliche und resignierte Formel: „Im übrigen hat es die Vorsehung so gewollt!"

Bald jedoch wird alles wieder in Ordnung sein. Am 7. Oktober setzt sich die Armee in Marsch. Der König läßt in Loretto einen kurzen Halt machen und versäumt nicht, vor der Santissima Casa der heiligen Jungfrau zu beten. Als er die wundertätige Kirche verläßt, tief in der Seele bewegt, die Augen noch geblendet von dem Schimmer der Reliquienschreine und Tabernakel, will er dem Bischof fünfzigtausend Franken anbieten. Sein Adjutant flüstert ihm zu: „Achtung, Sire; er wird sie nicht annehmen." Das Geschenk wird freudig entgegengenommen, und einen Augenblick später frühstückt der Bischof an der Tafel des Königs.

Am 26. Oktober begegnet Viktor Emanuel dem siegreichen Garibaldi bei Capua am Volturno, wo seine heldenhaften Freischärler soeben die letzten treugebliebenen Truppen Franz II. geschlagen und nach Paesa zurückgetrieben haben.

Zu Pferde, mit dem schwarzen Barett und dem roten Hemd, ein breites Tuch um den Hals, nähert sich der

Paladin in leichtem Trabe dem Monarchen. Dann nimmt er sein Barett ab und ruft: „Sei mir gegrüßt, König Italiens!“ Viktor Emanuel reicht ihm die Hand: „Seien Sie mir gegrüßt, bester meiner Freunde!“

Ein herzliches Gespräch entwickelt sich zwischen den beiden; sie setzen es fort, während sie Seite an Seite dahinreiten. „In welchem Zustand befinden sich Ihre Truppen?“ fragt der König. — „Sehr ermattet, Sire.“ — „Das wundert mich nicht, da sie sich so lange geschlagen haben! Meine Truppen sind völlig frisch; die Ihren können sich nun ausruhen . . .“

Etliche Tage später, als die piemontesische Armee Neapel besetzt, gibt man dem Roten Mann zu verstehen, daß seine Rolle beendet ist, daß man seine Dienste nicht mehr nötig hat. Viktor Emanuel bietet ihm allerlei schöne Belohnungen an, den Annunziatenorden, ein Schloß, eine Apanage, den Herzogstitel; der Condottiere weist alles zurück. Und am 9. November schifft er sich nach seinem felsigen Caprera ein, nachdem er sich jeder öffentlichen Kundgebung entzogen hat, die Augen blutunterlaufen und voller Wut, Feuer im Herzen, Lästerungen und Flüche auf den Lippen; und dennoch ist er in dieser Minute seines Lebens groß, ja, sogar von einer sehr edlen Größe, denn nach sechs Monaten einer völlig unkontrollierten Diktatur führt er nichts mit sich als einen Sack Mehl, eine Schachtel geräucherter Heringe, vier Taler, ein Stück Käse und eine Brotkruste.

IX

VOM SIEG ZUM TOD

Schwierigkeit der Aufgabe, die vor Cavour steht; veränderte Methode. – Die venezianische Frage; die ganze Lösung wird vertagt; aber die unverjährbaren Rechte der Italia irredenta werden feierlich vor Europa bestätigt. – Die römische Frage; geheime Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl, um einen freiwilligen Verzicht des Papstes auf seine politische und weltliche Herrschaft zu erlangen; günstiger Verlauf der Unterhandlung; jähe Schwenkung des vatikanischen Hofes. Cavour nimmt das Problem sogleich wieder auf, indem er versucht, sich mit Napoleon III. zu verständigen, damit dieser seine Truppen aus Rom abziehe. – Die innere Organisation des neuen Italien; der liberalistische Geist, den Cavour hineinträgt. – Der Garibaldi-Skandal; pathetische Sitzung vom 28. April 1861 in der italienischen Kammer. – Cavours Kräfte erschöpfen sich: Anfälle von bösartigem Sumpffieber; rasche Verschlimmerung. Die Beichte in extremis; Pater Giacomo und sein reuiger Exkommunizierter. Der Beichtiger wird vor das Inquisitionsgericht geladen. Die letzten Augenblicke Cavours; er stirbt am 6. Juni 1861.

I

Gegen Ende des Jahres 1860 begegnet Cavour auf seinem alltäglichen Spaziergang unter den Arkaden der Viale del Po dem Sekretär der französischen Botschaft d'Ideville, den er recht sehr schätzt. Er nimmt ihn unter den Arm und zieht ihn mit sich. Nachdem er ihn aufs genaueste über die laufenden Angelegenheiten befragt, nachdem er ihn ausgeforscht und sondiert hat, äußert er sich in sehr freien Worten über Napoleon III.; dann, mit einem Kopfschütteln, wie man es hat, wenn man einen Freund tadelt: „Ach, Ihr Kaiser wird sich niemals ändern! . . . Sein Fehler ist, daß er stets konspi-

rieren will. Aber weiß Gott, ob er das heute noch nötig hat! Ist er nicht unumschränkter Herrscher? Mit einem so mächtigem Lande wie dem Ihren, mit einer großen Armee und einem ruhigen Europa, was hat er da zu befürchten? Warum immer, zu jeder Zeit, seine Gedanken maskieren, nach rechts gehen, wenn man nach links will, und vice versa? ... Was für ein wunderbarer Verschwörer!" D'Ideville erhebt schüchterne Einwände: „Sind Sie nicht ein wenig streng, Herr Graf? Sind nicht Sie selbst früher einmal ein tapferer Verschwörer gewesen?" — „Ich? Ja, gewiß, ich habe konspiriert — aber nur, weil ich dazu gezwungen war, weil wir zu jener Zeit noch nicht die Stärksten waren. Was aber hindert Ihren Kaiser heute, den geraden Weg zu gehen, offen auf sein Ziel loszumarschieren? ... Doch nein, er zieht es vor, die Leute zu verwirren, sie auf eine falsche Fährte zu führen ... Er ist der geborene Verschwörer, er wird immer konspirieren!"

Diese Worte, die den lebhaften Stempel der Wahrhaftigkeit tragen, zeigen an Cavour einen jener Züge, durch den er sich sehr von Napoleon III. unterscheidet, die instinktive Fähigkeit, sich den Umständen anzupassen, eine fast mechanische Unterwerfung unter die Notwendigkeiten der Tat, eine vollkommene Leichtigkeit, Geschmeidigkeit, Wendigkeit in der Ausübung der Funktion, an der man vor allem den Staatsmann erkennt: der Funktion des realistischen Denkens.

Ja gewiß, Cavour hat konspiriert; er hat sogar seit zwei Jahren nichts anderes getan, und mit welcher Kühnheit, welcher Unverschämtheit, welcher Verachtung für alle Gesetze der Moral! Aber nur, weil damals ein konspira-

tives Vorgehen unerläßlich war. Heute hat sich die Situation geändert; andere Methoden werden unerläßlich: er wird folglich nicht mehr konspirieren; seine Diplomatie wird von nun an einwandfrei, korrekt, loyal und klassisch sein.

Es ist in der Tat eine neue Periode, die in der Geschichte des Risorgimento beginnt.

Zwei große Fragen, eine wie die andere gleichermaßen mißlich und schwierig, brennend und beängstigend, erheben sich noch vor der piemontesischen Regierung — die venezianische und die römische Frage. Sie kann ihnen nicht ausweichen; denn in seinen flammenden Reden in Neapel hat dieser Dummkopf von Garibaldi unaufhörlich erklärt, daß er bereit sei, diese beiden Fragen aus eigener Kraft, durch einen letzten Elan seiner Freischärler im roten Hemd zu lösen.

Es bestehen jedoch einige Unterschiede zwischen den beiden Fällen. Venedig ist in den Händen Österreichs, das außer seiner gewaltigen Stellung am Mincio soeben in den geheimnisvollen Zusammenkünften von Warschau die Grundlagen zu einer politischen Verständigung, ja vielleicht sogar zu einem Militärbündnis mit Preußen und Rußland geschaffen hat. Man darf folglich annehmen, daß, wenn Piemont den Wahnsinn beginge, Venezien zu überfallen, die Dinge nicht so hübsch verlaufen würden wie bei Castelfidardo.

Cavour weigert sich folglich mit mutiger Ehrlichkeit, die venezianische Frage anschneiden zu lassen; er erklärt vor dem versammelten Parlament: „So heiß unsere Liebe für Venedig, für die große Märtyrerin auch sei

wir müssen erkennen, daß ein Krieg mit Österreich momentan unmöglich ist, unmöglich, weil uns die militärischen Mittel fehlen, unmöglich, weil wir alle Mächte gegen uns haben . . . Nun, was sollen wir tun? Uns geduldig an die öffentliche Meinung Frankreichs, Englands, Deutschlands wenden, um sie aufzuklären und zu bekehren. Und sobald ihr die Wahrheit bekannt sein wird, muß ihr das klägliche Los Venedigs ein derartiges Mitleid einflößen, daß wir alsdann unserem Ziele um vieles näher sein werden. Wird sich die Befreiung durch die Waffen oder durch die Diplomatie vollziehen? Ich weiß es nicht; das ist das Geheimnis der Vorsehung . . ." So ist also die venezianische Frage vertagt; aber das Prinzip der berechtigten Forderungen, die unverjährbaren Rechte der Italia irredenta sind vor ganz Europa feierlich bestätigt.

Was dagegen die römische Frage betrifft, so sieht jetzt Cavour eine mögliche Lösung, eine Lösung, die natürlich jede Gewalttat ausschließt; denn es liegt auf der Hand, daß man den restlichen Teil der Kirchenstaaten, vor allem die Ewige Stadt, über der das Banner Frankreichs flattert, nicht mit den hastigen Methoden behandeln kann, die in der Romagna, in den Marken und in Umbrien so erfolgreich waren.

In einer Inspiration von erstaunlicher Kühnheit faßt der piemontesische Minister nichts Geringeres ins Auge, als persönlich mit dem Heiligen Stuhl über einen freiwilligen Verzicht des Papstes auf seine politische und weltliche Herrschaft zu verhandeln.

Daß diese Idee im Kopfe Cavours keimen konnte, begreift man kaum; denn seine schwerwiegende, antikleri-

kale Vergangenheit, der Abscheu, den er dem ganzen vatikanischen Hofe einflößt, die schrecklichen Bannflüche, mit denen ihn die Kirche als einen Räuber und Heiligtumsschänder belegt hat, machen ihn schließlich für eine derartige Unterhandlung kaum geeignet. Aber die Sache wird so geschickt eingeleitet, die Vorschläge, die aus Turin kommen, stellen die Frage auf ein so hohes Niveau, sie zeugen von einem so großzügigen Geist, einer so tiefen Achtung vor dem religiösen Gefühl, einer so festen Entschlossenheit, dem Heiligen Vater die volle Unabhängigkeit seiner geistlichen Macht mit allen Rechten, allen Ehren, allen Prärogativen, allem Prunk der höchsten Herrschaft zu verbürgen, daß die Unterhandlungen sehr rasch eine günstige Wendung nehmen. Cavour hat im übrigen, unter andern offiziellen Agenten, einen sehr schlauen, sehr scharfsinnigen Fürsprecher gefunden in der Person eines Jesuiten, des Paters Passaglia, der sich erst kürzlich durch seine schönen doktrinären Polemiken zugunsten der unbefleckten Empfängnis das Wohlwollen Pius' IX. erworben hat. Die Einzelheiten der Verhandlungen sind nicht genau bekannt. Man weiß jedoch, daß mehrere einflußreiche Mitglieder des Kardinalkollegiums, darunter der erste politische Ratgeber des Papstes, Kardinal Antonelli, den vorgeschlagenen Vergleich billigten. Am 21. Februar 1861 sind die Dinge bereits recht gut im Gange, so daß Cavour an den Pater Passaglia schreiben kann: „Ich hoffe, daß Sie mir noch vor Ostern einen Ölzweig senden werden, das Symbol des ewigen Friedens zwischen Kirche und Staat, zwischen dem Papsttum und dem italienischen Volke. Wenn dieser Friede zustande kommt, wird der Jubel der katho-

lischen Welt noch lauter sein als jener, der vor bald neunzehn Jahrhunderten den Einzug unseres Herres in Jerusalem empfing." Die Vereinbarung gewinnt in den folgenden Wochen klarere Gestalt: dem Papst werden konkrete Formulierungen unterbreitet. Doch am 21. März bricht plötzlich alles zusammen. Die Kardinäle, die die Unterhandlung aufs wärmste begünstigt haben, ziehen sich zurück; die offiziellen Agenten Cavours und sogar der Pater Passaglia werden aus Rom ausgewiesen. Was ist geschehen? Geheimnis. War es nur eine heftige Protestkundgebung der reaktionären Kardinäle, entfesselt durch den streitlustigen Kriegsminister, den unerschrokkenen Vorkämpfer der ultramontanen Selbstherrschaft, Mgr. de Merode? War es nicht zugleich eine jener verwickelten und einträglichen Intrigen, in die sich der Kardinal Antonelli nur allzuoft verstricken ließ, wie um seine Ähnlichkeit mit Mazarin zu vervollständigen? Man ist auf Vermutungen angewiesen. Aber von diesem Tage an zeigt sich Pius IX. völlig unzugänglich, wenn es gilt, seine weltliche Macht zu verteidigen. Bis zu seinem letzten Atemzug hört er nicht mehr auf, die völlige Unvereinbarkeit der päpstlichen Unabhängigkeit und der italienischen Einheit zu verkünden: „Man bestreitet mir", ruft er aus, „dieses Sandkorn, auf das ich meine Füße setze; man wird es mir nicht entreißen. Dieser Erdenwinkel gehört mir; Christus hat ihn mir gegeben; nur ihm werde ich ihn zurückgeben." Und sein Schmerz ist so scharf, daß er am 20. April während der Frühmesse plötzlich auf seinem Thron reglos zusammenbricht, das Gesicht blasser als sein Gewand, den Blick erloschen, Todesschatten in den Augen, ein Schauspiel für die Welt

und die Menschen: Spectaculum facti sumus mundo et hominibus.

Diese jähe Schwenkung des apostolischen Hofes ist für Cavour eine Katastrophe. Aber mit seiner gewohnten Elastizität erholt er sich unverzüglich von seiner Enttäuschung. Wie am Tage nach Villafranca sagt er sich: „Ich bin einen Weg gegangen. Man hat ihn mir abgeschnitten; gut, so werde ich einen anderen gehen."

Diesen anderen Weg hat er noch im selben Augenblick gefunden. Da er Pius IX. nicht bewegen konnte, daß er sich freiwillig seiner weltlichen Krone entäußere, wird er versuchen, sich mit Napoleon III. zu verständigen, damit er seine Truppen aus Rom zurückziehe; denn an dem Tage, da das Papsttum nicht mehr unter dem Schutze der französischen Bajonette steht, sind die Römer rasch so weit zu bringen, daß sie sich gegen die päpstliche Theokratie erheben und ihren Anschluß an die große italienische Familie fordern. Er bezweifelt im übrigen nicht, daß diese Kombination, sofern man sie nur in anständige Formulierungen hüllt, dem Träumer in den Tuilerien gefallen wird.

Seit Castelfidardo sind in der Tat die diplomatischen Beziehungen zwischen der kaiserlichen Regierung und dem Vatikan äußerst gespannt. Die Lage des Gesandten Gramont ist nicht mehr haltbar: „Ich lebe", schreibt er, „in einer Atmosphäre des Widerwillens und der Verachtung." Sogar der Kommandant der französischen Garnison, der sehr fromme General von Goyon, empfängt von Mgr. de Merode Komplimente folgender Art: „Sie sind das letzte Feigenblatt, das Ihr Herr benützt, um seine

Schändlichkeit zu decken!" Der Kaiser wird folglich mit Freuden jeden Ausweg billigen, der ihm gestattet, mit einem Minimum an Schaden die Fehler seiner römischen Politik aus der Welt zu schaffen.

Nachdem Cavour in bezug auf Paris den Boden für sein Manöver sondiert hat, bringt er entschlossen die Frage der weltlichen Macht vor die Öffentlichkeit der parlamentarischen Tribüne. Mit einem Pathos und einem Schwung, wie sie seine Sprache noch nie erreicht hat, erklärt er, daß Rom die Hauptstadt Italiens sein müsse und werde; aber er fügt hinzu: „Wir wollen nach Rom gehen, ohne daß Frankreich, das es besetzt hält, und der Heilige Stuhl, der dort residiert, Schaden leide. Wenn sogar Frankreich außerstande wäre, uns den Zutritt zu der heiligen Stadt zu verwehren, würden wir gegen seinen Willen nicht hingehn. Ebenso, wenn die Einverleibung des römischen Staates der Unabhängigkeit des Papstes, einerlei in welchem Ausmaß, schadete, wären wir der Ansicht, daß diese Einverleibung für Italien nicht weniger verhängnisvoll sein würde wie für den Katholizismus . . . So sagen wir folglich dem Papst: Heiliger Vater, die weltliche Macht verbürgt in keiner Weise Ihre Unabhängigkeit; verzichten Sie auf sie. Wir werden Ihnen dafür die geistlichen Freiheiten geben, die das Papsttum seit Jahrhunderten von allen katholischen Mächten vergebens fordert und von denen es mit Mühe und Not etliche Brocken erlangt hat durch die Konkordate, die ihm selber Fesseln anlegen. Diese Freiheiten bieten wir Ihnen voll und ganz und unbeschränkt;

ALESSANDRO MANZONI

wir deklarieren die freie Kirche im freien Staat, und wir werden diesen großen Grundsatz in der Verfassung des Königreiches niederlegen ... Ich habe das Vertrauen, daß die großmütige Seele Pius' IX. sich nicht des unvergänglichen Ruhmes berauben wird, die italienische Nation und die Kirche, die Religion und die Freiheit miteinander versöhnt zu haben!"

Gleichzeitig verhandelt er mit den Tuilerien, durch Vermittlung des Prinzen Napoleon, über die Grundlagen einer Vereinbarung, derzufolge Frankreich seine Truppen aus Rom zurückzieht, während Italien sich verpflichtet, das jetzige Gebiet des Heiligen Stuhles nicht anzugreifen. Man gelangt sehr bald zu einer prinzipiellen Einigung.

2

Diese Verhandlungen, mögen sie auch noch so gewichtig sein, da sie implicite das Vorspiel zu der Zerstörung der päpstlichen Theokratie bilden, sind gleichwohl nur eine Einzelheit in der erdrückenden Arbeitslast des Premierministers. Außer seinen diplomatischen Pflichten hat er noch die ganze innere Organisation des neuen Italiens auf seinen Schultern lasten, das heißt, die administrative Angleichung der kürzlich annektierten Provinzen, die Verschmelzung ihrer verschiedenartigen Gesetze und Sitten, die Eingliederung ihrer ökonomischen, fiskalischen, zöllnerischen, geldlichen Systeme und so weiter, ohne die Befriedung Süditaliens zu rechnen, wo die demagogischen Phantasien des Roten Mannes nichts hinterlassen haben als Aufruhr, Anarchie, Brigan-

tentum und Zerstörung. Auch wird man die Schwierigkeiten der Aufgabe nicht ganz ermessen können, wenn man sich nicht erinnert, bis zu welchem Grade seit den entlegensten Zeiten, seit dem Zerfall des karolingischen Reiches Italien stets partikularistisch und gibellinisch war, voll Antipathie gegen jede Zentralisation, widerspenstig gegen den modernen Grundsatz einheitlicher Großstaaten.

Was in diesem ungeheuren Werk des nationalen Aufbaus und der sozialen Kräftigung das Verdienst Cavours besonders erhöht, ist der liberalistische Geist, den er hineinträgt. Von mehreren Seiten her drängt man ihn, sich diktatorische Befugnisse verleihen zu lassen. Er erwidert mit heiterem Stolz: „Ich habe keinerlei Zutrauen zur Diktatur; ich glaube, daß man mit einem Parlament sehr viele Dinge tun kann, die einer absoluten Macht unmöglich wären. Eine dreizehnjährige Erfahrung hat mich überzeugt, daß ein ehrlicher und energischer Minister, der von den Enthüllungen der Tribüne nichts zu befürchten hat und der nicht dazu neigt, sich durch die Heftigkeit der Parteien einschüchtern zu lassen, von den parlamentarischen Kämpfen alles zu gewinnen hat. Ich habe mich nie so schwach gefühlt, als wenn die Kammern geschlossen waren. Außerdem könnte ich nicht meinen Ursprung verleugnen, die Grundsätze meines ganzen Lebens preisgeben. Ich bin ein Sohn der Freiheit; ihr verdanke ich alles, was ich bin."

Seine Gegner versäumen nicht, seinen Liberalismus gegen ihn auszuschlachten.

Eines schönen Morgens im April sieht man unerwar-

teterweise in Genua den Roten Mann an Land steigen, den die Wählerschaft Neapels soeben zum Deputierten gewählt hat. Sein Exil in Caprera, weit davon entfernt, ihn zu beruhigen, hat nur seinen Stolz gesteigert, seinen Groll verschärft, sein unersättliches Bedürfnis nach Schauspielerei und Abenteuern gereizt. Schäumend vor Wut, Feuer und Flamme, fordert er eklatante Belohnungen für die Kameraden seines Ruhmes; er erklärt, daß die Stunde gekommen sei, das Schicksal Italiens den plebejischen Klassen, „dem bewaffneten Volk" zu überantworten; er denunziert schließlich als Landesverräter „Cavour und alle die lügnerischen Lakaien, die ihm bei seiner verbrecherischen Politik dienen". Von Turin bis Palermo jagen diese stürmischen Deklamationen einen fieberhaften Schauder durch das Land; man könnte glauben, vor einem großen inneren Konflikt zu stehen.

Am 18. April wird die Angelegenheit vor der Kammer verhandelt. Aber nicht Cavour beginnt das Duell: sondern jener Mann, der ihm unter all seinen Landsleuten an Geisteskraft und Autoritätsgefühl am ehesten gleicht; der ehemalige Diktator von Florenz, Baron Bettino Ricasoli. Ein Patrizier aus altem Geschlecht, mit hartem Blick, verkniffenen Lippen, knochigem Kinn, straffer Haltung, zurückhaltendem Benehmen, verbirgt er unter seinem eisigen Äußeren die edelmütigste und leidenschaftlichste Seele; sein Gesicht ist so auffällig, trägt einen so energischen Stempel, zeigt eine so kräftige Individualität, daß man glauben sollte, ihm bereits unter den Gestalten Dantes oder auf einer Medaille des Pisanello begegnet zu sein. Mit einigen gebieterischen Worten vernichtet er Garibaldi: „Und wer wagt es also nach den

Zeiten, die wir soeben erlebt haben, wer wagt es, sich das Privilegium des Patriotismus und der Selbstlosigkeit anzumaßen? Wer beansprucht also, sich über die andern zu erheben? Nur ein einziger Kopf hat das Recht, uns zu beherrschen, der des Königs ... Viktor Emanuel hat unsere Nation geschaffen. Er ist unser Befreier. Es möge uns genügen, daß wir hinter diesem großherzigen Führer marschiert sind und daß wir uns sagen können: Indem wir ihm dienten, haben wir dem Vaterland gut gedient!" ... Während dieser großartigen Anklagerede, die die ganze Versammlung in Spannung erhält, flüstert Cavour seinem Nachbar ins Ohr: „Jetzt weiß ich, was wahre Beredsamkeit ist." Dann fügt er, immer praktisch, hinzu: „Wenn ich morgen sterbe, ist hier mein Nachfolger!"

Als der Held-Demagoge gezwungen ist, seinerseits auf die Tribüne zu steigen, verhaspelt er sich in seinen mühseligen und ungehobelten Sätzen. Zur Verzweiflung seiner Parteigänger, die die oberen Galerien besetzt haben, weiß er sich weder auszudrücken noch zu schweigen. Er faßt sich jedoch so weit, um „den Mann, der ihn zu einem Fremdling in Italien gemacht, den Elenden, der Nizza und Savoyen an Napoleon verkauft hat", mit Beleidigungen zu überhäufen.

Als der Sturm, den diese letzten Worte entfesseln, sich ein wenig beruhigt hat, erwidert der Premierminister, der unter der Flut von Beleidigungen plötzlich furchtbar blaß geworden ist: „Ich weiß, daß zwischen dem General Garibaldi und mir ein Abgrund liegt. Ich habe eine schmerzliche Pflicht erfüllt, die schmerzlichste meines Lebens, als ich dem König riet, die Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich zu billigen. An dem Schmerz,

den ich dabei empfunden habe, kann ich ermessen, was General Garibaldi empfinden muß, und wenn er mir diesen notwendigen Schritt nicht verzeiht, mache ich ihm daraus keinen Vorwurf . . ." Dann erhebt er sich über die persönlichen Gegensätze und entwirft meisterhaft die großen Linien seiner Politik. Ein Antrag, der sich von diesen Ideen leiten läßt, schließt die Debatte.

3

In den folgenden Tagen aber legt Cavour eine tiefe Mattigkeit an den Tag. Am 26. Mai sagt er zu seinem Freunde, dem Grafen von Salmour, den seine schreckliche Blässe beunruhigt: „Ich fühle mich nicht wohl. Seit jenem abscheulichen Disput mit Garibaldi kann ich mich nicht mehr erholen . . . Einerlei! Ich muß marschieren; das Land braucht mich." Am nächsten Tag und bis zum 29. Mai führt er im Palazzo Carignano mehrere sehr lebhafte Debatten über die Innenpolitik und die Zollreform durch.

Nun verschlimmert sich sein Zustand sehr rasch: Wechselfieber mit großen Schwankungen, Unterleibsschmerzen, galliges Erbrechen, Aufregungszustände mit Delirien, Kältegefühl in den Gliedern, alle Symptome des bösartigen Sumpffiebers. Er hat bereits mehrere Male an diesem Übel gelitten, dessen Keim er sich in den Reisfeldern von Léri zuzog, und sein kräftiger Organismus hat es stets sehr leicht überwunden. Heute aber ist seine körperliche Widerstandskraft zermürbt durch drei Jahre ungeheuerlicher, wahrhaft herkulischer Arbeit — von der er sich allzuoft in den Armen Omphales ausgeruht hat.

Am Morgen des 5. Juni sagt seine Lieblingsnichte, die Marchesa Alfieri, die sich keinen Augenblick von seinem Bett entfernen darf: „Onkel, Pater Giacomo ist gekommen, um sich nach Ihnen zu erkundigen. Wollen Sie ihn einen Augenblick empfangen?“ Er sieht sie fest an; er hat verstanden: „Laß ihn eintreten.“ Dann verlangt er, daß man ihn mit dem Geistlichen allein lasse.

Dieser Pater Giacomo vom Franziskanerorden ist der Pfarrer der Kirche Santa-Maria-del-Agnolo in Cavours Kirchensprengel. Sein Eintritt in das Zimmer des Sterbenden stellt vor sein priesterliches Gewissen ein Problem von schwerster Bedeutung; denn nicht nur, daß Cavour seit seiner Jugend jede religiöse Betätigung vernachlässigt hat; er wurde auch am 25. März 1860 vom Papst mit dem großen Bannfluch belegt, er nebst „allen Urhebern, Förderern, Beratern oder Mittätern des Attentats, das gegen den Heiligen Stuhl durch die Usurpation der Romagna begangen wurde“.

Der Franziskaner ist übrigens auf das Drama vorbereitet, das sich zwischen dem Sterbenden und ihm abspielen wird. Im Jahre 1856 hat Cavour ihm das Versprechen abgenommen, ihm in articulo mortis beizustehen. An jenem Tage fand ihn der Graf von Salmour, als er zu seinem Freund ins Zimmer trat, in seltsam heiterer und freudiger Stimmung: „Camillo, um heute morgen so aufgekratzt zu sein, mußt du eine recht gute Sache geleistet haben.“ — „Ja, die beste meines Lebens. Ich habe soeben meinem Seelsorger Pater Giacomo das Versprechen abgenommen, daß er, wenn ich ihn an mein Sterbelager rufe, mir die Sakramente verabreichen wird, ohne von mir irgend etwas zu fordern,

das ich nicht in Ehren bewilligen könnte." — „Hör' mal, du machst dich über mich lustig. Du bist gesund, robust, in der Blüte deines Alters; du hast noch reichlich Zeit, deine religiösen Vorsichtsmaßregeln zu treffen." — „Nein, ich mache mich nicht über dich lustig. Aber ich will nicht, daß es mir geht wie unserem armen Santa Rosa, dem man ein christliches Begräbnis verweigert hat, weil er nicht einen Widerruf seiner Rolle bei der Abstimmung über die Kirchengesetze unterzeichnen wollte, einen Widerruf, den er für unvereinbar mit seiner Ehre hielt. Ich will mich einem solchen Skandal nicht aussetzen, ich bin Katholik und will in meiner Religion sterben. Und dann vergiß nicht, daß meine Großmutter zur Familie des Heiligen Franz von Sales gehörte . . . Jetzt bin ich beruhigt. Mein Seelsorger ist ein frommer und würdiger Mann, er wird sein Versprechen halten. Und deshalb siehst du mich heute morgen so aufgekratzt!"

Nachdem man die beiden allein gelassen hat, nimmt Pater Giacomo Cavour die Beichte ab, erteilt ihm die Absolution und reicht ihm die letzte Wegzehrung, ohne von ihm irgendeinen Widerruf seiner gotteslästerlichen Taten zu fordern, die ihm die Exkommunikation eingetragen haben.

Der Franziskaner wurde für sein Betragen unter diesen Umständen sogleich nach Rom gerufen, wo ihm der für gewöhnlich so väterliche Pius IX. schwere Vorwürfe machte, daß er seinem Beichtkind nicht einen entschiedenen Widerruf auferlegt habe, bevor er ihn mit Jesus Christus vereinigte. Aber mit einer unbeugsamen Festigkeit des Charakters und der Grundsätze verweigert der

schlichte Mönch jede Rechtfertigung und beruft sich auf das unverletzliche Beichtsiegel. Als man ihn am nächsten Tage vor die Richter des Inquisitionsgerichtes fordert, beharrt er in seiner mutigen Haltung; er weigert sich hartnäckig, das innerliche Licht zu erklären, das ihn erleuchtet hat, als er dem Sterbenden seine Sünden erließ, als er dieser scheidenden Seele das Gotteswort reichte. Der Prozeß geht nicht weiter. Aus Milde und vielleicht auch ad evitandum scandalum majus, gestattet das schreckliche Tribunal dem Pater Giacomo, nach Turin zurückzukehren, erklärt ihn jedoch für unwürdig, in Zukunft das Pfarramt zu versehen.

Welchen Gefühlen aber hat Cavour gehorcht, wie war seine innere Stimmung, als er den Seelsorger von Santa-Maria-del-Agnolo an sein Lager rufen ließ? Ohne in ein Geheimnis eindringen zu wollen, das der Franziskaner — der schließlich der einzige Mitwisser war — dem Papste preiszugeben sich weigerte, haben der Historiker und der Moralist das Recht, sich diese Frage zu stellen, wie sie sich übrigens dieselbe Frage auch bei der letzten Beichte eines anderen, nicht weniger berühmten Exkommunizierten gestellt haben, bei der Beichte Talleyrands. Was diesen letzteren Vorfall betrifft, so ist man heute genau unterrichtet; man kennt das ganze Arsenal der Ausflüchte, Kniffe und Schliche, zu denen der große Komödiant seine Zuflucht nahm, bevor er einwilligte, „den Friedensvertrag zu unterzeichnen, den ihm der barmherzige König des Weltalls darbieten ließ". Bei Cavour nichts dergleichen: die Ehrlichkeit, die Offenheit selbst. Zuerst muß man beachten, daß er nicht die letzte Minute abgewartet hat, um an seinen Tod zu

denken. Bereits 1856 hatte er nach den Worten Salmours „seine religiösen Vorsichtsmaßregeln" getroffen, folglich zu einer Zeit, da er sich im vollen Besitz seiner freien Urteilsfähigkeit, seines freien Willens, in der vollen Kraft seiner Fähigkeiten befand. Was seine positiven Überzeugungen betrifft, so kann man seit seiner Jugend und vor allem seit seiner ersten Reise nach Paris im Jahre 1835 die allmähliche Emanzipation seines Denkens verfolgen; man gewahrt sehr bald, daß ihn die Dogmen nicht mehr interessieren: Dennoch hört er nicht auf, das Christentum als die höchste und wirksamste Befriedigung der religiösen Instinkte zu betrachten, die der Mensch in sich trägt, als eine wesentliche Grundlage für die Zivilisation der Völker und eine moralische Stütze für die Individuen. Kurz, ein nachsichtiger und mitfühlender Skeptizismus.

So muß wohl sein seelischer Zustand gewesen sein in dem Augenblick, da der Franziskaner sein Zimmer betrat.

Nun zur Frage des Widerrufs: Was ist zwischen ihnen vorgegangen? Man wird es nie wissen. Man darf indessen bezweifeln, daß Pater Giacomo versucht habe, seinem Beichtkind eine Bedingung aufzuerlegen, von der er im vorhinein überzeugt war, daß sie zurückgewiesen wird; man darf sogar annehmen, daß er, falls er es versuchte, nichts erreicht hat. In der Tat hat Cavour die Sakrilegien, die die schreckliche Bulle vom 25. März 1860 veranlaßten, nicht in einem persönlichen Interesse, nicht aus Gewinnsucht, Begier oder Ehrgeiz begangen — wie es bei Talleyrand der Fall war. Wenn der Minister Viktor Emanuels vor den Bannflüchen des Vatikans nicht zurückwich, so geschah es aus einer Erwägung, die in seinen

Augen allen anderen voranging, geschah es im höheren Interesse jener Sache, der er seine ganze Seele und sein ganzes Leben geweiht hatte — der Sache Italiens. In diesem Punkte konnte Cavour weder nachgeben noch Kompromisse eingehen, da sein patriotischer Glaube den religiösen Glauben bei weitem übertraf, da seine wahre Religion sein Vaterland war. Selbst um den Preis ewiger Vorteile konnte er nicht widerrufen. Er erinnert an jenen strengen Jansenisten, der, als man ihn aufforderte, ein doktrinäres Zugeständnis zu unterschreiben, erwiderte: „Ihr droht, mir die letzten Sakramente zu verweigern, wenn ich nicht Zeugnis ablege, daß mein Glaube falsch sei . . . Was liegt mir daran, arm zu sterben, da mich in meinem Grab ein Schatz erwartet!"

Kaum hat der Sterbende die letzte Wegzehrung empfangen, als man ihm den König meldet. Er richtet sich, so gut er kann, in seinem Bett auf: „Ah, Sire, wie vieles hätte ich Ihnen zu sagen, wie viele Papiere zu zeigen! . . . Aber ich bin zu krank . . ." Dennoch rafft er sich dazu auf, von den laufenden Angelegenheiten zu sprechen. Viktor Emanuel kürzt in sehr herzlicher Weise — denn er ist tief bewegt — die Unterredung ab.

Nachdem Cavour mit seinem Bruder, seiner Nichte und einigen vertrauten Freunden allein geblieben ist, fährt er ernsten Tones fort, als entrolle sich vor seinem geistigen Auge sein ganzes Werk, als verkünde er sein Nunc dimittis servum tuum, Domine: „Italien ist fast geschaffen. Es gibt keine Lombarden mehr, keine Piemontesen mehr, keine Romagnolen, keine Toskaner; wir sind alle Italiener. Aber da sind noch die Neapolitaner. Viel Korruption in ihrem Land! Es ist nicht ihr

Fehler, sie wurden so schlecht regiert. Man muß sie jetzt erziehen, ihre Sitten verbessern, sie den Gebrauch der Freiheit lehren. Vor allem keinen Belagerungszustand, keinen Belagerungszustand! . . . Dieser brave Garibaldi, ich hege keinen Groll gegen ihn. Er will nach Rom und nach Venedig ziehen; aber ich auch! . . . Was Tirol und Istrien betrifft, das ist eine andere Sache; das bleibt einer anderen Generation vorbehalten. Wir haben recht viel geschaffen; wir haben Italien geschaffen. Si l'Italia è, la cosa va . . ."

Indessen versagen plötzlich seine Kräfte; seine Stimme ist kaum noch zu hören. Sein alter, erschrockener Diener macht die naive Bemerkung: „Die Stimme des Herrn Grafen wird leiser. Wenn der Herr Graf nicht mehr spricht, lebt er nicht mehr."

Am 6. Juni gegen fünf Uhr morgens, nachdem er die letzte Ölung empfangen hat, beginnt die Todeskälte; er ist jedoch bei vollem Bewußtsein. Ein letztes Leuchten schimmert in seinen Augen; er sieht seine Nichte an. Er umarmt sie dreimal: „Lebwohl und noch einmal Dank, liebe Kleine!" Dann wendet er sich an den Pater Giacomo: „Frate, frate, libera Chiesa in libero Stato!" Um dreiviertel sieben stirbt er.

SCHLUSS

In dem wunderbaren zwölften Kapitel der Betrachtungen über die Größe und den Niedergang der Römer, in seiner Schilderung des „Zustandes Roms nach dem Tode Cäsars", gibt uns Montesquieu zu bedenken, welch ein Vorteil es für die großen Akteure der öffentlichen Bühne wäre, wenn sie die Wahl hätten, „die Rolle, die sie in der Welt spielen, in dem Augenblick enden zu lassen, da sie es selber wünschen". Und auf diese Weise erklärt er, warum so viele berühmte Römer zum Selbstmord gegriffen haben. Cavour liebte das Leben allzusehr, um es freiwillig zu verlassen, und es war das Leben, das ihn verließ, ohne ihm Zeit zu geben, sein Werk zu vollenden. Er starb vor dem fünften Akt; aber er hatte das Szenarium so klar geplant und entworfen, daß die Vorstellung bis zum Ende weiterging, als hätte der Protagonist auch fernerhin das Spiel geleitet.

Ein Jahr nach seinem jähen Hinscheiden schrieb eine sehr kluge Dame, die durch die edelsten Neigungen mit ihm verknüpft war, die Gräfin von Circourt, an Nigra: „Wenn man in Gedanken in die Zeit zurückkehrt, die unmittelbar auf diesen so grausamen Schlag folgte, wenn man die Situation, in die jene Katastrophe Italien versetzt hat, mit der jetzigen politischen Situation vergleicht, entdeckt man, daß die außerordentlichsten und entscheidendsten Erfolge, die Herr von Cavour davon-

getragen hat, das Werk seines Genies sind, das seine irdische Existenz überlebt. Nur an diesem Maßstab kann man die Dimensionen dieser großen, historischen Gestalt erkennen. Die Werke gewöhnlicher Menschen dauern nicht einmal so lange wie sie selbst; eine geschickte Kombination verschafft ihnen einen momentanen Triumph; ungünstige Umstände richten sie zugrunde. Der Graf von Cavour fährt fort, die Geschicke des Landes zu leiten, das er in einer fast wunderbaren Weise zum politischen Leben erweckt hat. Der Anstoß, den seine Hand ihm gegeben hat, bewahrt noch seine Kraft."

Die Erben seiner Aufgabe, Ricasoli, Rattazzi, Minghetti, La Marmoar sind tatsächlich nur in dem Maße erfolgreich gewesen, in dem sie sich von seinem Programm und seinen Methoden leiten ließen. Und so ist auch, was Rom betrifft, die berühmte Konvention vom 15. September 1864, deren Echo wie das Grabgeläute der päpstlichen Herrschaft durch die Welt schallt, nichts weiter als eine Umschreibung der Bedingungen, über die Cavour vor seinem Tode verhandelt hat, um den Abzug der französischen Truppen zu erreichen. Das Beispiel Venedigs ist nicht weniger frappant. Im Jahre 1866, nach Sadowa und durch die Hilfe Preußens, erhält Italien das venezianische Gebiet. Nun, 1858 hat Cavour erklärt: „Das Bündnis zwischen Italien und Preußen steht mit goldenen Lettern in dem Buch der zukünftigen Geschichte eingegraben." Zwei Jahre später, in den Tagen von Castelfidardo, unterstreicht er seine Erklärung: „Die Unabhängigkeit Italiens und die Unabhängigkeit Deutschlands setzen einander implicite voraus, denn sie sind die

beiden Ecksteine des neuen europäischen Gebäudes." Man sieht bereits in diesen Linien die preußisch-italienische Koalition vom 8. April 1866 vorgezeichnet — die übrigens Napoleon III. fieberhaft, mit allen Mitteln, begünstigte, als hätte er befürchtet, sein Sedan zu versäumen!

Was wäre aus Italien ohne Cavour geworden? Ebenso hat man sich mitunter gefragt, ob die amerikanische Revolution ohne Washington beendet worden wäre. Dies bedeutet nichts Geringeres als die Frage, was das persönliche Bemühen in der Regierung menschlicher Gesellschaften bedeute, was die Initiative, der Verstand, der Wille, die Kühnheit, das Genie eines Mannes im Kampf mit dem unendlich komplizierten Mechanismus der geheimnisvollen Kräfte, die die Welt lenken, vermag. Wenn uns Tolstoi die großen Dramaturgen der Geschichte als Marionetten, Hampelmänner und Wichtigtuer schildert, „die keinerlei Einfluß auf den unwiderstehlichen Gang der Tatsachen haben", so ist das offenbar nur ein Paradoxon. Übertrieb nicht aber umgekehrt Richelieu die Wirksamkeit dieser individuellen Aktion, unterschätzte er nicht ein wenig zu sehr den natürlichen Lauf der Dinge, als er mit seiner hohen, schneidenden Stimme erklärte: „Wenn man Luther eingesperrt hätte, sowie er anfing, Dogmen aufzustellen, hätte man die Reformation vermieden"?

Gewiß, niemand wird behaupten wollen, daß Cavour der einzige Schöpfer des Risorgimento war. Die italienische Wiedergeburt, seit langem vorbereitet, Jahrhunderte hindurch im Schoß der Volksmassen gehegt, seit Dante und Petraca von allen Denkern und Dichtern verkündet, war in höchstem Maße eine Kollektiverschei-

nung des nationalen Gewissens. Aber es stand nicht im Buche des Schicksales geschrieben, daß sie sich zu der Stunde und in den Formen vollziehen müsse, wie sie sich unter dem Einfluß Cavours vollzogen hat. Weit entfernt! Wenn die Organisation und Führung der Befreiungsbewegung in den Händen der revolutionären Sekten geblieben wäre, hätte sich das nationale Drama zusammenhanglos und unfruchtbar entwickelt. Der Abschluß wäre vielleicht erst zwanzig, vielleicht dreißig Jahre später gekommen, nach unzähligen, fruchtlosen Revolten, Aufständen und in Blut erstickten Verschwörungen! An dem Tage dagegen, an dem Cavour das Ruder ergreift, verändert sich alles, sowohl die innere wie die äußere Politik. Der italienische Patriotismus diszipliniert sich unter dem Banner Savoyens; ein neuer Geist beseelt ihn: keine Zwietracht, keine Zersplitterung, keine Schimären mehr; eine geregelte, folgerichtige, realistische Aktion. Von nun an sieht man die entscheidenden Ereignisse mit einer unbeugsamen Logik entstehen und aufeinander folgen, als ob eines das andere auslöse. Und diese Ereignisse heißen der Reihe nach die Entsendung eines Expeditionskorps in die Krim, der Pariser Kongreß, die Zusammenkunft in Plombières, das französisch-piemontesische Bündnis vom 28. Januar 1859, Magenta, Solferino, der Vertrag von Zürich, die Annexion der Herzogtümer, der Romagna und Toskanas, die Zusammenkunft von Chambéry, Castelfidardo, Neapel, Palermo und schließlich die Proklamation des italienischen Königreichs. Wie sollte man in dieser wunderbaren Verzahnung nicht die wirkende Hand und den leitenden Gedanken erkennen?

Wenn man versucht, sich von den persönlichen Mitteln Rechenschaft zu geben, die Cavour gestattet haben, solche Resultate zu erzielen, sieht man, daß ihnen vor allem die Einheit gewisser Fähigkeiten zugrunde lag, die für gewöhnlich, sofern sie hervortreten, miteinander unvereinbar sind, wie zum Beispiel: Kühnheit und Klugheit, Geschmeidigkeit und Zähigkeit, ungestüme Energie und einschmeichelnde Grazie, methodische Berechnung und prophetische Voraussicht, scharfer Verstand und kräftige Intuition, lebhafteste Phantasie und kälteste Vernunft, eine gleichmäßige Fähigkeit, die allgemeinen Ideen und die positiven Tatsachen, die materiellen Interessen und die öffentlichen Leidenschaften zu begreifen. Auf diese Weise konnte er zu gleicher Zeit ein Mann der nationalen Krise und ein Mann der ordentlichen Regierung sein. Sein Rang in der höchsten Hierarchie der großen Staatsmänner ist unübertroffen.

INHALT

Einleitung 9
I. Die Jugend 11
II. Die politischen Anfänge 57
III. Cavour und die Sphinx 61
IV. Das Attentat Orsinis 102
V. Die Zusammenkunft von Plombières 154
VI. Die Heirat der Prinzessin Klothilde mit dem Prinzen Napoleon..... 183
VII. Solferino und Villafranca 227
VIII. Der Staatsmann und der Condottiere 256
IX. Vom Sieg zum Tod 297
Schluß 316

BILDER

Graf von Cavour ..... Titel
Karl Albert, König von Sardinien 16
Viktor Emanuel II., König von Italien 48
Louis Napoleon Bonaparte 88
Eugenie, Kaiserin von Frankreich 112
Giuseppe Garibaldi 144
Giuseppe Mazzini 168
Papst Pius IX. 192
Kaiser Franz Joseph I. 224
Otto von Bismarck 248
Silvio Pellico 272
Alessandro Manzoni 304

Die Bildnisse von Karl Albert, Garibaldi, Mazzini und Manzoni wurden von Fratelli Alinari in Florenz zur Verfügung gestellt

Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzig